

PREIS 2 MARK

Mai 1912

PREIS 2 MARK



Reichstag.  
Gesamtliche  
Druckfuge.

Eine deutsche Monatsschrift, herausgegeben von  
**Ludwig Stein**

Aus dem Inhalt dieses Heftes:

Bildnis des Staatsministers a. D.  
Dr. Sigurd Ibsen.

Professor Dr. Ludwig Stein: Politische  
Legendenbildungen. Stimmen führender  
englischer Politiker über Deutschland

Staatsminister a. D. Dr. Sigurd Ibsen:  
Machtpolitik und Kulturpolitik.

Richard Eickhoff: Italien und die Inter-  
parlamentarische Union.

Dr. v. Bilgner: Das grosse ? von Libyen.

Dr. Hugo Böttiger, M. d. R.: National-  
liberale Parteikrisis.

Justizrat Dr. Baumert: Der 2. interna-  
tionale Hausbesitzerkongress und die  
Bestrebungen der Haus- und Grundbe-  
sitzervereine Deutschlands.

Hans Rottmann: Kuropatkin über die  
auswärtige Politik Russlands im 20. Jahrh.

M. Roloff: Die Jungtürken.

Dr. Franz Lipp: Italienische Königs-  
mörder. Einskrininal-psychiatr. Studie.

Otto Corbach: Soziale Nöte in „freien“  
Berufsarten.

Wilhelm Bloem: Die Kinematographie  
und das Grammophon im Dienste der  
Naturwissenschaft.

Architekt A. Venitz: Das Theater der  
Neuzeit.

Geheimrat Professor Eduard König:  
Sage und Mythos in bezug auf den  
„ewigen Juden“.

Gustav Falke: Der lustige Schweinekrieg.

Professor Dr. Alfred Klaar: Kleinst-  
probleme.

Selma Lagerlöf: Der Spiritus. (Schluss).

Oskar von Schütte: Richtet nicht ...  
Roman. (Fortsetzung).

Rundschauen.

Preis pro Heft 2 Mk., pro Quartal (3 Hefte) 6 Mk., pro Jahrgang (12 Hefte) 24 Mk.  
(Zeitung-Preisliste)

Verlag der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender A.-G. Breslau III

Mai 1912.

Inhalt.

Seite		Seite	
Bildnis des Staatsministers a. D. Dr Sigurd Ibsen . . . . .	138	Dr Franz Lipp Italienische Königsmördere. Eine Kriminal-psychiatrische Studie . . . . .	186
Professor Dr Ludwig Stein Politische Legendenbildungen. Stimmen führender englischer Politiker über Deutschland . . . . .	141	Otto Corbach Soziale Nöte in "freien" Berufssarten . . . . .	193
Staatsminister a. D. Dr Sigurd Ibsen Machtpolitik und Kulturpolitik. Autorisierte Überzeugung aus dem Norwegischen von Åleha Sternberg. I. . . . .	149	Wilhelm Bloem Die Kinematographie und das Gram- mophon im Dienste der Naturwissen- schaft . . . . .	197
Richard Eichhoff Italien und die Interparlamentarische Union . . . . .	154	Dr. rer. nat. et pol. M. Ernst Pathologisch oder Kriminell? . . . . .	199
Dr von Vilguer Das große ? von Libyen . . . . .	158	Architekt A. Benig Das Theater der Neuzeit . . . . .	206
Dr Hugo Böttger, M. d. R. Nationalliberale Parteitüisis . . . . .	160	Geheimrat Prof. Eduard König Sage und Mythus in bezug auf den „ewigen Juden“ . . . . .	217
Dr Baumert Der 2. internationale Hausbesitzer: longress und die Bestrebungen der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands .	163	Gustav Falke Der lustige Schweinekrieg . . . . .	221
Hans Rottmann Europäerin über die außwärtige Politik Rußlands im 20. Jahrhundert . . . . .	168	Professor Dr Alfred Klaat Kleistprobleme . . . . .	223
M. Noloff Die Jungtürken . . . . .	173	Selma Lagerlöf Der Spiritus. Einzig autorisierte Über- tragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos (Schluß) . . . . .	234
Mundschau Politische Mundschau (Dr C. Mühlung) . . . . .	254	Oskar von Schütte Nicht nicht . . . Eine Erzählung aus den Bergen (Fortsetzung) . . . . .	240
Sozialpolitische Mundschau (Senatepräsident am Reichsversicherungsamt Dr Flügge) . . . . .	257		
Koloniale Mundschau (Otto Jöhliger) . . . . .	259		
Theologisch-kirchliche Mundschau (Theodor Kappstein) . . . . .	262		
Literarische Mundschau (Friedrich Stein—Berlin) . . . . .	263		
Musikalische Mundschau (Walter Dahms) . . . . .	266		
Wirtschaftliche Mundschau (Horatio) . . . . .	267		
Österreichische Mundschau (Dr J. Sinnreich, Wien I) . . . . .	269		

"Nord und Süd" erscheint am 1. jedes Monats.  
Preis pro Exemplar (3 Hefte) 6 Mark, Einzelhefte 2 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

**Alleinige Inseraten-Annahme: Annonen-Expedition Rudolf Mosse**

Berlin SW., Breslau, Köln a. Rh., Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg,  
Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Insertionspreis: pro 46 mm breite Zeile (Rudolf Mosse's Normal-Zeilenmesser No. 5)  
70 Pf. Beilagen-Gebühren: 6 bis 8 Mk.  $\frac{9}{10}$ .

# Werkstätten Bernard Stadler

## Paderborn

Zusammenarbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker.

Im neuzeitlichen Geiste durch Max Heidrich entworfene  
Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durch-  
dachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in sich  
schön durch die Wirkung des Holzes und die  
feinfühlig abgewogenen guten Verhältnisse  
best gepflegte Hölzer; nur aller-  
♦ ♦ beste Polsterzutaten ♦ ♦  
Maschinenbetrieb zum Ausarbeiten  
des Holzes; sorgfältiger handwerks-  
mäßiger Zusammenbau auch der ganz  
schlichten Stücke ♦ Einzelanfertigung in ver-  
ständnisvollem Eingehen auf besondere Wünsche.

Ausführliche Vorschläge für jede Preislage kostenlos.

---

Besonders preiswert:

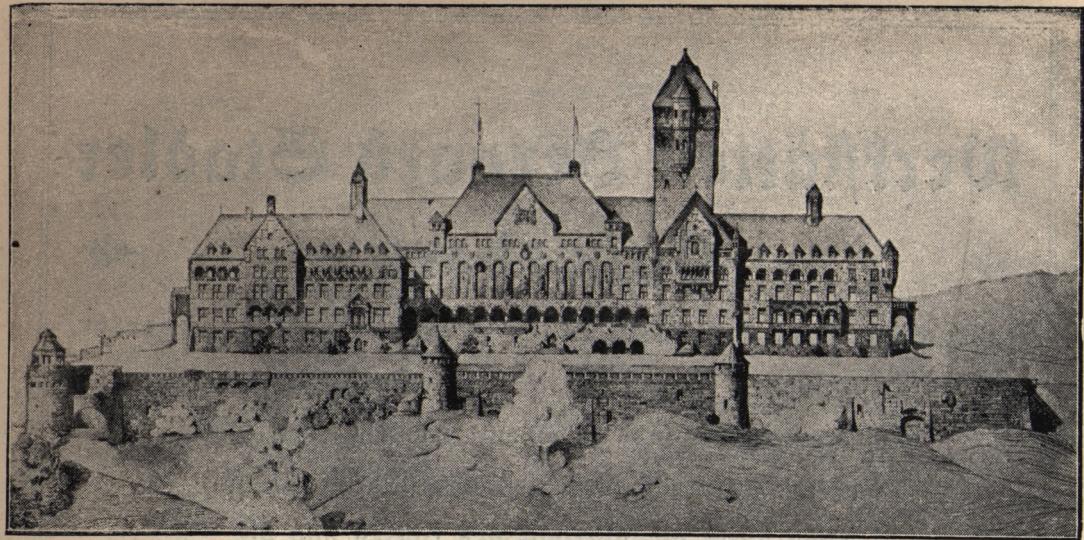
---

Bürgermöbel, vollständige Zimmer für etwa 300—1000 M.  
Gartenmöbel, auch in geschweiften Formen, Beleuchtungskörper, Teppiche,  
Bezug- und Vorhangsstoffe ♦ Auserlesenes Kunstgewerbl. Kleingerät.  
Preisbuch h 1. enthält auf 64 Seiten 170 Abbildungen ♦ Preis 1 Mark  
Wohnungs-Ausstellungen und Verkauf:

Berlin W. 30 ♦ Bremen ♦ Düsseldorf ♦ Hamburg I  
Traunsteiner Straße 6      Obernstraße 14      Bleichstraße 6      Mönckebergstraße 11

Paderborn ♦ Leipzig

Marienplatz 12      im Hause August Polich



**Das deutsche Kaiserstift zu Gelnhausen.**

Als eine Huldigung des deutschen Volkes zum nächstjährigen 25-jährigen Regierungsantritt Kaiser Wilhelms soll die Burg Gelnhausen als ein Erholungs- und Kurheim größten Stils für die geistigen Arbeiter der Nation aus allen Berufskreisen und Ständen als deutsches Kaiserstift errichtet werden. Es soll zugleich eine Pflegestätte deutschnationalen Geistes und ein Sammelpunkt gemeinnützigen und wohltätigen Strebens aller vaterlandsliebenden Deutschen sein. Gelnhausen, die alte freie Reichsstadt, die sowieso als heilkräftiges Bad gern besucht wird, soll dieses Nationalunternehmen beherbergen. Ein besseres und leuchtenderes Denkmal zur Erinnerung an das erste Vierteljahrhundert, das unser jetziger Kaiser im vollsten Frieden regieren konnte, kann es wohl nicht geben, und es ist wirklich notwendig, dass für dessen Verwirklichung alle patriotischen Männer und Frauen freudig und tatkräftig mithelfen.

## Sanatorium Schierke im Harz

am Fusse des Brocken

Physikal.-diätet. Heilanstalt für Nervenleidende, Herz- und Stoffwechselkranke, Erholungsbedürftige, Rekonvaleszenten etc. Alle modern. Kureinricht. vorhanden

Anerkannt schöne und geschützte Lage

Das ganze Jahr geöffnet. San.-Rat Dr. Haug.

## Bad Landeck (Schles.)

Schwefelthermen mit höchster Radioaktivität (206 Einheiten)

Moorbäder. Natürliches Radium-Quell-Emanatorium.

Waldreichster Terrain-Kurort (450 Meter üb. d. Meer). Bewährt bei Frauenkrankheiten, Sicht, Rheumatismus, Nervenleiden, Hautkrankheit, Schwäche, Rekonvaleszenz. Kurzeit: April - Oktober. Bejuchziffer: 13500 Personen. Hochquellen-Wasserleitung. Elektrische Beleuchtung. Ausführl. illust. Prospekt kostenlos d. d. Städtische Bad-Verwaltung.



## Salzbrunner Oberbrunnen

heilt

Katarrhe der Atmungs- und Verdauungsorgane, Gallensteine, Nieren- und Blasenleiden, Emphysem, Asthma sowie

Folgen der Influenza.

Versand: Gustav Striebold, Bad Salzbrunn i. Schles.

RÜHMIGST BEKANNE MARKE  
SCHUTZ-MARKE

**Spiess-Stiefel**

QUALITÄT ELEGANZ PASSFORM

Special M. 16.50  
Excelsior M. 18.50

W. SPIESS SCHUHFABRIK  
G. M. B. H.  
STUTTGART

## Ihr Charakter,

Geist, Gefühl wird nach Ihrer Schrift beurteilt. Einzelheit. von günstigem Einfluss. Spezialist nur für Gebildete seit 1890! Prospekte gratis.

P. Paul Liebe, Schriftsteller,  
Augsburg I, N-Fach.

Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin S.O. 36 („Agfa“)

Sicherheit des Arbeitens und damit Vertrauen auf Erfolg erwirbt sich,  
*wer mit zuverlässigen  
Photomaterialien ständig arbeitet,*

denn auch zuverlässige Materialien können bei ungenügender Kenntnis ihrer Eigenschaften Fehlresultate hervorrufen und unzuverlässige Materialien gewähren selbst bei ständigem Gebrauche keine Sicherheit.

Prüfen Sie daher die leistungsfähigen,  
absolut zuverlässigen,  
erprobte haltbaren

## „Agfa“ - Photoartikel

und arbeiten Sie ständig damit!

Sie werden Fehlresultate vermeiden!

Näheres über

„Agfa“

-Platten  
-Belichtungstabellen  
-Entwickler  
-Hilfsmittel  
-Blitzlichtartikel

} im  
16 seitigen  
reich  
illustriert

Gratis durch Photohändler.

## „Agfa“- Prospekt 1912



### MARIENLYST

Kur- u. Seebad, Helsingør, Dänemark

In  $\frac{3}{4}$  Stunden mit dem Schnellzug von Kopenhagen zu erreichen. Größtes und fashionabelstes Badeestablishement des Nordens. Waldreiche Gegend. Starke salzige Kattegatsbäder. Warme und medizinische Seebäder. Grosser Kurpark. Konzertsaal, Kasino, Theater, Sportplätze usw. Unter derselben Leitung: Palast-Hotel, Rathausplatz, Kopenhagen. Hotel „König von Dänemark“, Kongens Nytorv, Kopenhagen.



Bilz' Sanatorium  
Dresden-Radebeul



„Zur Frühjahrskur bestens empfohlen.“

Nordseebad Lakolk

auf Röm •••••

Deutsches Familienbad. Vorzügl. Verpflegung. Wohnen in einzelnen Blockhäusern. Prachtvoller Strand. Keine Kurtaxe. — Auskunft erteilt die Badeleitung.



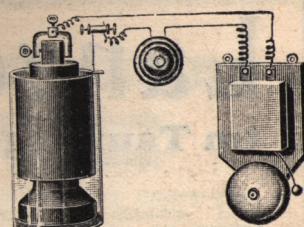
Sie müssen

noch heute Dr. Draches' Büstenelixier bestellen. Probeflasche gegen Einsendung von Mark 1.20, Originalflasche Mark 5.— Wirkung verblüffend!

E. H. Wolf, Chem. Industrie Berlin C. 25, Postfach 7.

Prima Kanarien - Edelroller

wunderb. Tourensänger in herrlich. Klangfarbe, n. Güte 8, 10, 12, 15 b. 30 M. Zuchtblaub. 3 u. 4 M. Nach. Gar. f. Wert, leb. Auf. Ehrenh. Bedien. wie seit 30 Jahren. Preisbuch umsonst. Zuchtbuch 50 Pf. Brief n. Georg Brühl, Ettzschenbrück II. 112.



Alle elektr. Lehrmittel für Schule, Haus u. prakt. Gebrauch. Bedarfsartikel für Schwachstrom. Lehrreicher Kat., 2500 Ab., frei.

H. R. Müller, Weimar 28.

## Eingegangene Bücher:

- Arendt, Erich, Oden, Lieder und Balladen. Leipzig, Xenien-Verlag, 1912.
- Becker, Auguste, Neue Nadelstiche des Lebens. Magdeburg-N., R. Zacharias.
- Benedikt, Dr. Edmund, Die Advokatur unserer Zeit. 4. Aufl. Berlin, Verlag von Otto Liebmann, 1912.
- Biometrika, A Journal for the statistical study of biological problems. Edited by Karl Pearson. Vol. VIII. Parts III and IV. (January 1912). Cambridge, At the University Press.
- Cotta, Johannes, Gefilde der Seligen. 4. Aufl. Leipzig, Xenien-Verlag, 1912.
- Domsch, Dr. Paul, Albert Christian Weinling. Ein Lebensbild nach Familienpapieren und Akten. (Abhandlungen und Berichte der Technischen Staatslehranstalten in Chemnitz. Heft 2, April 1912). Chemnitz, Druck von J. C. F. Pickenhahn u. Sohn.
- Drews, Arthur, Geschichte der Philosophie. VI. Die Philosophie im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung, 1912.
- Ewert, Ernst, Bei den Unseligen. Novellen. Leipzig, Xenien-Verlag, 1911.
- Förster-Nietzsche, Elisabeth, Der junge Nietzsche. Leipzig, Alfred Kröner Verlag, 1912.
- Freimark, Hans, Die okkultistische Bewegung. Eine Aufklärungsschrift. Leipzig, Verlag von Wilhelm Heims, 1912.
- Fromme, Richard, Richard Wagner. Betrachtungen über sein Drama und über das Mythische in seinem Schauen und Schaffen. Leipzig, Xenien-Verlag, 1912.
- Harten, Clara von, Nahes und Weites. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag, 1912.
- Hertzka, Theodor, Das soziale Problem. Berlin, Georg Reimer, 1912.
- Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. Sigm. Freud. I. Jahrg. 1912, Heft 4, März. Leipzig und Wien, Hugo Heller & Cie., 1912.
- Luntowsky, Adalbert, Und ein Sieg muss es sein! Lyrische Symphonie. Leipzig, Xenien-Verlag, 1912.
- Maurenbrecher, Hulda, Das Allzuweibliche. Ein Buch von neuer Erziehung und Lebensgestaltung. München, Ernst Reinhardt, 1912.
- Montesquieu, Robert de, Rote Perlen. Historische Sonette. Autorisierte Übersetzung von Franziska Steinitz. Leipzig, Xenien-Verlag, 1912.
- Netto, Walter, Von den Rosen und den Frauen. Leipzig, Xenien-Verlag, 1912.
- Oncken, Hermann, Lassalle. Zweite, durchgearbeitete Auflage. (Politiker und Nationalökonomen. Herausgegeben von G. Schmoller u. O. Hintze, II.) Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), 1912.
- Renner, Gustav, Alkesté. Ein mythisches Drama in einem Akt. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp., 1912.
- Renner, Gustav, Dunkle Mächte. Drama in drei Akten. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp., 1911.
- Renner, Gustav, Merlin. Tragödie in fünf Akten. 2. Aufl. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp., 1912.
- Reth, Heinrich, Noch ist die blühende goldene Zeit. Aus den Wanderjahren eines jungen Kaufmanns. Leipzig, Xenien-Verlag, 1912.
- Schulz, Friedrich, Tolstoi. Leipzig, Xenien-Verlag, 1912.
- Suttner, Bertha v., Aus der Werkstatt des Pazifismus. Leipzig und Wien, Hugo Heller & Cie., 1912.
- Tolstoi, Graf Leo Nikolajewitsch, „Und das Licht leuchtet in der Finsternis“. Drama in vier Aufzügen. Deutsch von Heinrich Stümcke. Leipzig, Verlag von Georg Wigand, 1912.

**Grau & Co. Leipzig 201**

**Erleichterte Zahlungsweise**

Zu reellen Preisen etikettierte Waren

**Abt. 1:** Juwelen, Gold- u. Silberschmuck, Prättigaus-Cäschenuhren, mod. Zimmeruhren, Taschengeräte, Kunstgewerbliche Gegenstände

**Abt. 2:** Photo-Akkarate, Kinos, Optische Lehrmittel, Theater- u. Reisegläser, Reisezeuge, Barometer, Reisekoffer u. Utensilien aller Art

**Abt. 3:** Sprechapparate u. Platten, Musikwaren aller Arten, plattisch. Zimmergeschmuck, Beleuchtungskörper für Gas u. Petroleum

Bei Angabe der Abteilung  
Katalog kostenfrei

# Langenschwalbach

im Taunusgebirge

**Frauen-Bad**



**Stahl- u. Moorbad**

**Herz-Bad**

— Prospekte gratis und frei durch den Verkehrsverein. —

**Das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft.** Verlag der Herderschen Verlagsbuchhandlung, Freiberg i. B.

Die dritte, neubearbeitete und vierte Auflage des Staatslexikons, unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrag der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem und Dr. Hermann Sacher, ist soeben abgeschlossen worden. Es umfaßt fünf Bände Lexikon-Oktavformats. Preis: Geb. in Halbfanz Mark 90.—

Der Stoff verteilt sich in den einzelnen Bänden folgendermaßen:

- I. Band: Abandon bis Elsaß-Lothringen. (X S. u. 1584 Sp.)
- II. Band: Eltern bis Kant. (VI S. u. 1608 Sp.)
- III. Band: Kaperei bis Paßwesen. (VI S. u. 1628 Sp.)
- IV. Band: Patentrecht bis Staatsprüfungen. (VI S. u. 1564 Sp.)
- V. Band: Staatsrat bis Zweikampf. Nachträge. (VIII S. u. 1532 Sp.)

Die Schaffung eines auf katholisch-christlicher Weltanschauung aufgebauten Staatslexikons nahm die

1876 gegründete Görres-Gesellschaft als eine ihrer wichtigsten Aufgaben sofort nach ihrer Gründung in ihr Programm auf. Anlässlich der Versammlung in Münster (1877) erklärte Dr. Jul. Bachem, daß gegenüber dem altliberalen „Vernunftstaat“ oder „Rechtsstaat“ des Lexikons von Rotteck und Welcker und gegenüber dem modern-liberalen „Humanitäts-Kulturstaat“ des Staatswörterbuches von Bluntschli und Brater, namentlich aber gegenüber der letzteren ausgesprochen kirchenfeindlichen Richtung eine durchgreifende Reaktion nottu. „Diese aber kann nur von katholischem Standpunkte ausgehen, wonach der Staat nicht als absoluter und von Gott losgelöster Selbstzweck, sondern als zeitlich notwendiges Glied in der großen Gottesordnung erscheint, die nur eine, und deren zwecklich übergeordnetes, die ganze Menschheit ideal umfassendes Schlüglied die Kirche zu sein berufen ist.“

Die neue, abgeschlossene Doppelauflage des Staatslexikons stellt geradezu, selbstverständlich unter vollständiger Wahrung des alten Programms, der prinzipiellen Grundsätze und Lehren, ein vollständig neues Werk dar. Die Bändezahl — fünf — wurde zwar auch diesmal nicht überschritten, jedem Band aber

durchschnittlich eine Stärke von 50 Bogen gegeben (gegen etwa 45 Druckbogen bei der zweiten Auflage). Von den annähernd 600 großen Artikeln des Werkes — sie umfassen zum Teil mehrere Druckbogen — sind 65 ganz neu in den Kreis der behandelten Materien aufgenommen worden, mehr als 150 Artikel haben neue Bearbeiter gefunden. Eingehend revidiert und überarbeitet, zum Teil wesentlich ergänzt und erweitert wurden die übrigen Artikel.

Der Stab der Mitarbeiter hat eine ansehnliche Vergrößerung erfahren. Zählte die zweite Auflage 116 Mitarbeiter, so weist die eben abgeschlossene Doppelauflage deren 199 auf, also einen Zuwachs von 83 neuen Kräften. Der Berufsstellung nach setzt sich der Kreis der Mitarbeiter zusammen aus 47 Hochschulprofessoren, 28 Verwaltungsbürokraten in Staat und Kommunen, 22 Richtern in verschiedener Stellung, 9 Rechtsanwälten, 22 Journalisten, Publizisten usw., 13 Direktoren und Lehrern an höheren Lehranstalten, 6 Bibliothekaren und Archivaren usw. Dem Priesterstande gehören 64 der Mitarbeiter an, 17 davon sind Ordensgeistliche.

## Dresden Hotel Bellevue Dresden

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage mit Garten und Terrasse, an der Elbe und Opernplatz, gegenüber dem Kgl. Schloß, Opernhaus, Gemälde-Galerie etc. Winter 1910/11 umgebaut und vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen. Einzelzimmer und Wohnungen mit Privatbad und Toilette. Automobil-Garage, R. Ronnefeld, Direktor und Leiter. abgeschlossene Abteile.

## Photograph. Apparate

Nur erstklassige Fabrikate zu Originalpreisen. Neueste Modelle. Prismenfeldstecher. Bequemste Teilzahlung. Illustrierte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.  
Joh. A. Roscher, Berlin SW.,  
Schöneberger Str. 9 a

## Adolf Schustermann Zeitungsnachrichten-Bureau BERLIN 50. 16, Spreepalast

Größtes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach-, illustrierte usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. Prospekte gratis.

**Egid von Filek:** „Ein Narr des Herzens.“ Roman.  
(Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg). Preis: brosch. Mk. 3,50, eleg. geb. Mk. 4,50.

Es ist ein Stück aus der Entwicklung eines jungen Menschen, das uns der Autor hier vor Augen führt, eine jener Krisen, an denen mehr als ein hoffnungsvolles Leben zugrunde gegangen ist, während Eltern und Erzieher schreckensbleich die Hände rangen, obwohl sie durch verständnisvolles Eingehen auf die Persönlichkeit des Werdenden gar leicht das Unheil hätten verhüten können. An den Erschütterungen jenes Übergangsalters, am ersten Strom der Leidenschaft, an der Erkenntnis der brutalen Gewalten des Lebens, an der großen seelischen Einsamkeit geht der junge Georg Berghof fast zugrunde. In zwölfter Stunde erkennen die Eltern aber noch ihre Fehler und lassen ihr Kind gewähren, das durch die Schauer des Todes erst zum wahren Erfassen des Lebens gekommen ist. Es ist ein bedeutsames Erziehungsproblem, das in diesem Buche aufgerollt wird, eingekleidet in eine fesseln aufgebaut Handlung, deren Menschen mit subtilster Vertiefung charakterisiert sind.

**Kleine Bibliothek Langen**, Bd. 108: Bruno Wolfgang, Die schöne Frau und andere Geschichten. Umschlagzeichnung von M. Dudovich. Geheftet 1,— Mk., in Leinen gebunden 1,50 Mk., in Leder gebunden 2,80 Mk., Verlag von Albert Langen in München.

Diese kleinen lustigen Geschichten, die zum Teil aus dem „Simplicissimus“ schon in heiterer Erinnerung stehen, werden, hier zu einem Sträußen vereint, den gerne Lachenden willkommene Anregung geben. Bruno Wolfgang verfügt über jene Art trockenen Humors, die am sichersten wirkt.

**Das gute Werk.** Aus dem Leben eines Grüblers. Von M. Nollau. Dresden, E. Pierson's Verlag. Preis 5,— Mk.

Der umfangreiche Band, dem das Porträt des Autors beigegeben ist, schildert die Gefahren des unablässigen Grübelns über Religion, Welt und Menschen schicksale, sowie soziale Probleme. Der Autor entrollt die Nachtseiten der Großstädte, zeigt uns die Parias der Gesellschaft, das entsetzliche Elend der Gefallenen und flieht an passenden Stellen tiefdurchdachte geistig anregende Betrachtungen über mancherlei Probleme ein.

**Julia Wiedeland**, Roman von Johannes Freum bichler. Broschiert 5,50 Mk., eleg. Ganzl. gebunden 6,50 Mk.

Aus der Tiefe wahrhaft dichterischer Kräfte und eigenen Erlebens und Empfindens schöpfend, hat im vorliegenden Buche ein bisher in der Öffentlichkeit noch nie genannter Autor einen Roman geschaffen, der trotz seines großen Umfangs den Leser niemals langweilt, da die Geschichte der darin vorkommenden Personen unser lebhaftes Interesse von der ersten bis zur letzten Seite fesselt. Durch die spannende Handlung und die ungemein lebenswahre Darstellung dürfte sich das Buch rasch einen Leserkreis gewinnen, insbesondere unter jenen, die da in Liebe und Ehe viel erfahren und erlitten haben. Denn Liebe und Ehe sind in diesem Werke mit großer Objektivität, glänzender Realistik und einer Kraft der Wirklichkeitsbeobachtung und Phantasie dichterisch behandelt, die erkennen läßt, daß mit diesem Roman ein neuer beachtenswerter Epiker vor das Publikum tritt. Wir schweben auf lautlosen Fittichen über dieser Welt, und unser trunkenes Auge schweift in ungezählten Seligkeiten über das bunte, geheimnisvolle Leben dieser Erde hin.

## ST. MORITZ (Engadin) Schweiz

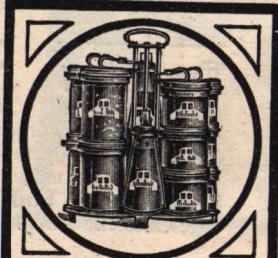
Idealster Sommeraufenthalt. — I. Juni bis Oktober  
**Schweizerhof-Château**  
Bekanntes, vornehmes Familienhotel I. Ranges. Letzter Komfort.  
175 Betten. Direktion: Ad. Angst.

Man verlangt

Spezialliste N.S.

**Leitz**

Prismen - Ferngläser für  
Heer und Marine,  
See und Gebirge,  
Reise und Sport,  
Theater und Jagd  
von  
M. 90.— bis M. 185.—  
Zu beziehen von jeder optischen  
Handlung oder direkt von  
**E. Leitz, Optische Werke, Wetzlar.**



**Das Beste vom Besten**  
für die Hausfrau sind

**Original-  
Orteit's Einkoch-**

Apparate und Gläser

zur Frischhaltung  
aller Nahrungsmittel.

In tausenden Familien ein-  
geführt und prämiert.  
Vielen Neuhheiten u. bedeutend  
ermäßigte Preise.

Zu haben in allen besseren  
Haus- u. Küchen-Magazinen.

**Gustav Orteit,**  
Oels In Schlesien.

**Verner von Heidenstam, Hans Alienus.** Roman in zwei Bänden. Einzig-autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Emilie Stein. Geheftet 6 Mk., in zwei Leinenbänden 9 Mk., in zwei Halbfanzbänden 12 Mk. Verlag von Albert Langen in München.

Hans Alienus ist dem Kritiker kein ganz neues Buch mehr; das Lesepublikum wird sich aber an die vor Jahren erschienene erste deutsche Ausgabe kaum mehr erinnern. Und deshalb wohl wird der Verlag Albert Langen diese neue deutsche Ausgabe des schönen, ernsten Werkes veranstaltet haben. Er vermehrt damit die Reihe der Bücher Heidenstams, die in seinem Verlage erschienen sind, um dessen persönlichste Schöpfung, und dem Publikum vermittelt er neuerdings die trostreiche Kenntnis und den hohen Genuss eines künstlerisch und menschlich wirklich bedeutungsvollen Werkes. Alles in allem ist „Hans Alienus“ eine schöne, echte Dichterschöpfung von wunderbarer Intuition.

**Charles Dickens: Nikolas Nickleby.** Roman. In zwei Bänden. Deutsch von Gustav Meyrink. Geheftet 6 Mk., in zwei Pappbänden 8 Mk., in zwei Halbfanzbänden 12 Mk. Verlag von Albert Langen in München.

Als elfter und zwölfter Band der bekannten vom Verlage Langen veranstalteten neuen Dickens-Ausgabe erscheint nun der so geschätzte „Nikolas Nickleby“. Die meisterhafte neue Übertragung Gustav Meyrinks, welche die individuelle und dialektische Sprechweise all dieser Gestalten in vollkommener Parallelität zum Original wiedergibt, hat wie die früheren Romane dieser Serie, so auch diesen aufs neue für die deutschen Leser frisch' und lebendig gemacht.

**Lydia Danöfen: Der Charlatan.** Roman. Geheftet 2,50 Mk., in Pappband 4 Mk. Verlag von Albert Langen in München.

Es sind im allgemeinen ziemlich gemischte Gefühle, mit denen wir heutzutage an Werke herantreten, die unter der Flagge des „humoristischen“ Romans segein: denn entweder ist der Humor darin bitter und scharf, oder er prävaliert auf Kosten alles dessen, was uns als dauernde Errungenschaft aus den Zeiten des sogenannten, im übrigen glücklich überwundenen Naturalismus geblieben ist. Ganz anders bei Lydia Danöfens „Charlatan“: hier haben wir ein Buch dieser Gattung, das den unbefangenen Leser ebenso herzlich amüsieren, wie es den verwöhnten Kenner literarisch befriedigen wird.

## Heilanstanlen

**St. Blasien** im südlichen Schwarzwald,  
800 m über dem Meere.

### Sanatorium für Lungenkränke.

Modernste Einricht. Herrl. Gebirgslage inmitten Tannenwälder. Viele Dauererfolge. Illustr. Prospekte frei.

Dir. Arzt: Dr. Sander.

**St. Blasien** im bad. Schwarzwald.  
800 m über dem Meer.

Sommerfrische, Terrain- und Waldkurort.

**Sanatorium Villa Luisenheim**  
für Nerven-, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten, Lungenkränke ausgeschlossen.

Leitende Aerzte Hofr. Dr. Determann und Dr. Wiswe.

**St. Blasien** Badischer Schwarzwald. 800 m über Meer. Sommerfr., Luft-, Terrain- u. Waldkerort

**Erholungsheim Friedrichshaus** Protektorat Ihrer Kgl. Hoheit der Grossherzogin Luise. Kuranstalt f. d. Bedürfnisse des gebildeten Mittelstandes: f. Rekonvaleszenten, Nerven- u. Herzkränke, Stoffwechselkränke Magen u. Darmleidende, Blutarme u. andere innerlich chronisch Kränke mit Ausschluss von Lungen- und Geisteskränken. — Grosser Komfort. — Infolge seines charitativen Charakt. sehr mäss. Preise. M. 5.— bis M. 8,50 (Wohnung, Verpf. u. zum Teil Kurmittel). Illustr. Prospekte kostenlos.

**Sanatorium**  
**Buchheide** Finkenwalde bei Stettin.  
Heilanstanl für Nervenkränke,  
Alkohol- und Morphiumkränke  
Vier Gebäude. — Grosser Park. — Waldige Berglandschaft.

Dr. Colla.

**Rheinau a. Rh.** Kur- und Wasserheilanstanl für Nervöse und Erholungsbedürftige.

Das ganze Jahr geöffnet.

Aerzt Leitung: Rechtsrhein. Bahnh.: Enger  
Geh. San.-Rat Dr. Erlenmeyer. Post: Bendorf a. Rh.

**Neckargmünd** herrlich gelegen, 12 Minuten von Heidelberg. Dr. Langenbach's Sanatorium für Nervenkränke und Erholungsbedürftige.

**Partenkirchen. Dr. Wiggers Kurheim.** Für Innere, Nervenkränke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, grosser Park, modernste Einrichtung, jeglicher Komfort. Lift. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. 3 Aerzte.

**Schöckethal** bei Cassel. Kuranstanl für physikalisch-diätetische Heilweise. Neueste fachwissenschaftl. Apparate, moderne Einrichtungen. Grosser Erfolg. Entzückende, sehr geschützte Lage, mildes, gleichmässiges Klima. Prospekte. Telephon 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

**Wehrwald** bei Todtnau, südl. badi-scher Schwarzwald.  
Höchstgelegenes Sanatorium Deutschlands für Lungenkränke

(861 m.). Mustergültige Einrichtungen. Das ganze Jahr geöffnet. Besonders günstig für Leichtungenkränke. Dirig. Arzt: Dr. F. Lips.

**Neue Künstler-Steinzeichnungen.** Wieder bringt der Teubnersche Verlag, der sich durch die Herausgabe der nummehr in den 10 Jahren des Bestehens der Sammlung allbekannt gewordener Künstler-Steinzeichnungen schon ein großes Verdienst um die Läuterung des ästhetischen Geschmacks erworben hat, eine stattliche Reihe neuer Bilder. — Zum Teil sind es neue Namen, die hier auftreten, zum Teil auch alte Bekannte, wie Hoch und Bendrat. — Nach dem Motto: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen“ scheinen zunächst die Sujets zusammengestellt. Aber auf allen Blättern finden wir mit herziger Freude die sorgfältige Abstimmung der Farben, den feinsinnigen Zusammenschluß aller Momente zu einer den Raum, den sie schmücken sollen, beherrschenden Gesamtausstattung. Mag uns nun Volkert die Reize eines

sonnenbeschienenen Bergeshanges oder Hoch die freundliche Klarheit eines Maimorgens in Oberbayern — mag uns Bauer das prächtige Leuchten der Abendsonne bestrahlen, oder Roegge den sanften Zauber des Abendfriedens vorführen: immer lösen sie im Beschauer Empfindungen aus, inniger und sinniger Art. In der neuen Bilderreihe tritt vor allem auch das Landschaftliche stark hervor. Da führt uns Liebermann die altersgraue Rheinbrücke bei Laufen vor, Becker zeigt die Frauenkirche zu Dresden in winterlichem Gewande und den Zwinger im Schmuck seiner leuchtenden Patina, Bendrat zeichnet das finster trotzige Krähentor zu Danzig, den Zeugen alter Macht und Pracht.

Der unserer heutigen Nummer beigelegte sechseitige Prospekt der bekannten Actien-Gesellschaft für Anilin - Fabrikation, Berlin, über ihre „Agfa“-Photo-Artikel verdient aus verschiedenen Gründen besondere Beachtung. Einmal deshalb, weil nicht oft genug darauf aufmerksam gemacht werden kann, daß der Erfolg in der Amateurphotographie und damit die Freude an dieser schönen Kunst auf das Innigste mit der Anwendung guter Bedarfsartikel

verknüpft ist und weil die „Agfa“-Photoartikel seit Jahren mit vollstem Recht allgemein den Ruf genießen, leistungsfähig, haltbar und absolut zuverlässig zu sein. Aus diesem Grunde muß der Prospekt generell allen, die mit „Agfa“-Photoartikeln noch nicht arbeiten, auf das Wärmeste zur Durchsicht empfohlen werden. Der Prospekt verdient aber auch die Beachtung derer, denen die Vorteile der „Agfa“-Artikel aus eigener Erfahrung bereits bekannt sind,

weil er einige Neuheiten bringt, von denen der „Agfa“-Kapselblitz als eine ganz hervorragende technische Errungenschaft speziell erwähnt zu werden verdient. Auch ein Hinweis auf die im Vorjahr auf den Photomarkt gekommenen „Isorapid“-Platten scheint uns am Platze, denn angesichts ihrer ausgezeichneten Qualitäten dürfen sie in dem Materialbestand des seriösen Amateurs nicht fehlen.

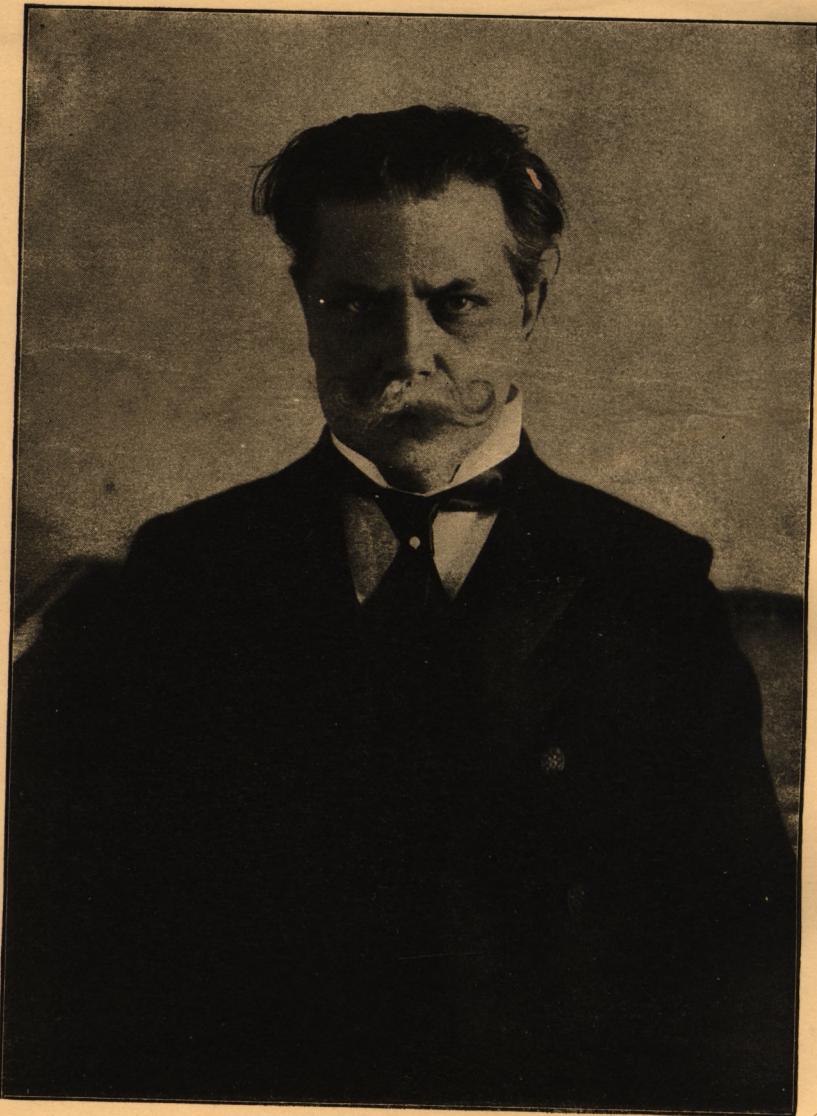
NÄTÜRLICHES **KARLSBADER** SPRUDEL SALZ  
ist das allein echte Karlsbader **SALZ**  
Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



**Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse**

Berlin SW., Breslau, Cöln a. Rh., Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M.,  
Hamburg, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Prag,  
Stuttgart, Wien, Zürich.

**Insertionspreis:** pro 46 mm breite Zeile (Rudolf Mosse's Normal-Zeilen-  
messer No. 5) 70 Pf. **Beilagen-Gebühren:** 6 bis 8 Mk.  $\%$



NORD  
UND  
SÜD

Staatsminister a. D. Dr. Sigurd Jølsen.

# Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

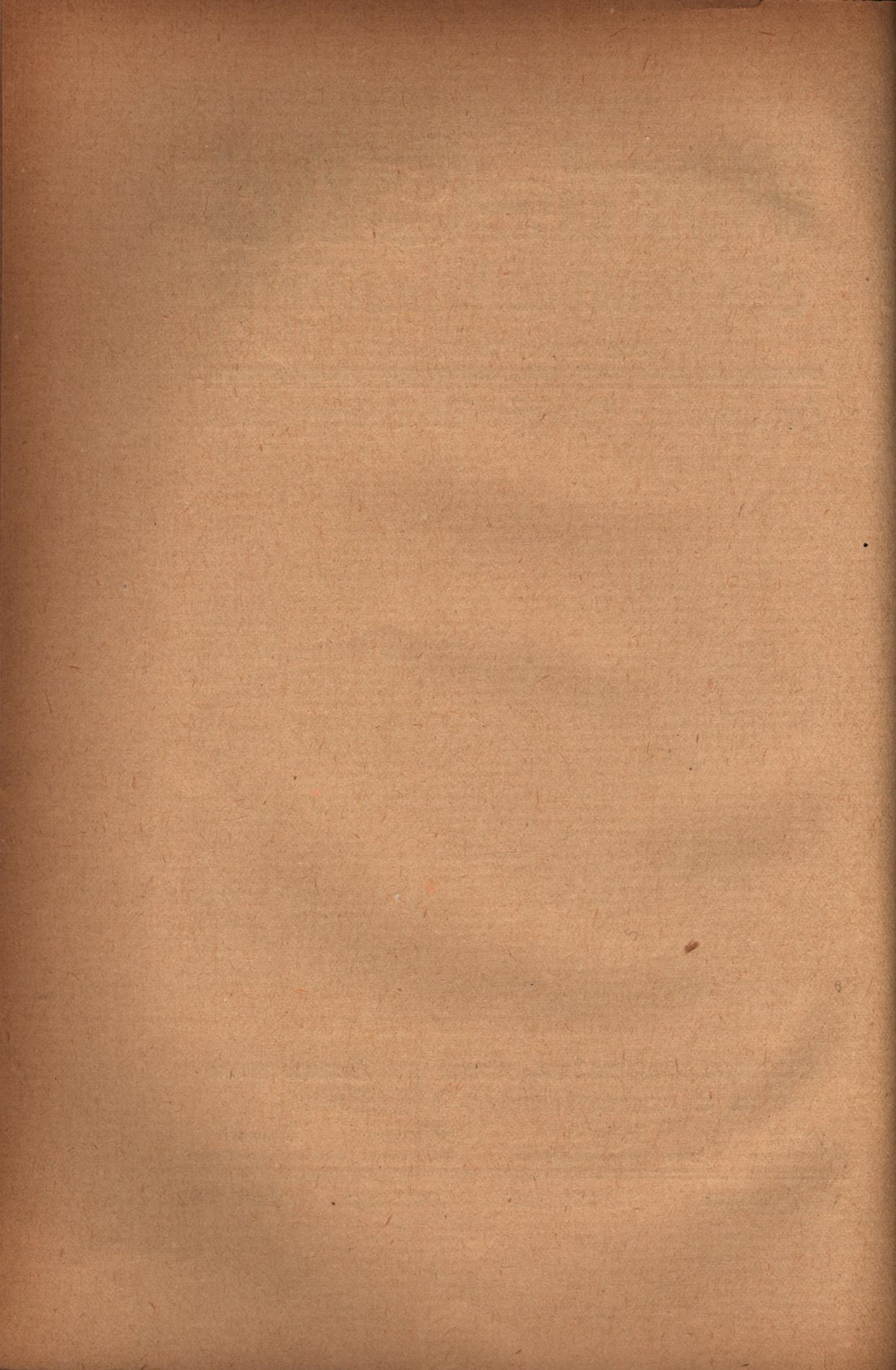
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt  
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

**Leipzig** **Wien**  
E. F. Steinach. R. Mohr, Verlags-Kom.-Buchhandl.

**München Budapest**  
Berthold Sutter. Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

36. Jahrgang. Band 141. Heft 452 Mai 1912



# Prof. Dr. Ludwig Stein: Politische Legendenbildungen.

(Stimmen führender englischer Politiker über Deutschland.)

London, Ende April 1912.

Ein Ferienaufenthalt in England im Vorfrühling gehört zu den erleistensten Genüssen. Der Kohlenstreik zwang mich, meinen diesjährigen englischen Aufenthalt in den Vorfrühling zu verlegen, unmittelbar vor Beginn der „season“. Das Ungewitter des Kohlenstreikes wurde abgelöst von dem politischen Kraterausbruch des „Home Rule“, wozu noch im letzten Augenblick die niederschmetternde Katastrophe der „Titanic“ trat. Inmitten dieser hochgehenden Wogen des öffentlichen Lebens war die deutsch-englische Frage, der „Nord und Süd“ in den letzten Monaten die Aufsätze von Dr. Paul Nathan, Dr. Ritsenthaler und Sir Henry Roscoe gewidmet hat, merklich zurückgeebbt. Die Sorgen um den eigenen Herd ließen die weltpolitischen Befürchtungen mehr in den Hintergrund treten. Aus den Spalten der großen Tagesblätter ist die Flottenfrage nahezu verschwunden, um sich in den essayistischen Auslassungen der vornehmen Wochen- und Monats-schriften um so nachdrücklicher zu entladen.

Im Aprilheft von „Nord und Süd“ nahm ich Veranlassung, die Stimmen führender Franzosen und Engländer über Krieg und Frieden angesichts des „politischen Alkoholismus“, dem wir verfallen sind, wiederzugeben, um solcher-gestalt zum Ausdruck zu bringen, daß es hüben und drüben, neben den Ultras von rechts und links, auch besonnene und gemäßigte Stimmen gibt, auf die bedachtam zu lauschen wir allen Anlaß haben. Die Sprache des Affektes hören wir ja in den sensationell zugesetzten Berichten der Tagespresse laut genug; die Monats-schriften hingegen, deren bester Typus in England erscheint, sind dazu angetan und berufen, die Sünden der allzueiligen Tagesberichte wetzumachen. Die ge-mäßigte und abgeklärte Form, wie sie dem englischen politischen Essay eigen ist, muß sich nach und nach auch bei uns einbürgern, wenn anders die Fragen des öffentlichen Lebens ihres Augenblickscharakters entkleidet und auf ihren Ewigkeitswert hin beleuchtet werden sollen. Die englischen Wochen- und Monats-revuen spiegeln in der künstlerischen Form, die sie den brennenden Tagesfragen

zu geben verstehen, den englischen Geist in seiner spezifischen Eigenart ganz anders wider, als unsere politisch nur mangelhaft entwickelte Zeitschriftenliteratur.

Aus Besprechungen mit Politikern aller Schattierungen und Leitern maßgebender Organe habe ich während meines englischen Osteraufenthaltes die Überzeugung gewonnen, daß eine Verständigung mit Deutschland auf Grund der „open door“ im Geistigen nicht nur allenthalben gewünscht, sondern geradezu als unerlässlich für den Bestand der solidarisch verbundenen westeuropäischen Kultur gefordert wird. Ich hoffe, Äußerungen bedeutsamer Engländer über ihre Auffassung der Beziehungen Englands zu Deutschland demnächst an dieser Stelle übermitteln zu können. Heute beschränke ich mich darauf, gleichsam als Präludium der hier vorzuführenden Meinungsäußerungen, einzelne Stimmen führender englischer Politiker aus jüngster Zeit über das Verhältnis Englands zu Deutschland zu Gehör zu bringen. Es gilt vor allem, der politischen Legendenbildung entgegenzutreten, als ob England im letzten Sommer entschlossen gewesen sei, über Deutschland herzufallen, um die deutsche Flotte vor ihrer weiteren Entwicklung zu vernichten. In England wird die Leichtgläubigkeit für derartige Ammenmärchen um so peinlicher empfunden, als der Respekt vor der Urteilsfähigkeit der Nation „von Dichtern und Denkern“ tief in der englischen Überzeugung eingewurzelt und verankert ist. Wie kann, so fragen sich hier die maßgebenden politischen Kreise, eine solche Legende Verbreitung finden, wenn der verantwortliche Träger der auswärtigen Politik, Sir Edward Grey, in öffentlicher Parlamentsitzung feierlich erklärt, daß der angeblich beabsichtigte Überfall auf Deutschland nur der Ausfluß einer übelwollenden politischen Phantasie war? Man vergesse nicht: ein englischer Staatssekretär bleibt auch als Politiker immer der Gentleman; er wird, mit Kant zu sprechen, nicht immer die volle Wahrheit sagen, wo Schweigen Landesinteresse ist, aber doch niemals in feierlicher Parlamentsitzung die objektive Unwahrheit sagen.

Man kann sich des Eindrucks nicht entschlagen, daß ein Teil der deutschen Presse Berichte aus England, die für Deutschland günstig lauten, ungern abdrückt, um die weniger günstigen mit verdoppelter Kraft herauszustellen.

In amtlichen wie in nichtamtlichen Kreisen wird, nach der glücklichen Beilegung der Marokkoeffäre, jeder Versuch, die Schroffheiten und Kanten in den Flottenfragen hüben wie drüben abzuschleifen, mit offensichtlicher Beflissenheit gefördert. Man hat hier mit den Nachwirkungen des Kohlenstreiks, mit Home Rule, mit Persien und der Türkei so viel zu tun, daß man froh wäre, den Schatten der Flottenfrage zu bannen. Alles, was dazu beiträgt, die Stimmung zwischen beiden Ländern zu bessern, die öffentliche Meinung aufzuklären und die unheilvolle politische Legendenbildung radikal zu zerstören, wird hier willkommen geheißen, und zwar von konservativer Seite nicht minder, wie von der liberalen.

Man vergesse nicht, daß das liberale Ministerium schon aus Tradition,

die ja in England — wie Ritsenthaler an dieser Stelle glücklich ausgeführt hat — das entscheidende politische Kriterium ist, im Prinzip deutschfreundlich sein muß, denn sonst würden die Liberalen im eigenen Lager gegen das Ministerium revoltieren. Seit Campbell-Bannerman gehört die Deutschfreundlichkeit zum eisernen Bestand des politischen Credo's eines englischen Liberalen. Wenn das heutige liberale Ministerium gleichwohl in der Flottenfrage der öffentlichen Meinung Englands entgegenkommt und vom alten liberalen Programm unter jubelnder Zustimmung der Konservativen abweicht, so wird es dabei mehr geschoben, als daß es selber schiebt. Man vergesse eben in Deutschland nicht, daß die öffentliche Meinung dort schon eine Macht ist — in England aber ist sie die Macht. Und diese öffentliche Meinung ist nun in England nervös geworden; gereizt besonders durch die neuen Steuern, die mit Rücksicht auf den Flottenausbau bewilligt worden sind. Diese neuen Steuern drücken hier ebenso gut wie in Deutschland. Die Liberalen fürchten insbesondere, daß eine weitere Anziehung der Steuerschraube zugunsten eines Flottenprogrammes, das hier im Parlament einmütige Zustimmung findet, letzten Endes zum Anschneiden der „Tariffrage“ führen müßte. Der Schutzzoll aber ist und bleibt das rote Tuch der Liberalen; er ist in England so wenig populär, daß selbst die Konservativen anfangen von dem politischen Schlagwort der Tarifreform sachte und allmählich abzurücken. Die Vermutung ist nicht ganz abzuweisen, daß der konservative Führer Balfour nur deshalb Bonar Law den Platz geräumt hat, weil er selbst, Balfour, auf die Tariffrage festgelegt ist, während Law darin ein unbeschriebenes Blatt bleibt. Wenn die Konservativen wieder ans Ruder kommen wollen, müssen sie die Tariffrage zurückstellen, da sie den sicheren politischen Instinkt haben, mit der alten Plattform des „Schutzzolles“ augenblicklich keine Geschäfte machen zu können. Es wird in politischen Kreisen stark bemerkt, daß die jetzigen Führer der Konservativen der heiklen Frage nach der Tarifreform scheu aus dem Wege gehen, so daß man sich des Eindrucks kaum erwehren kann, als ob dieses „Schibboleth“ der politischen Parteien Englands sehr bald zum alten Eisen geworfen würde.

Der Engländer ist alles andere eher denn sentimental; politische Melancholiker sind ihm ein Greuel. In der Theorie wie in der Praxis des Lebens bleibt er der Mann des „matter of fact“. Bei aller Größe seines Geldbeutels ist dieser doch d i e Stelle, an welcher er am empfindlichsten getroffen werden kann. Da nun beide politischen Parteien spüren, daß der Zolltarif unvermeidlich ist, wenn die Flottenausbau in demselben Tempo fortfährt, so willigen sie in eine Flottenvermehrung nur aus Angst und Furcht, aber nicht aus Liebe und Begeisterung. Für den Engländer ist die Vorherrschaft zur See politisches Dogma geworden — ein noli me tangere seiner zum Instinkt geronnenen Überzeugung. Diese Vorherrschaft sieht er gefährdet, wenn Deutschland neben seiner gewaltigen Handelsflotte auch noch eine ebenbürtige Kriegsflotte bekäme. Gegen Kreuzer zum Schutze des Handels haben die Engländer nicht die geringsten Bedenken, und wenn die Dreadnoughts

nichts kosten würden, so wäre ihnen auch eine Vermehrung ad libitum unbedenklich. Gefährlich ist ihnen nur der politische Zirkelschluß, daß sie mitrüsten und dadurch ständig die Steuern erhöhen müssen, was die Einführung der ihnen bis auf den Grund der Seele verhafteten Tarifreform zur unausweichlichen Folge haben würde. Schutzoll und allgemeine Wehrpflicht sind das ständige Schreckgespenst der englischen Liberalen, die sich der Befürchtung nicht entzüglich können, auf dem Umwege der Flottenvermehrung zuvörderst zum Schutzoll und weiterhin zur allgemeinen Wehrpflicht nach deutschem Muster übergehen zu müssen.

Unter diesem ökonomischen Gesichtswinkel sollte die deutsch-englische Frage von den besonnenen Vertretern einer von den Intellektuellen beider Länder sehnsüchtig herbeigewünschten Verständigung unter den beiden Nationen betrachtet werden. Bisher überwog der rein politische Gesichtspunkt, während im Unterbewußtsein des Engländer der ökonomische prävaliert. Deutschland mit England bedeutet die Weltherrschaft, d. h. die Aufteilung unseres Planeten unter die führenden Nationen unseres Kultursystems, während Deutschland gegen England eine Zertrümmerung unseres gesamten Kultursystems im Gefolge haben könnte, wobei der Osten der „*tertius gaudens*“ wäre.

Der Engländer ist an Konventionen geschäftlich so sehr gewöhnt, daß er eine Konvention zwischen „*triple alliance*“ und „*triple entente*“ als den Gipelpunkt der Weltpolitik empfinden dürfte. Dem englischen Volksempfinden stünde eine solche Vereinbarung um so weniger entgegen, als der Deutsche Kaiser nach einem Ausspruch, der mir hier aus allen Lagern entgegentönte, der „*most popular man in England*“ ist. Dem Zauber seiner Persönlichkeit vermag man sich hier so wenig wie anderwärts zu entziehen; dazu tritt das unbedingte und rüchhaltlose Vertrauen, dessen sich der gegenwärtige Reichskanzler, von Bethmann Hollweg, unter den Politikern aller Schattierungen und insbesondere in den amtlichen Kreisen erfreut. Von zuständigster Seite ist mir versichert worden, daß die ruhige, gleichmäßige, besonnene Art des Reichskanzlers den Engländern wesensverwandt und darum durchaus sympathisch ist, sodaß er der wichtigste Stein auf dem internationalem politischen Schachbrett der Gegenwart ist. Was von Bethmann amtlich sagt, wird hier ohne jeden Hintergedanken geglaubt. Dieses rüchhaltlose Vertrauen, das sich der Reichskanzler in den drei Jahren seines Wirkens im offiziellen England erworben hat, stellt ein politisches Kapital von nicht zu unterschätzendem Werte dar. Gerade weil die „*power to work*“ der Grundtrieb des englischen Nationalcharakters ist, dem er seine Weltherrschaft dankt, stemmt er sich mit dem ganzen Schwergewicht seines nationalen Einheitsgedankens einer Preisgabe dieser Weltherrschaft Europas über den Osten entgegen. Und hier liegt der Schlüssel zu einer Verständigung mit England, wenn von Bethmann es versteht, das angesammelte Vertrauen glücklich auszumünzen und die englischen Sympathien, deren er sicher ist, für eine Einigung auf angedeuteter Grundlage auszu nutzen.

Länderhungrig ist England schon lange nicht mehr, zumal es mehr denn

saturiert ist, sodaß es an seinen Kolonien mehr als ihm dienlich zu würgen hat. Es gönnt nicht nur Deutschland den Platz an der Sonne, soweit er nicht bereits von anderen Mächten okkupiert ist, sondern es wünscht ihm einen Zuwachs an Kolonien, damit der Blick Deutschlands vom alten Europa auf den Osten abgelenkt wird. Hier ist der Punkt, wo eine deutsch-englische Verständigung einzutreten muß; England kann keine neuen Kolonien mehr verdauen, während der Machtzuwachs Deutschlands neue Einflussphären gebieterisch fordert. Liest man nun die Stimmen führender englischer Politiker über Deutschland, so wird man jenen ökonomischen Unterton durchweg herausfühlen, der bisher — so weit ich übersehen kann — nirgends Beachtung gefunden hat.

Ein Schulbeispiel politischer Legendenbildung war auch die lärmeschlagende Rede Captain Faber's, die unsere Alddeutschen so in Harnisch gebracht hat. Von eingeweihter und durchaus zuverlässiger Seite erfahre ich darüber, daß der Anlaß zu den Indiskretionen Fabers, die beinahe einen Weltbrand heraufbeschworen hätten, in lokalen Reibereien mit dem ihm persönlich verfeindeten Admiral zu suchen ist. In hiesigen amtlichen Kreisen wurde der aufgebauschte Zwischenfall von Anfang an nicht ernst genommen, während er den ganzen Kontinent in Alarm versetzt hat. Sollte die kleinliche Privatrache eines obskuren Captains einen Weltbrand entfachen? Solchem Herostratosruhme der politischen Legendenbildung setzen wir nachfolgende amtliche Äußerungen führender Staatsmänner entgegen, die dazu angetan sind, das Schreckgespenst von einem beabsichtigten Überfall Englands auf die deutsche Flotte als eine lächerliche Farce zu entlarven.

„England und Deutschland werden durch keine tiefgehenden Differenzen geschieden und zwischen beiden Ländern schweben keine Fragen, die nicht auf dem Wege gütlicher Verhandlungen gelöst werden können; jedenfalls nicht solche, die den Ausbruch eines Krieges zu rechtfertigen vermögen. Der bestehende wirtschaftliche Wettkampf weist ungleich mehr zum Frieden als zum Kriege hin, denn die gewaltige Ausdehnung der wechselseitigen Handelsbeziehungen fordert gebieterisch alle störenden Momente auszuschalten.“

Sir Frank Lascelles, während 13 Jahre englischer Botschafter in London, auf dem Kirchenkongress in Stoke-on-Trent, 4. Oktober 1911.

„Ein nicht unbedeutender Teil der deutschen Nation scheint der Auffassung zu sein, als ob England in anmaßender und selbstsüchtiger Weise bestrebt sei, ihr das Recht, als Großmacht bei der Lösung internationaler Fragen mitzuwirken und ihren Welthandel auszudehnen, abzusprechen. Eine derartige egoistische Politik würde mit dem guten Namen Englands unvereinbar sein und eine nur zu wohlverdiente Wiedervergeltung heraufbeschwören.“

Sir T. Bevezey Strong, Lord Mayor von London, auf einer Sitzung der Englisch-Deutschen Freundschaftsgesellschaft am 2. November 1911.

„Ich bin gewiß, daß nach Verlauf von zwei bis drei Jahren alle Kriegsgerüchte verstummen und daß gute Beziehungen nicht nur zwischen Deutschland und England, sondern auch zwischen diesen zwei Ländern und deren beiderseitigen Freunden herrschen werden.“

Sir Edward Grey, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, im House of Commons, 27. November 1911.

„Wir unterhalten mit einzelnen Mächten Freundschaften und besondere Beziehungen, welche der übrigen Welt bekannt sind. Wir beabsichtigen sie zu pflegen und nichts zu unternehmen, was dieselben in Frage stellen könnte. Jene Beziehungen schließen nichts in sich, was zu einem Angriff oder einer herausfordernden Politik irgend einer anderen Macht gegenüber führen könnte. Dort, wo Argwohn oder Misstrauen besteht, sind wir andererseits bereit, alles zu tun, um diese zu beheben. Das ist eine einfache Politik des gesunden Menschenverstandes und des guten Glaubens, welche kein Vertrauen erschüttern sollte und keinen Anlaß zur Verleumdung bietet. Ich betonte, wir wollen niemanden beleidigen; aber auf einen Punkt müssen wir besonderen Nachdruck legen, und das ist, daß das Ausland sich nicht als die Beleidigten gebärdet, wo keine Beleidigung beabsichtigt war.“

Sir Edward Grey, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, in Manchester, am 17. Februar 1912.

„Ich bin fest davon überzeugt, daß alles, was über Deutschland im freundlichen Sinne gesagt wurde, dem Empfinden der ganzen Nation entspricht.“

Viscount Morley of Blackburn, liberal, im House of Lords, 28. November 1911.

„Ich bin überzeugt, daß die öffentliche Meinung, soweit die einsichtigen Kreise beider Länder in Frage kommen, im hohen Maße zugunsten einer Freundschaft zwischen Großbritannien und Deutschland ist.“

Marquess of Lansdowne, konservativ, im House of Lords, 28. November 1911.

„Von den guten Beziehungen zu Deutschland hängt alles ab, sowohl was die Wohlfahrt Englands zu Hause, als seinen Handel nach außen angeht. Wenn freundschaftliche Beziehungen mit Deutschland bestehen, ist nichts in der Welt vorhanden, was England irgendwelche Sorge bereiten kann. Ein Krieg mit Deutschland aber wird beide Nationen zu einem Abgrunde führen, dessen Tiefen niemand ermessen kann.“

Sir Henry Norman, liberal, im House of Commons, 14. Dezember 1911.

„Ein Krieg mit Deutschland würde, auch wenn wir gewinnen, uns über eine Milliarde Pfund Sterling kosten.“

Lord Charles Beresford, konservativ, im House of Commons, 14. Dezember 1911.

„Ich möchte als einer derjenigen, welche viel Zeit und Mühe darauf verwandt haben, der Freundschaft beider Nationen zu dienen, Deutschland gegenüber folgendes zum Ausdruck bringen: Man sagt uns, daß selbst freundlich gesinnte Deutsche daran glauben, England wolle sie unbedingt mit Krieg überziehen. Ich wünsche einwandfrei und mit größtem Nachdruck festzustellen, daß diese Annahme im vollen Umfange unberechtigt ist. Es mögen wohl einige Leute bei uns, wie auch in Deutschland, zum Kriege drängen; aber ich bin gewiß, sie stellen noch nicht fünf Prozent der Bevölkerung dar. Kopf und Herz Englands lehnt sich gegen eine solche Treiberei auf.“

Der Bischof von Winchester, auf der Diözesen-Konferenz am 30. Januar 1912.

„Man sagt u. a., daß innerhalb der deutschen Bevölkerung viele fest daran glauben, daß wir während des Sommers und Herbstes letzten Jahres einen Angriff auf ihr Land erwogen und selbst vorbereitet haben und daß die Bewegung unserer Flotte mit diesem Zweck im Zusammenhang stand. Es ist mir direkt peinlich, einer solchen wilden und ausschweifenden Legendenbildung entgegentreten zu müssen. Es handelt sich um eine reine Wahnsinnvorstellung. Ich brauche kaum zu sagen, daß nicht der geringste Anhalt für eine solche Annahme vorliegt und daß die Manöver unserer Schiffe zu keiner Zeit und an keiner Stelle einen Angriff oder eine Herausforderung planten.“

Premierminister Asquith, im House of Commons, 14. Februar 1912.

„Ich möchte nochmals meine aufrichtige Überzeugung dahin zum Ausdruck bringen, daß niemand, sei es in diesem Hause oder außerhalb desselben, mehr Wert auf eine gute Verständigung mit Deutschland zu legen vermag, gleichwie ich glaube, daß kein Mensch den Gedanken eines Krieges zwischen den beiden großen Ländern mehr verabscheuen kann, als ich es tue.“

Bonar Law, Führer der Opposition im House of Commons, am 14. Februar 1912.

„Mir erscheint in diesem Momente kaum etwas so wünschenswert, als daß England und Deutschland dazu gelangen, einander zu verstehen. Ein solches wechselseitiges Verstehen ist aber nur durch Studium und Erkenntnis zu erlangen. Dieses Studium läßt, wie ich meine, bei uns mehr zu wünschen übrig als bei den Deutschen. Sie kennen unsere Literatur und Geschichte weit besser als wir die ihrige. Shakespeare und Scott sind ihnen beinahe ebenso vertraut wie uns selber. Auf jeden Briten, der deutsch lesen und sprechen kann, kommen fünf Deutsche, die englisch lesen und sprechen können. Hingegen scheinen sie mir etwas weniger von unserer Art, die Dinge zu betrachten, zu wissen, als uns die ihrige bekannt ist. Wir sind keineswegs eine Nation, welche hinter dunklen Worten und Taten

geheimnisvolle Pläne und selbstsüchtige Absichten verbirgt. Wir streben nicht aus Prinzip und planmäßig, einen immer größeren Teil der Erdoberfläche allen anderen vorweg zu nehmen. Was wir in dieser Hinsicht bisher getan haben, taten wir nicht gemäß einer vorgeplanten und ausgeflügelten Politik, sondern nur deshalb, weil wir lange Zeit das einzige Volk am Platze waren, weil es zur Zeit geboten schien und wir das einzige dazu bereite Volk waren. Deutschland hat, wie mir scheint, das besondere Pech gehabt, hundert Jahre zu spät in der Weltgeschichte zu einer Nation zu erwachsen, und dieser Umstand hat die Entwicklung, die es sonst genommen hätte, beeinflußt. Sein Fortschritt muß aber dadurch nicht gehemmt werden. Es ist schon jetzt durch seine intellektuelle und moralische Tüchtigkeit eine der größten Nationen der Welt; seine Organisationskraft ist unerreicht; es verfügt über vortreffliche Methoden und hat viel Sinn für das Aktuelle und Konkrete. Überall dringt es zum Wohle der Menschheit vor, und es wird sich kaum durch etwas zurückhalten lassen. Ich darf wohl hinzufügen, daß nichts seinen Weg so erleichtern wird, als wahrhaft offene und günstige Beziehungen zu unserem Lande in Handel, Politik und gesellschaftlichem Verkehr. Denn viele, sehr viele von uns sind der Ansicht, daß, je bedeutender Deutschlands Handel und Gewerbe ist, desto mehr auch unser Handel und Gewerbe zunehmen wird. Kooperation in der Entwicklung ist nach jeder Richtung von hoher Bedeutung.

Der englische Kriegsminister Viscount Haldane in seiner Festrede vom 3. August 1911.

So sprachen führende Engländer der Gegenwart über die Wechselbeziehungen beider Länder. Diese Blütenlese der Stimmen verantwortlicher Kreise über Deutschland wird hoffentlich dazu beitragen, die bösartigen Ausschreitungen jener unverantwortlichen Störenfriede, welche diese beiden Kulturnationen systematisch gegeneinander verheßen wollen, endgültig zu widerlegen. Der Falschmünzerei heimlicher Legendenbildungen kann man nur durch das offene, vor aller Welt verkündete Bekennen des amtlichen England wirksam entgegentreten. Das Komitee für eine englisch-deutsche Verständigung, an dessen Spitze Erzellenz von Holleben steht, wird gut daran tun, diesseits und jenseits des Kanals in Wort und Schrift der politischen Brunnenvergiftung, wie sie in den hier aufgezeigten künstlichen Legendenbildungen zutage tritt, unter Zuhilfenahme der großen Presse beider Länder planbewußt und zielsicher entgegenzuarbeiten.

# Staatsminister a. D. Dr. Sigurd Ibsen: Machtpolitik und Kulturpolitik.

Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Rhea Sternberg.

## I. Machtpolitik.

Jüngst wurde zum elften Mal der Nobelpreis erteilt. Einige Storthingsmitglieder hatten es anheimgestellt, die Erteilung in diesem Jahre fortfallen zu lassen, um gegen den Friedensbruch Italiens zu demonstrieren. Der Vorsitzende des Nobelpreises machte in seiner Festrede geltend, das sei formell nicht zulässig. Und er betonte außerdem die sehr richtige Erwägung, daß ja gerade das Unheil des Krieges Nobels Interesse für die Friedensarbeit geweckt habe und es also nicht in seinem Sinne sein könne, diese Unterstützung jüst dann zu entziehen, wenn die kräftigste Mahnung dazu trieb, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Er räumte ein, daß wir im vergangenen Jahr Enttäuschungen erlebt hätten, aber, fügte er hinzu, wir machen auch erfreuliche Erfahrungen. Kürzlich haben die deutsche und die französische Regierung eine der schwierigsten Konfliktsfragen friedlich gelöst. Das beweist, daß der Friedenswille bei den leitenden Staatsmännern durchgedrungen ist. Hoffen wir, daß dieser Anzeichen immer mehr und der Rücksläge immer weniger werden, sodaß der internationale Verkehr schließlich sicher auf gerechte und gütliche Entscheidungen bauen kann.

Jeder wird diesem von Herrn Lövland ausgesprochenen Wunsch beipflichten können, und es wird ihm auch niemand verdenken, daß er es bei einem festlichen Anlaß wie dem ebengenannten vorzieht, bei den freundlicheren Erscheinungen zu verweisen. Aber nun, da der Festtag vorüber ist und der Alltag sich meldet mit Kritik und Betrachtungen, kann man es nur gerade heraus sagen: der internationale Rechtszustand, der an Stelle der Machtherrschaft treten sollte, scheint uns nicht näher gerückt zu sein in dem Jahrzehnt, das seit der Erteilung des ersten Friedenspreises verflossen ist. Damals, im Jahre 1901, fochten die Buren die letzten Kämpfe aus in dem Kriege, den Großbritannien einzlig und allein in dem Gesüst nach ihrem Lande gegen sie unternommen hatte. 1904 wurde dann der große Krieg zwischen Russland und Japan eingeleitet. 1905 drohten die marokkanischen Gewitterwolken sich in einen europäischen Krieg zu entladen. 1907 teilten Russland und England Persien, über das sie doch keine Verfügung hatten, unter sich in Interessensphären. 1908 verlebte Österreich-Ungarn trotz des Berliner Vertrages Bosnien und die Herzegowina der Monarchie ein und versuchte dadurch Verwicklungen, die leicht ganz Europa in einen kriegerischen Wirbelwind hätten mitreißen können. 1910 verschlang Japan Korea ohne Rücksicht auf dessen garantie Integrität.

Und im letzten Jahre endlich waren wir Zeugen von Italiens Zug gegen Tripolis, von dem Einmarsch russischer Truppen in Persien und von einem diplomatischen Konflikt zwischen Deutschland auf der einen und Frankreich und England auf der andern Seite, dessen voller Ernst erst jetzt der Allgemeinheit zum Bewußtsein gekommen ist. Sir Edward Greys Rede im Parlament und die Erklärungen des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg und des Staatssekretärs von Kiderlen-Wächter im Reichstag lassen keinen Zweifel darüber, daß man im Sommer dicht am Rande eines Weltkrieges gestanden hat. Die akute Krise ist vorläufig überwunden, aber sie kann von neuem auslodern, denn der Antagonismus, der ihr zugrunde lag, nämlich der Gegensatz zwischen deutschen und englischen Interessen, besteht weiter. Ein britischer Politiker soll neulich geäußert haben, daß nach Verlauf weniger Jahre alle europäischen Staaten gezwungen sein werden, Partei zu ergreifen, ihre Wahl zu treffen zwischen England und Deutschland.

Schließt man den moralischen Status der internationalen Politik des letzten Jahrzehnts ab, so weist die Debetseite, wie man sieht, eine Reihe von ganz beträchtlichen Posten auf. Auf der Kreditseite steht dagegen die Haager Konferenz von 1907. Sie wurde doch insofern eine Enttäuschung, als sie die Frage der Kriegsrüstungs-Beschränkung fallen lassen mußte, und als sie nicht zur Einigung über das in allen Fällen obligatorische Schiedsgericht kommen konnte. Große Hoffnungen hatte man im vorigen Jahr an das angekündigte Taft-Greysche Schiedsgerichtsabkommen geknüpft; aber nach dem, was später über die Einzelheiten des Entwurfs bekannt geworden ist, wird der Vertrag nicht als bahnbrechend bezeichnet werden können. Ich gehöre keineswegs zu denen, die die Möglichkeit eines zukünftigen Weltfriedens überhaupt leugnen, aber ich glaube, das steht noch in weiter Ferne, und das Zusammenleben der Staaten wird noch viele Jahre von Machtverhältnissen beherrscht werden.

Es ist auch gar nicht zu erwarten, daß die äußere Politik, die ja dasjenige Gebiet ist, das zuletzt von der modernen Kulturströmung berührt worden ist, im Handumdrehen den Vorsprung vor der inneren Politik bekommen sollte. Solange das konstitutionelle Parteiwesen sowohl wie die sozialökonomischen Zustände in einem so hohen Grade, wie es der Fall ist, von Machtverhältnissen bestimmt werden, ist es ganz unwahrscheinlich, daß die verschiedenen Nationen in ihren Beziehungen zum Ausland einer höheren Moral huldigen sollen als der, die unter den Mitbürgern betätigt wird. Alle Politik dreht sich mehr oder weniger um Machtfragen. Auf diesem Hintergrund muß auch die internationale Politik betrachtet werden; es geht nicht an, sie als eine Erscheinung für sich zu isolieren. Die Herstellung einer internationalen Rechtsgemeinschaft ist also eine Aufgabe, die in ihrem Zusammenhang mit dem politischen Problem in seiner Ganzheit gesehen werden muß. Um sich über dieses Problem eine Meinung zu bilden, muß man mit zwei Dingen ins reine zu kommen suchen: vor allem, in welchem Umfang

das Machtelement sich im politischen Leben geltend macht, und dann, ob neben ihm ein anderes, entgegenwirkendes Element besteht, das allmählich stärker wird und womöglich die Oberhand gewinnen kann.

Daß Machtverhältnisse in den Gemeinwesen aller Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt haben, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Jeder, der seine Geschichte gelernt hat, weiß darum, daß Kriege, Unterdrückungen und allerlei Übergriffe entscheidend waren für die Grenzen der Staaten, für die innere Organisation der Völker, für die Verteilung des Bodens und anderer Güter. Aber er weiß auch darum, daß mit der fortschreitenden Kultur die Macht sich ihrer Nacktheit zu schämen beginnt und das Gewand des Rechts anlegt. Diese juridisch-moralische Bekleidung wechselt nach den Umständen: in der mehr zurückgebliebenen äußeren Politik beschränkt sie sich oft auf ein notdürftiges Feigenblatt, während sie in den relativ vorgeschrittenen inneren Gesellschaftsordnungen die Wirklichkeit der Dinge recht dekorativ verhüllen kann.

Aber sieht man genauer zu, so kann man nicht umhin zu entdecken, daß Staatsverfassungen und Rechtssysteme im wesentlichen Bestätigungen eingewurzelter Machtverhältnisse sind. Zu allen Zeiten ist die Gesetzgebung ein Exponent für die soziale Auffassung der Machthaber gewesen und als Werkzeug zur Wahrnehmung ihrer Sonderinteressen benutzt worden. In alten Tagen zeigte sich das in völlig unverschleierten Formen: ich möchte nur an eine Begünstigung erinnern wie die Steuerfreiheit der privilegierten Stände. Wer hat, dem soll gegeben werden, hieß es unter dem alten Regime, und wir sehen es fortdauernd: so kommt in der Zusammensetzung gewisser erster Kammern die Anschauung zum Ausdruck, daß den Klassen, die bereits sozial und ökonomisch die Oberhand haben, auch politisch eine besondere Repräsentation, ein Mehr an Einfluß gesichert werden muß. Diese Einrichtungen haben kurz und gut einen Schutz für die Starken bezweckt.

Nun sieht man allerdings andere Einrichtungen entstehen, die umgekehrt einen Schutz für die Schwachen erstreben, und diese Erscheinung nimmt sich ja wie eine teilweise Widerlegung der Gültigkeit der Machttheorie aus. Aber der Widerspruch ist nur scheinbar. Wenn heutzutage auch die Schwachen geschützt werden, wenn auch deren Wohl nicht außer acht gelassen wird, so geschieht es, weil sie nicht mehr so schwach sind, wie sie es einst waren, indem sie in Wirklichkeit auf dem Wege sind, stark zu werden. Die mannigfachen modernen Anordnungen in humanitarem und demokratischem Geist wären nicht denkbar gewesen ohne die Verschiebung der Machtverhältnisse, die tatsächlich stattgefunden hat und die weiter vorgeht. Waren nicht die Arbeiter durch ihren Zusammenschluß eine Macht geworden, mit der die Herrschenden zu rechnen haben, so würde die Sozialgesetzgebung, deren die Gegenwart sich rühmt, noch zu den frommen Wünschen gehören. Hätten die weniger bemittelten Klassen nicht die Waffe des Stimmrechts in die Hand bekommen, so wäre nie von der gerechteren Verteilung der Steuerlasten die Rede gewesen, die jetzt in der parlamentarischen Finanzpolitik an der Tages-

ordnung ist, und die sich unter anderm in Mr. Lloyd Georges „demokratischem Budget“ fand getan hat. Und verhehlen wir es uns nicht: an dem Tage, da die Massen einen vollständigen Sieg errungen hätten, würden sie ebenso einseitig die nackten Interessen des gemeinen Mannes förlern, wie frühere Machthaber die Vorrechte der Geburt und des Reichtums begünstigt haben. Jeder Faktor, der in die öffentlichen Angelegenheiten eingreift, wird nun einmal die Gesellschaft nach seinem eigenen Willen und seinen besonderen Bedürfnissen formen wollen. In dieser Beziehung ist kein Unterschied zwischen der Monarchie und der Demokratie, zwischen dem Kapitalismus und dem Sozialismus, und auch insofern gleichen sie sich, als sie allesamt Machtmittel anwenden. Die Arbeitgeber wollen durch Aussperrung zwingen, die Arbeiter durch Streik: die militärischen Kämpfe haben ihr Seitenstück in den industriellen. Dieselben französischen Sozialisten, die in diesem Sommer gegen einen Krieg mit Deutschland protestierten, fanden es ganz natürlich, daß ihre Kameraden gegen ihr eigenes Land Krieg führten durch jene Sabotage der Verkehrsmittel, die wohl noch in frischer Erinnerung sein dürfte. In früheren Zeiten waren es fast ausschließlich Lohnfragen, die die Arbeitseinstellungen verursachten, aber nun tritt die direkte Machtfrage immer mehr in den Vordergrund. So war der Pariser Elektriker-Streik im Jahre 1907 einzige und allein in Szene gesetzt, um der Gesellschaft die Macht zu beweisen, die disziplinierte Arbeiter besitzen, und der englische Eisenbahner-Streik vor einigen Monaten ging zunächst darauf aus, den Gesellschaften die Anerkennung der Fachorganisationen abzuzwingen.

Die Parteileitungen und Gewerkschaften der Sozialisten beanspruchen eine Zwangsautorität, die nicht hinter der zurücksteht, die von den bürgerlichen Staatsorganen ausgeübt wird. Und andererseits verschmäht der bürgerliche Staat es nicht, sozialistische Methoden anzuwenden, wenn sie seinen Zwecken dienen; selbst das konservative Preußen gab ja ein Beispiel hierfür bei dem Enteignungsgesetz gegen die polnischen Grundbesitzer der Ostprovinzen. Bei diesem Anlaß stimmten alle Polen von neuem das hundertjährige Klagespiel von ihrer unterdrückten Nation an, ohne zu beachten, daß sie selbst recht kräftige Unterdrücker sind, wenn sie nur die Gelegenheit dazu finden: man sehe, wie sie die Ruthenen in Galizien mißhandeln. Es ist mit ihnen wie mit der römischen Kirche, die sich bekreuzigt über die Vergewaltigung, der sie in Frankreich und Portugal ausgesetzt zu sein meint; diese Kirche, die die Inquisition und Tausende von Scheiterhaufen auf ihrem Sündenregister hat, und die überall, wo sie Spielraum bekommt, sich von der finsternen Unduldsamkeit beseelt zeigt. Mag es sich um Glaubengemeinschaften handeln oder um Nationalitäten, um Parteien, Klassen oder Massen, keines bleibt dem andern etwas schuldig, wenn von Machtmissbrauch die Rede ist. Die Politik erweist sich demnach als eine Anwendung von Machtmitteln zur Erreichung von Machtzwecken. Aber wie ich bereits angedeutet habe, herrscht eine gewisse Schen davor, diese Dinge in unverhüllter Gestalt zu sehen. Als Bismarck verkündete,

daß die großen Fragen der Zeit durch Eisen und Blut entschieden werden würden, wirkte der Ausspruch mindestens verblüffend. Und doch enthielt er nichts anderes, als die Feststellung einer Tatsache. Die Äußerung fiel im Hinblick auf die Stellung Preußens zu Österreich, und es ist ja eine uralte Erfahrung, daß in den gegenseitigen Abrechnungen der Staaten die Macht ultima ratio ist. Aber man war an einen solchen Freimut wie der Bismarcksche nicht gewöhnt. Er wird jedoch zur Not in der äußeren Politik geduldet, obwohl die leitenden Kreise auch hier Handlungen, die von Mann zu Mann als Überfall und Raub gelten würden, mit trügerischen Schlagworten zu schmücken lieben: es gilt die Ehre und das Wohl der Nation, die Sache der Gerechtigkeit oder kulturelle Notwendigkeiten.

Aber ich möchte den Staatsmann sehen, der offenherzig genug wäre, zu bekennen, daß seine innere Politik von Machtzwecken und von diesen allein inspiriert sei. Nicht daß es je an Staatsmännern gefehlt hätte, die sich auf diesem Fundament eingerichtet haben, aber keiner von ihnen hat es unverhohlen zugestehen wollen. Will man die volle Wahrheit hören über die Bedeutung der Macht im Staatsleben, so darf man sie nicht von den Regierenden erwarten, die gar zu viel riskieren würden, indem sie sie offenbarten, und ebenso wenig darf man sie von den Oppositionsführern erwarten, die allerdings bestehende Machtverhältnisse angreifen, jedoch nur um sie durch andere zu ersetzen. Nein, die volle Wahrheit wird hier nur von Männern ausgesprochen, die nicht durch Rücksichten gebunden sind, bei Philosophen und Soziologen ist sie zu lesen. Diese Unbeteiligten haben offenkundig können, was ein Politiker verschweigen wird, weil er sonst Gefahr liefe, den Halt zu verlieren, den er an seinen Zeitgenossen haben muß. Um die Massen für größere Aktionen zu gewinnen, muß man zu ihren Herzen und zu ihrer Phantasie sprechen, und das tut keine Politik, die sich nur auf die reine Macht beruft. Selbst ein Genie wie Napoleon konnte nicht durch Macht spruch allein herrschen: er mußte Gefühlssaiten anschlagen, Frankreichs Größe, Frankreichs „gloire“ anrufen; aber durch diesen Appell brachte er auch Hunderttausende dazu, für ihn und seine Pläne in den Tod zu gehen. Wie viel weniger können da die Mittelmäßigen, auf denen das Schicksal der Staaten zu beruhen pflegt, den Schein eines höheren Rechtes entbehren.

Und so ist es zugegangen, daß die Machtverhältnisse überall mit einem allgemeinen Wohl identifiziert worden sind, das doch in der Regel die Eigentümlichkeit hat, ziemlich allgemeine Leiden mit sich zu führen. Die Geschichte erzählt von einer unablässigen Aufopferung des Lebens und Glücks unzähliger Menschen für Dinge, die auf den ersten Blick als Abstraktionen erscheinen, wie das monarchische Prinzip, die republikanische Idee, die bürgerliche Freiheit, die nationale Selbständigkeit, politische und zivilisatorische Verfassungen. Aber hinter diesen Abstraktionen verbergen sich sehr handgreifliche Realitäten. Und wenn uns gewisse Leute nicht genug ermahnen können, in Staatsangelegenheiten Idealismus zu beweisen, so darf man nicht glauben, daß dieser hoch über dem Tiefland der In-

teressen schwebe: der Idealismus, den sie verlangen, besteht nämlich darin, daß wir nicht unsfern, sondern ihren Interessen dienen sollen. Diese Leute können mit Erfolg operieren, besonders wenn sie auf dem vaterländischen Instrument spielen. Wo immer es gilt, sich Vorteile anzueignen, politische oder ökonomische, muß das Vaterland herhalten, umgeben Eigennutz und Machtbegier sich mit dem nationalen Nimbus. Die Vorstellung von der Vortrefflichkeit der Zarengewalt ist durch die Redensart eingebreut worden, das Selbstherrschertum sei eine Einrichtung, die „dem heiligen Russland“ ureigen ist. Das tatsächliche Fleischseinführerverbot, das zugunsten einer Handvoll Großgrundbesitzer in Deutschland und Österreich-Ungarn die gegenwärtige Teuerung herbeigeführt hat, wird motiviert mit dem Wunsch, die heimische Landwirtschaft zu schützen. „Amerika den Amerikanern! Keine Abhängigkeit vom Ausland!“ Das war der schutzzöllnerische Feldruf in den Vereinigten Staaten, und die Massen haben ihn befolgt, und die Lasten des Krieges haben sie tragen müssen, aber die Beute ist den Kohlenbaronen, den Eisenbahnmagnaten, den Fabrikherren und Trusten zugefallen.

Es ist ein tragikomischer Anblick, wie die Menschen dazu getrieben werden, sich für sogenannte Ideen zu begeistern, die, bei Lichte betrachtet, auf die Interessen anderer Leute hinauslaufen; Opfer zu bringen für vorgeblieche Notwendigkeiten, die nur von hochgeborenen Dilettanten oder geschäftigen Fachpolitikern erfunden sind; leidenschaftlichen Anteil zu nehmen an Fragen und Dingen, die sie persönlich nicht im geringsten angehen. Es wäre unlengbar vorzuziehen, wenn dieser ganze Vorrat von Enthusiasmus und Opferwilligkeit für würdigere Zwecke aufgespart bliebe, als die Aufrechterhaltung und Förderung von verkleideten Machtverhältnissen.

---

## Richard Eichhoff: Italien und die Interparlamentarische Union.

Ein Brief an den Herausgeber.

[Wiesbaden, 10. April 1912.

Sehr geehrter Herr Professor!

Sie hatten die Güte, mir für einige Betrachtungen über die Möglichkeit, Nützlichkeit und Notwendigkeit einer allgemeinen Rüstungsbeschränkung, die der auch in Deutschland hochangesehene französische Senator Baron d'Estournelles de Constant angestellt hatte, in Ihrer geschätzten Zeitschrift *Gastfreundschaft* zu gewähren, und da ich zu meiner Freude sehe, daß „Nord und Süd“ unter Ihrer Leitung den internationalen Friedensbestrebungen eine immer größere Aufmerksamkeit schenkt und die Verständigung unter den Kulturvölkern zu

fördern auf alle Weise bemüht ist: so darf ich vielleicht auch die nachstehenden Zeilen Ihnen senden, die dem gleichen Ziele zu dienen bestimmt sind.

Wie Ihnen erinnerlich sein wird, hatte der Interparlamentarische Rat, der Gesamtvorstand der Interparlamentarischen Union, in seiner am 4. Oktober v. J. in Paris abgehaltenen Sitzung einmütig — allerdings unter Stimmenthaltung der beiden italienischen Mitglieder — sein Bedauern darüber ausgedrückt, daß bei dem italienisch-türkischen Konflikt, der zum tripolitanischen Feldzuge geführt hat, so wenig dem Geiste des Friedens und der Gerechtigkeit Rechnung getragen wurde, der die beiden Haager Konferenzen beseelte, und die Kriegserklärung so rasch erfolgte, daß die Möglichkeit einer Vermittlung oder Verständigung ausgeschlossen war. Durch diesen Beschuß hatte sich die italienische Gruppe der Union verlebt gefühlt und eine Änderung der Satzungen der Union dahin beantragt, daß es dieser selbst oder ihren Gruppen nicht gestattet sei, besonders im Falle eines bewaffneten Konfliktes, die Haltung einer Regierung zu kritisieren oder zugunsten oder ungünstigen der einen oder andern kriegsführenden Macht sich zu äußern. Dieser Antrag lag dem Interparlamentarischen Rate in seiner Sitzung vom 10. Februar d. J. die in Brüssel stattfand, zur Beratung vor. Aber mit Recht hatte schon der Präsident des Rates, der belgische Staatsminister Beernaert, in einem unterm 1. Februar d. J. an den Präsidenten der italienischen Gruppe, Marquis Cappelli, gerichteten Schreiben die Auffassung zurückgewiesen, als ob es sich bei dem in Paris gefassten Beschuß um eine Verlebung der von der Union zu allen Zeiten befolgten Grundsätze handle. Niemals in der Tat hat die Union, solange sie besteht, bei Streitigkeiten, die zwischen den Mächten ausbrachen, ein Urteil abgegeben oder sich gar als einen Gerichtshof betrachtet, dem die Entscheidung über den ausgebrochenen Konflikt zustände. Auch diesmal hat sie sich wohl gehütet, etwa einen an die Adresse der italienischen Regierung gerichteten Tadel auszusprechen; sie hat sich vielmehr nur auf den Ausdruck des Bedauerns darüber beschränkt, daß die Grundsätze so wenig beachtet worden sind, die einst zu ihrer Gründung geführt und die sich dann die Haager Konferenzen von 1899 und 1907 zu eigen gemacht haben. Daß die Union dies tat, daß sie nicht stillschweigend an dem Ereignis vorüberging, das die ganze Kulturwelt erregte, war nicht nur ihr gutes Recht, sondern sogar ihre Pflicht, die sie in keinem Falle hätte versäumen dürfen, wollte sie nicht ihre ganze Existenz aufs Spiel setzen: niemand, der diese Frage ruhig und objektiv beurteilt, wird darum die Haltung des Interparlamentarischen Rates tadeln können, der sich in seiner Sitzung vom 10. Februar d. J. der Aussöhnung seines Präsidenten einmütig anschloß und zugleich sein Bedauern darüber ausdrückte, daß die italienischen Mitglieder der Sitzung fern geblieben waren.

Die Hoffnung, die ich in dieser Sitzung aussprach, daß auch unsere italienischen Freunde die Richtigkeit dieses Standpunktes anerkennen und nicht etwa durch ihren Austritt aus der Union, den sie für den Fall der Ablehnung

ihres Antrages angekündigt hatten, der gemeinsamen Sache einen schweren Schlag versetzen würden, hat sich leider nicht erfüllt: durch Beschuß vom 23. März erklärte die italienische Gruppe mit Bedauern, sich solange von der Union trennen zu müssen, als nicht ihrem Verlangen nach Änderung der Satzungen Genüge geschehen sei, und ihr Präsident, Marquis Cappelli, teilte diese Entschließung mit einer ausführlichen Begründung dem Interparlamentarischen Rat mit, indem er der Hoffnung Ausdruck gab, daß dieser sie zu würdigen wissen werde.

Nun kann ich mich sehr gut in die Seele unserer italienischen Freunde versetzen, die in Übereinstimmung mit ihrer ganzen Nation die Besetzung von Tripolis als eine nationale Notwendigkeit betrachten, die allein das zugegunsten Italiens verschobene politische Gleichgewicht im Mittelmeere dauernd wiederherzustellen vermöge. Aber war dieses Ziel nicht ebenso gut oder vielleicht weit besser auf friedlichem Wege zu erreichen? Konnte Italien seine berechtigten Ansprüche vor einem internationalen Kongreß nicht mit demselben Erfolge durchsetzen, wie es einst Frankreich auf dem Berliner Kongreß von 1878 mit Bezug auf Tunis getan hatte? Ist es nicht noch in diesem Augenblicke gelungen, die wahllich schwierige und verwickelte Marokkofrage zwischen Frankreich und Deutschland zu beiderseitiger Befriedigung allein schon auf diplomatischem Wege zu lösen? Und hat etwa der bisherige Verlauf des tripolitanischen Feldzuges den Beweis erbracht, daß die kriegerische Beilegung des Konfliktes für Italien die einzige mögliche und erfolgversprechende war?

Gewiß hat das italienische Vorgehen in fast allen Kulturstaaten hier und da eine recht herbe Kritik erfahren. Ich leugne auch nicht, daß die eine oder andere Gruppe der Interparlamentarischen Union unter dem unmittelbaren Eindrucke der Ereignisse sich dieser Kritik mehr oder weniger offen angeschlossen hat. Daß die Deutsche Gruppe es abgelehnt hat, diesem Beispiel zu folgen, erforderte schon die Rücksicht auf das verbündete Italien. Aber mit Recht wurde in Paris betont, daß die Union als solche und ihr verantwortlicher Vorstand für Äußerungen der einen oder andern ihrer Gruppen nicht die Verantwortung tragen könne. Und wenn diese Äußerungen etwas subjektiver gefärbt waren, als vielleicht wünschenswert gewesen wäre, so darf man sich schon deshalb nicht darüber wundern, weil es nur durch den Zufall der Choleragefahr verhütet worden war, daß die 17. Interparlamentarische Konferenz in Rom in demselben Augenblicke eröffnet wurde, wo die italienische Regierung zur größten Überraschung der ganzen Welt und vielleicht unserer italienischen Freunde selber an die Türkei den Krieg erklärte. Denn wie hätten diese sonst bis zum letzten Moment den dringenden Wunsch hegen können, die Konferenz in jedem Falle in Rom versammelt zu sehen!

Und darum scheinen mir unsere italienischen Freunde, für deren patriotische Haltung ich ein volles Verständnis besitze, doch etwas ab irato gehandelt

zu haben, als sie den folgenschweren Schritt taten, sich von der Union zu trennen; denn daß dieser Schritt für die Union eine ernste Krisis heraußbeschwört und ihre großen Erfolge in Frage zu stellen geeignet ist, kann leider nicht bestritten werden. Seit nahezu einem Vierteljahrhundert hat die Interparlamentarische Union, diese große Vereinigung von Parlamentariern aller Kulturstaaten, eine überaus segensreiche Tätigkeit entfaltet, hat sie erst leise und in bescheidenen Grenzen, dann immer lauter und vernehmlicher ihre Stimme zugunsten internationaler Schiedsgerichte und einer friedlichen Schlüchtung aller Völkerkonflikte erhoben, hat sie die erste Anregung zu den beiden Haager Konferenzen von 1899 und 1907 gegeben und ihnen wertvolles Material für ihre Beratungen geliefert. Und nun, da sie, von den Regierungen aller Staaten offiziell anerkannt und in ihren Bestrebungen tatkräftig unterstützt, im Begriffe steht, der dritten Haager Konferenz von 1915 neue Wege und Ziele zu weisen, soll sie in dieser ihrer segensreichen Tätigkeit durch eine innere Krisis gelähmt oder doch geschwächt werden, die nur durch einen Völkerstreit hervorgerufen wurde, den zu verhüten leider nicht in ihrer Macht stand? Das kann nie und nimmer der Wille unserer italienischen Freunde sein; er kann es um so weniger sein, als im September dieses Jahres, wenn die 17. Interparlamentarische Konferenz in Genf tagt, wie wenigstens alle Friedensfreunde hoffen und wünschen, durch die Vermittlung der Mächte der Konflikt beseitigt sein wird, der den äußeren Anlaß zu dem unseligen Zwiespalt gegeben hat, unter dem die Interparlamentarische Union jetzt leidet. Diesen Zwiespalt im Keime ersticken zu helfen, ist der einzige Zweck dieser Zeilen.

Ich richte sie an Sie, sehr geehrter Herr Professor Stein, weil ich weiß, daß Ihre Zeitschrift auch drüber jenseits der Alpen die gebührende Beachtung findet. Ich richte sie an Sie in der zuversichtlichen Hoffnung, daß die italienischen Mitglieder der Union sie in dem Geiste aufnehmen werden, in dem sie geschrieben sind: wenn sie sich von diesem Geiste leiten lassen, wird sicherlich in Genf die Brücke zu jener gegenseitigen Verständigung geschlagen werden, die den herrschenden Zwiespalt ebenso rasch aus der Welt schafft, wie er entstanden ist, und damit die Interparlamentarische Union in den Stand setzt, ihr ruhmvolles Werk erfolgreich fortzuführen und es allmählich dem erhaltenen Ziele entgegenzuführen, das allen aufrichtigen Freunden der Kultur und des Fortschritts vor Augen schwelt.

In jedem Falle bleibe ich Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, für Ihre gütige Mitwirkung bei diesem Werke der Verständigung aufrichtig dankbar: *in magnis voluisse sat est!*

Ihr ergebener

Richard Eichhoff,

Vorsitzender der Deutschen Gruppe der Union interparlementaire.

## Dr. von Bilguer: Das große ? von Libyen.

Tripolis, Ende April 1912.

Vor wenigen Tagen hätte die libysche Unternehmung ihr halbjähriges Jubiläum feiern können: am 29. September wurde dieser Krieg erklärt, der bis jetzt eigentlich nur mit königlichen Dekreten, mit diplomatischen Noten, mit feierlichen Parlamentsbeschlüssen und mit Volksdemonstrationen geführt wurde. Dennoch hatte es den Anschein, als ob das italienische Volk mit den bisherigen Erfolgen vollauf zufrieden gewesen sei. In der allgemeinen Begeisterung hatte man die Proben individueller Tapferkeit, ja Heldenmuts, welche die Offiziere und Soldaten ablegten, mit den strategischen Erfolgen verwechselt.

Heute sollte man kaum seinen Augen trauen: noch vor kurzem, gelegentlich der letzten Anwesenheit des Generals Caneva in Rom, wurde dieser angejubelt und triumphartig durch die römischen Straßen geleitet und seine Ernennung zum Senator des Königreichs galt als eine Belohnung für dem Vaterlande in Afrika geleistete Dienste. Im Generalissimus sah man die Verkörperung der ganzen kriegerischen Unternehmung. Das war gestern. Heute bringt uns die italienische Post „Er mutterungen“ herüber, an die direkte Adresse der hiesigen Armeeleitung. Derartige Ermunterungen für einen italienischen Feldherrn gab es schon einmal. Sie stifteten damals viel Unheil an und führten den unglücklichen General Barattieri zur Niederlage von Adwa. Damals war es Crispi allein, welcher einen Druck auf Barattieri ausgeübt hatte; heute ist es die öffentliche Meinung, die Volksstimmung, die Caneva zu einem energischen Handeln ermuntern möchte. Selbst die dem Kriegsministerium nahe stehende und von fast allen Offizieren eifrig gelesene militärische Zeitschrift „Esercito“ wirft dem Oberkommando Mangel an Wagenwollen sowie an Vertrauen in die ihm zur Verfügung stehende Streitmacht vor: „Eine weitere Untätigkeit heißt auf alle Tugenden unserer Soldaten verzichten und den leider verbreiteten Glauben an die unseren Führern mangelnde Initiative und Verantwortlichkeitsbewußtsein bestätigen. Die Tendenz, sich aller Operationen zu enthalten, mit denen irgendwelches Risiko verbunden ist, kann die Ursache größter Schäden werden; ein weiteres Hinausziehen dieses Krieges kann außer unseren Interessen auch unserem Prestige schaden.“ Bis hierher die Theorie . . .

Heute noch sitzt der Generalissimus-Senator umgeben von seinem Generalstab auf seinem hiesigen Hochschloß und läßt nichts von sich hören, aber — er handelt im Einverständnis mit der Regierung, so heißt es. Er sowohl wie der kommandierende General des afrikanischen Armeekorps haben ihre Generalstabsschefs gewechselt. Das ist vorläufig alles.

Italien will nunmehr allein für irgendeinen günstigen Ausgang dieses

nun bereits ein halbes Jahr dauernden Kriegszustandes sorgen, und zwar vor allem in Afrika selbst: so lautet die neueste Parole, die von der gesamten hiesigen Soldateska mit wahrer Begeisterung aufgegriffen wurde. Die nicht zum Generalstab gehörenden Offiziere und die Soldaten sind voll von Freude und Jubel beim Gedanken an ein Vorgehen, womit ich jedoch durchaus nicht sagen möchte, daß ich den Generalstab ausnehme. Vielleicht wird letzterer nur anders beurteilt, weil er zugeknöpft erscheint, als die redseligeren Kameraden von der Front.

Dieser plötzliche Umschwung ist nichts anderes als die Folge verblaster Illusionen und getäuschter Hoffnungen. Diese bezogen sich vor allem auf die Neutralitätspraxis der lateinischen Schwesternation in Tunis und Großbritanniens in Ägypten, auf eine ganz eigene Auffassung gewisser Bundesgenossenpflichten, auf allerlei Hoffnungen, die man an die Auflösung der türkischen Deputiertenkammer, an die türkische Furcht vor Balkanwirren, an die Revolte des Said Idriss im Jemen und an die verschiedenen Friedensvermittlungsversuche, sowie an eine türkenfeindliche Haltung Russlands geknüpft hatte. Hierher gehören ferner noch zwei deutsche Besuche, die auch nicht die Hoffnungen erfüllten, die man sich eingebildet hatte. Diese Illusionen waren alle die Folge jener Sentimentalität, die wir bekanntlich an den Italienern in Italien wohl zu schäzen wissen: nur in diesem Falle war sie schlecht angebracht; sie trug denn auch die Hauptschuld an den hier begangenen Fehlern; sie ist aber auch die Ursache der Leichtgläubigkeit, mit welcher das italienische Volk die bekannten Übertreibungen seitens der nationalistischen Presse aufnahm. Wie kann es in den Köpfen einer poetisch-sentimental angelegten Volksmenge aussehen, der man seit sechs Monaten täglich vorgeredet hat, daß seit dem Beginn des Krieges die Türkei eigentlich ihre Existenzberechtigung verloren, daß Russland der Türkei den Krieg erklären wird, daß Kiderlen-Wächter den Frieden in der Tasche mitbringt, daß der Sultan seine Privatkleinodien im römischen Leihhause für 400 000 Franken versezt hat (buchstäblich!) und daß (nun bereits seit Monaten) der Friedensschluß, die Einnahme der Dardanellen, das Bombardement von Saloniki und der völlige Zusammenbruch des ottomanischen Reiches „unmittelbar bevorstehen“? Was für einen Begriff soll sich dies Volk von der hiesigen Kriegsführung machen, von deren fortwährenden Siegen die Zeitungen immer voll waren, während heute plötzlich dieselbe nationale Presse entdeckt, daß trotz aller dieser Siege, trotz aller Opfer an Menschenleben und Geld, die Dinge eigentlich noch auf demselben Fleck stehen?

Und nun zur Praxis. Der Feind hat in diesen sechs Monaten hinreichend Zeit gefunden, sich zu organisieren. Italien hat ihn ruhig gewähren lassen. Heute schreit man nach einer eigenen kriegerischen Aktion, nach Initiative und Energie. Der kriegerische Apparat soll in Bewegung gesetzt werden, unter allen Umständen.

Aber die Schwierigkeiten, mit denen Italien in Libyen zu kämpfen hat, sind nicht allein militärischer Art. Im Gegenteil: hier handelt es sich gegen-

wärtig um friedlichere Dinge. Wenn Italien in Libyen zivilisatorische Fortschritte machen will, so müste es in allererster Linie das Land beruhigen. Was nutzt es der „italienischen Sache“, ob das gegenwärtige Okkupationsgebiet um einige, ja selbst um hundert Kilometer nach irgendeiner Richtung hin verlängert wird? Tripolis ist bekanntlich der Schlüssel Afrikas, aber das tripolitaner Hinterland ist das Schloß, ohne welches der Schlüssel nicht funktioniert. Die bisher angewendeten Mittel zum Gewinnen der Eingeborenen hatten nicht den gehofften Erfolg: weder die Kanonen Canevas noch die honigsüßen Maßnahmen des neuen Versöhnungskurses. Selbst die im reinsten Koranstil gehaltenen arabischen Einladungen des Generals Briccola an die Eingeborenen „den Italienern Gutes zu erweisen und sie zu beschützen anstatt sie gegen den Willen Gottes zu bekämpfen“ halfen ebensowenig, wie die Bomben der Luftschiffe und Aeroplane.

Kurz: eine Fortsetzung des gegenwärtigen Zustandes ist unmöglich; ein irgendwelches Vorgehen ebenfalls. Auch die soeben in Sidi Said bei Suara (von wo Barth 1846 seine Erforschung der Küste antrat) begonnenen Operationen sollen sich erst entwickeln, bevor man von einer Änderung der Lage wird sprechen können. Derartige Entwicklungen pflegen hier ja ziemlich lange zu dauern. Indessen ist heute wirklicher Grund zur Annahme vorhanden, daß man beiderseits mehr Energie und — Schnelligkeit zeigen wird. —

---

## Dr. Hugo Bottger M. d. R. Nationalliberale Parteikrisis.

Märzstürme sind über die nationalliberale Partei gebrannt, und wenn nicht der nächste Delegiertentag, der mit tunlichster Beschleunigung zum 12. Mai nach Berlin einberufen worden ist, die Risse repariert und die Fundamente aufs neue sichert, so steht der Verfall der Partei der Reichsgründung vor der Tür. Mag es auch natürlich sein, daß in einer Mittelpartei, die alle Schichten der Bevölkerung und alle Landsmannsverbände umfaßt und Tradition mit Fortschritt vereinen soll, Meinungsunterschiede in sozialen und wirtschaftlichen Fragen, selbst erheblicher Art, gar nicht von der Tagesordnung verschwinden und erst im nationalen Einheitsbedürfnis ausbalanzieren — diesmal wird die Partei, für die noch bei den jüngsten Reichstagswahlen über eineinhalb Millionen Wahlberechtigte votiert haben, ihre schwerste Stunde durchmachen. Alte Leiden sind verschleppt worden, und so ist die akute Krise — vielleicht bei einer verhältnismäßig kleinen Störung des Organismus — überraschend plötzlich gekommen. Ob der energische Medizinherr und das richtige Rezept zur Heilung zur Stelle sein werden, das steht dahin und interessiert im geheimen die deutschen Politiker mehr als manche andere großmächtige Frage.

Die nationalliberale Partei hatte sich vor 12 Jahren einen Junior, eine Geschäftsstütze genommen oder besser noch, die nationalliberale Jugend war mit kräftigen Ansprüchen den Alten von damals nahegetreten und hatte als künftiger Erbe um besser rentierende Politik ersucht. Mehr Leben, mehr Frische, mehr Unabhängigkeit verlangte die im Rheinlande entstandene Jugendorganisation; dafür wollte sie dann ihrerseits die alten Reihen stärken mit Intelligenz, Rührigkeit und Elan. Von der Partei wurden die jungen Herren mit wohltemperierter Freundschaft aufgenommen, die öffentliche Meinung war ihnen wohlgesinnt und die übrigen Parteien warteten mit angenehmer Spannung auf den ersten Zwist zwischen Alt und Jung. Bei dem Voltschulgesetz im preußischen Landtag brach er aus, und seitdem ist das Verhältnis nie ganz ungetrübt gewesen. Dann flaute die Jugendbewegung sichtlich ab, einige ihrer tüchtigsten Kräfte, wie Stresemann, Heinze, Weber, kamen ins Parlament und wurden vom Theoretischen ins Praktische übersetzt. Der Kurs der deutschen inneren Politik unter dem Fürsten Bülow zwang die Liberalen, wollten sie sich nicht alle Chancen verderben, ihre Sorgen um Nuancen zurückzustellen. Der Block, dieses Gebilde des Ausgleichs zwischen liberalen und konservativen Grundsätzen wurde zerschlagen, der Zweiparteiengedanke kam hoch: ein Großblock der Linken sollte die klerikal-reaktionäre Koalition, die beim Scheitern der Erbanfallsteuer und der Bülow'schen Finanzreform entstanden war, siegreich überwinden.

Wenn man im liberalen Lager die Dinge etwas nüchtern und ohne Phrasenrausch ansieht, was in der Politik einiges für sich hat, so muß man heute erkennen, daß bei den Reichstagswahlen von 1912 dem Großblock, von dem man so vieles erwartete, der ersehnte Erfolg nicht beschieden worden ist. Unerstüttert ist die Macht des Zentrums und die 110 Sozialdemokraten, die das einzig greifbare Ergebnis der Großblockwahlen darstellen, haben die deutsche Politik bislang nicht einen Zoll vorangebracht; ihre Brauchbarkeit und Bündnisfähigkeit wird durch ihr passives Verhalten für absehbare Zukunft stark in Frage gestellt.

Die nationalliberale Partei war nun aber durch das schwere Zermürfnis mit der Rechten nach der Finanzreform auf ein Zusammensehen mit dem geeinten Fortschritt angewiesen, wollte sie nicht bei dem Wahlkampfe in der Formation der starken Hoffnungslosigkeit, im Karree nach vier Fronten fechten. Nach den Wahlen mußte dann freilich in ihren Reihen die Schicksalsfrage entschieden werden, ob man bei der Einigung oder gar beim Großblock bleiben, der Zweiparteientheorie wenigstens bedingte Anerkennung zollen, ob die Partei also den Rück nach links dauernd vollziehen, Massenpolitik betreiben und damit ihren mittelparteilichen Charakter abstreifen sollte, — denn die berühmten zwei Parteien wollen ja eben die Mitte aufteilen — oder aber ob die Partei, am Heidelberger Programm und an Bennigsen'schen Traditionen festhaltend, den Stürmen der neuen Entwicklung Trotz bieten wollte, im Glauben an die Notwendigkeit einer starken, nationalen Mitte, die der klerikalen Mittelpartei die Wage halten muß. Die einen

werden zur Systemänderung gedrängt durch das enorme Wachstum der sozialdemokratischen Stimmen, die anderen sind der Meinung, daß es die Partei nicht an volkstümlicher sozialer Politik hat fehlen lassen und daß ein weiteres Nachgeben gegenüber den Forderungen der Massen die Sozialdemokratie nicht entwaffnen würde. Dieser Entwickelungsprozeß der Partei, der ihr, wie die Dinge liegen, gar nicht erspart werden kann, muß nach Kräften in Ruhe und Sachlichkeit zu Ende geführt werden und namentlich im Rahmen und auf dem Boden einer einheitlichen Parteiorganisation. Und da setzt eben die Krisis ein. Die Organisation ist heute nicht einheitlich, sondern zerrissen; es kämpfen nicht innerhalb einer Partei zwei Meinungen miteinander, sondern neben diesen Meinungen auch zwei Parteiorganisationen, die Alten und die Jungen, die nationalliberale Partei und der Reichsverband der Vereine der nationalliberalen Jugend, wobei ein Teil der Jugend entsprechend ihrer ganzen Geschichte und Veranlagung zum linken Flügel in der Parteibewegung gestoßen ist. Bassermann, der Parteiführer, hat sich bei dem Konflikt, der in der Zentralvorstandssitzung vom 24. März ausbrach und wo dem Reichsverband anheimgegeben wurde, seine Sonderorganisation mit eigener Spize aufzugeben und seine Vereine den Provinzialverbänden der alten Partei anzugliedern, auf die Seite der Jugend geschlagen. Nun sind also Personalfragen und Gemütsempfindungen zu den Zeitproblemen und ernsten Parteikrisen hinzugekommen und niemand weiß, was das Endergebnis sein mag.

Wird die Sonderorganisation der Jugend, die dem rechten Flügel der Partei als Organisation der zur Demokratie und zum Freiheit neigenden Linken gilt, auf dem nächsten Delegiertentage nicht aufgegeben, so liegt die Vermutung nahe, daß sich jener rechte Flügel als Altliberale ebenfalls mit besonderer Organisation und Zentrale auftun wird, mithin die Dreiteilung der Partei auf der Bildfläche erscheint. Es ist ferner möglich, daß von diesen Scheidungen die Reichstagsfraktion in irgend einer Form ergriffen wird und daß alsdann Sezessionen und Absplitterungen unvermeidbar sind. Vieles wird davon abhängen einen modus vivendi mit der Jugend zu finden, welcher ihr ihre Regsamkeit und Frische erhält, ihr aber kein Zensoramt und keinen ungesunden Separatismus beläßt. Die Partei braucht in den kommenden Tagen der inneren Politik, die wahrscheinlich stürmisch sein werden, Sammlung und Einheit; wird ihr dies versagt, so ist der Führung der Partei die Arbeit so erschwert, daß sie als nationale Mittelpartei kaum weiter bestehen wird. Die Bahn ist dann frei für Neubildungen, gewiß, aber es fragt sich, ob etwas Haltbares und etwas troß menschlicher Schwächen Tüchtiges herauskommen wird, wie es die alte nationalliberale Partei zu allen Seiten dargestellt hat. Diese Frage wird Alt und Jung gemeinsam bewegen und sie wird beide Teile veranlassen müssen, darüber zu beraten, wie der Partei die erforderliche Einheit und Festigkeit zurückzugeben ist.

---

## Justizrat Dr. Baumert

### Der zweite internationale Hausbesitzerkongress und die Bestrebungen der Haus- und Grund- besitzervereine Deutschlands.

Die Wohnungsfrage bewegt seit langem die Gemüter. Man erkennt gewisse Mängel, die vorhanden sind, und glaubt dafür unser Hypotheken- und Bodenrecht verantwortlich machen zu müssen, welches die Spekulation am Grund und Boden begünstige, die wieder den Boden verteuere und die Mieten zum Steigen bringe. So schließen die Bodenreformer.

Als ein Mittel, um die Spekulation zu beseitigen, glauben die Bodenreformer die Steuern erkannt zu haben, d. h. sie lehren, wenn man recht viele Steuern auf den Grundbesitz legt, so werde dadurch der Grund und Boden billiger und damit das Wohnungswesen besser und die Mieten niedriger. Es verlangen daher die Bodenreformer schon seit langem, daß auf den Grundbesitz alle möglichen Steuern gelegt und die bestehenden erhöht werden. So ist auf das Drängen der Bodenreformer hin die Wertzuwachssteuer kürzlich vom Reiche eingeführt worden und bei dem Kampf um dieselbe ist insbesondere hervorgehoben worden, sie richte sich ja nur gegen die Bodenspekulation, nicht gegen den soliden Hausbesitz, und es sei ein Unrecht von dem soliden Hausbesitz, daß er nicht auch für Einführung der Wertzuwachssteuer eintrete. In Wirklichkeit wird aber der solide Hausbesitz von dieser Steuer auch betroffen und muß von ihr betroffen werden, weil die Steuergesetze nicht zwischen gesunder und ungesunder Spekulation unterscheiden können. Besonders hart werden aber die Urbesitzer getroffen, die sogenannten Millionenbauer von Schöneberg, die im gewöhnlichen Sinne des Wortes überhaupt nicht spekuliert haben, sondern ihren Besitz von Vater auf Sohn und Enkel vererbt haben. Indes diese wollten ja gerade auch die Bodenreformer treffen, und doch stellen diese, welche an ihrem Grund und Boden viele Generationen hindurch festgehalten haben, wohl das solideste Element in unserer Volkswirtschaft dar. Jedenfalls kann man sie nicht mit den wüsten oder bösen Spekulanten in einen Topf werfen.

So ist weiter auf das Drängen und die Ratschläge der Bodenreformer die Steuer vom gemeinen Wert in den Städten eingeführt worden, die bewirkt, daß in ihnen noch die letzten Gärten verschwinden, und die selbst gezahlt werden muß, wenn ein Hausbesitzer sein Haus leerstehen hat und gar keine Miete bezieht, denn sie ist vom Mietertrage losgelöst, vielleicht deshalb, damit sie nicht so leicht überwältzt werden kann, wie eine Mietsteuer. Sie trifft besonders hart den Hausbesitzer, der neben seinem Hause noch ein unbebautes Stück Land besitzt, welches ihm die Freude am Wohnen in seinem Hause vergrößert. Indes ein solcher Hausbesitzer

ist nach den Lehren der Bodenreformer ein Dieb am Wohle des Volkes. Er erhält eine Baustelle unbebaut, die längst hätte bebaut werden können, und trägt damit, wie die Bodenreformer meinen, zum Steigen der Grundrente bei. Deshalb muß er eben besonders hart besteuert werden.

Die Wissenschaft hat nun klar nachgewiesen, daß die Lehre der Bodenreformer, daß man durch Steuern auf den Grundbesitz diesen verbilligen und das Wohnungswesen verbessern könne, unhaltbar und verkehrt ist. Durch Steuern kann man wohl die Finanzen der Städte und Staaten günstiger gestalten, aber niemals das besteuerte Objekt verbilligen. Trotzdem hat z. B. noch der Bodenreformer Pohlmann auf dem letzten Internationalen Wohnungskongress in Wien im Jahre 1911 vorgetragen, daß in Belgien die Mieten deshalb so billig seien, weil dort eine hohe Umsatzsteuer bei jeder Grundstücksveräußerung gezahlt werden müsse. Demgegenüber weist Professor Gemünd in seiner Schrift „Bodenfrage und Bodenpolitik“, S. 231, 232, darauf hin, daß in dem Belgien benachbarten Aachen, wo geringere Umsatzsteuern gelten, ebenfalls der Grund und Boden billig und die Mieten niedrig seien. Es seien eben in der weiten Umgebung Aachens wie in ganz Belgien zahlreiche Verkehrsmittel, Vorortbahnen, Bizinalbahnen usw. im Betriebe, sodaß jeder schnell zu seiner fern gelegenen Arbeitsstätte gelangen könne und die Menschen nicht genötigt seien, sich in einem großen Mittelpunkt zusammenzudrängen und zusammenzupferchen, und dadurch zum Steigen der Grundrente in diesem Mittelpunkt beizutragen, wie es in den deutschen Städten geschehen sei, wo es an solchen zahlreichen Verkehrsmitteln fehle. Die Mieten in Belgien sind daher nicht deshalb billig, weil dort teure Umsatzsteuern erhoben werden, sondern weil für Verkehrsmittel in ergiebigster Weise gesorgt ist. Einige Bodenreformer haben schon früher diese Irrlehren erkannt, und es ist deshalb damals zu einem Zerwürfnis mit der jetzt noch bestehenden Leitung gekommen. Indes die Masse hat treu zu der jetzt noch bestehenden Leitung gehalten, die da glaubt, mit der Erhöhung der Steuer auf Grund und Boden eine soziale Tat zu begehen. Aber selbst in ihren eigenen Reihen greift die Überzeugung immer mehr Platz, daß es der verkehrteste Weg sei, die Wohnungsfrage durch Auferlegung von Steuern lösen zu wollen. So wenigstens hat Altenraht in der Zeitschrift für Wohnungswesen kürzlich folgendes geschrieben: „Es dürfen allmählich auch diejenigen Freunde der Wohnungsreform, die bisher anderer Ansicht waren, mehr und mehr zu der Erkenntnis kommen, daß die steigende steuerliche Belastung des Bodens das allerschlechteste Mittel zur Förderung des Wohnungswesens ist. Es wird auch unseres Erachtens noch so weit kommen, daß man die jetzt noch vielfach bestehende Verwirrung der Begriffe nicht mehr begreifen und daß man jenen Satz einfach als Binsenwahrheit ansehen wird.“ Somit kann man den Glaubenssatz der Bodenreformer, daß man durch Steuern das Boden- oder Wohnungswesen verbessern könne, als durch die Wissenschaft abgetan erachten. Indes die Bodenreformer predigen ihn trotzdem noch heut den Massen. Wenn aber weiter die Boden-

reformer glauben, durch Bekämpfung der Spekulation irgend etwas zur Verbilligung der Mieten beizutragen, so irren sie sich ebenso. Denn wenn sie auch nur die ungesunde Spekulation angeblich bekämpfen wollen, so können die Gesetze zwischen gesunder und ungesunder Spekulation nicht unterscheiden, sondern sie müssen jeden Grundbesitzer treffen, wie das ja auch die Zuwachs- und Umsatzsteuer-Gesetze beweisen. Insofern ist auch jeder Hausbesitzer ein Spekulant, denn kein Mensch kauft sich ein Haus oder erwirbt ein Grundstück, um daran Geld zu verdienen, sondern immer in der Hoffnung, damit ein Geschäft zu machen oder gut zu fahren. Und in derjenigen Familie, in welcher der Grundbesitz gehalten wird, wo er vom Vater auf den Sohn und Enkel vererbt wird, geschieht es, doch auch in der Hoffnung und in dem Sinne damit wirtschaftlich zu verfahren und eine günstige Vermögensanlage weiter zu erhalten. Es sind daher die Urbesitzer auch Spekulanten. Gerade aber diese wollen ja die Bodenreformer treffen und gegen diese kämpfen sie am meisten an, weil diese, wie sie sagen, den Boden künstlich zurückhalten. Sie werfen also diesen vor, daß sie nicht verkaufen, und den anderen werfen sie vor, daß sie den Grundbesitz als Ware betrachten und fortwährend verkaufen. Beides aber müsse verhindert werden. So bewegen sie sich in Widersprüchen. Es ist aber von der Wissenschaft längst nachgewiesen, es sei hier auf die Schriften von den Professoren Pohle, Voigt, Weber und insbesondere auf die bereits genannte von Gemünd verwiesen, daß die Spekulation an sich nicht imstande ist, den Grund und Boden zu verteuern oder die Grundrente an sich zum Steigen zu bringen. Dies wird vielmehr durch ganz andere Umstände hervorgerufen, als wie durch die Spekulation. Ein Hausbesitzer kann noch so teuer sein Haus gekauft haben, kein Mieter wird ihm aber einen Pfennig mehr für seine Wohnung Miete zahlen, wenn die Wohnung nicht in Anbetracht ihrer Lage und sonstigen Beschaffenheit den Mietpreis wert sein sollte. Und ein Bodenspekulant kann noch so teuer den Boden verkaufen wollen, es wird ihm niemand den von ihm geforderten Preis zahlen, wenn nicht der Preis als angemessen von dem Käufer erachtet wird. Des näheren sei hier verwiesen auf die Ausführungen von Gemünd auf Seite 66 ff., S. 108 ff. Die Bodenreformer wollen zwar nicht das Privateigentum aufheben, in Wirklichkeit laufen jedoch ihre Maßnahmen und ihr Kampf gegen den privaten Grundbesitz am letzten Ende auf eine Beseitigung desselben hinaus\*), während es die Sozialdemokratie geradezu anstrebt. Diese Bemühungen steht der städtische Haus- und Grundbesitz gegenüber, indem er für Erhaltung des Privateigentums am Grund und Boden eintritt. Er fühlt sich selbstverständlich auch sehr schwer getroffen durch die Steuerlasten, die ihm infolge der Agitation der Bodenreformer allmählich aufgedrängt worden sind, aber er fühlt sich insbesondere verletzt dadurch, daß gewissermaßen das Steuererheben von dem Grundbesitz als eine soziale Tat gepriesen wird und damit das Besitzen von heimatlichem Grund

\* ) Pabst, Kritik der Bodenreform. Band 13, Heft 3 der Schriften des Zentralverbandes.

und Boden unter Umständen als etwas Schimpfliches hingestellt wird. Denn wenn von den Bodenreformern gesagt wird, das Spekulieren am Grund und Boden sei schimpflich, so ist doch gleichfalls hier schon nachgewiesen, daß das Besitzen und Festhalten des Grundbesitzes eine Art Spekulation darstellt und daß gerade dies von den Bodenreformern heftig bekämpft wird.

Die Hausbesitzer haben sich nun in den Städten zu Haus- und Grundbesitzervereinen, diese wieder in den Provinzen und Ländern zu Verbänden zusammengetan. Für ganz Deutschland besteht der Zentralverband der Haus- und Grundbesitzervereine. Das Streben dieser Vereine und Verbände geht zunächst dahin, das Privateigentum am Grund und Boden als erhaltenswert für die Gesetzgebung nachzuweisen. Sie kommen damit in entschiedenen Gegensatz zu den Sozialisten und Bodenreformern, und es fragt sich, entsprechen die Bestrebungen der Haus- und Grundbesitzer am Festhalten des Privateigentums am Grund und Boden unserm Volkswohl und gewährleisten sie ein Fortschreiten der Kultur. Wir meinen, daß die Höhe unserer Kultur nur durch Schaffung eines Privateigentums am Boden erreicht werden konnte, und daß das Gesamteigentum am Grund und Boden, wie es in fast allen unsern Ländern in früheren Jahrhunderten bestanden hat, und wie es z. B. in Russland zum Teil noch jetzt besteht, kulturseindlich und dem Fortschreiten unserer Kultur hinderlich war. Es ist beseitigt worden und auch in Russland ist man jetzt bestrebt, das Gesamteigentum der Dorfgemeinde — das Mir — zu beseitigen.

Die Hausbesitzerverbände haben sich aber ursprünglich zusammengetan, nicht um irgendwelche Theorien von Agitatoren und Irrlehren zu bekämpfen, sondern zunächst, um die gemeinsamen wirtschaftlichen Fragen zu lösen, z. B. die Frage des Wohnungsnachweises in der einzelnen Stadt und alle die Fragen, die mit der Bewirtschaftung eines Hauses und eines städtischen Grundbesitzes verbunden sind, und über alle die Fragen ihre Mitglieder zu belehren und zu unterrichten. Aus diesem Grunde sind die Hausbesitzerverbände bestrebt, die Kreditfrage, insbesondere die Realkreditfrage zu lösen. Lehrt doch Adolf Wagner, daß unsere Hypothekarverschuldung eigentlich ein Widersinn sei, denn jemand, der auf sein Haus eine Hypothek von 100 000 Mark aufnimmt und sich verpflichtet, dieselbe nach 5 oder 10 Jahren zurückzuzahlen, wisse ganz genau, daß er aus den Erträgnissen des Hauses dieses Kapital in dieser kurzen Zeit nicht ersparen kann. Er gibt das Versprechen der Rückzahlung der Hypothek nur ab in der Hoffnung, daß er nach 5 oder 10 Jahren, oder falls ihm die Hypothek früher gekündigt wird, auch früher wiederum einen Geldgeber finden wird, der ihm die 100 000 Mark auf sein Haus lehnt. Sind jedoch ungünstige Zeiten eingetreten, ist das Geld knapp geworden, so fühlt er sich bei Fälligkeit der Hypothek enttäuscht und die Nichtbeschaffung der Hypothek führt meist seinen Vermögensruin herbei. Es entspricht daher die kündbare Hypothekarverschuldung in der Tat nicht dem Wesen des städtischen Haus- und Grundbesitzes. Diesem entspricht nur die Rentenverschuldung oder die

seitens des Gläubigers unkündbare Hypothek. Nur durch solche kann der städtische Haus- und Grundbesitz gesunden und wird in Zeiten der Krisen geschützt und kann solche bestehen. Nicht die Entschuldung des städtischen Haus- und Grundbesitzes ist notwendig, um ihn widerstandsfähig gegen Krisen zu machen, sondern die Unkündbarkeit der Hypothek seitens der Gläubiger erreicht denselben Zweck. Deshalb streben die Haus- und Grundbesitzer nach solchen unkündbaren Hypotheken. Diese bestehen schon längst beim ländlichen Grundbesitz, hervorgerufen durch die in Preußen seit länger als einem Jahrhundert bewährten Landschaften, welche die landwirtschaftlichen Güter beleihen. Die Hausbesitzerverbände verlangen die Einführung solcher Institute für den städtischen Haus- und Grundbesitz und zwar sowohl für erste wie für zweite Hypotheken. Allerdings können solche unkündbaren Hypotheken nur dann in gesunder Weise aufrecht erhalten werden und können derartige Pfandbriefinstitute gedeihen, wenn die unkündbare Hypothek selbst nicht einer ewigen Rente vergleichbar eine ewige Last bleibt, sondern wenn für eine Abzahlung derselben durch eine jährliche Amortisation oder Tilgung gesorgt wird. Es ist daher mit der unkündbaren Hypothek für den städtischen Grundbesitz notwendig auch deren Amortisation oder jährliche Tilgung verknüpft und damit im gewissen Sinne eine allmähliche vorübergehende Entschuldung. Derartige Pfandbriefinstitute bestehen bereits in Berlin seit 1868, in der Provinz Brandenburg seit 1. April 1912. Die Pfandbriefanstalt in Posen und Westpreußen, welche vor einigen Jahren der preußische Staat — es sei ihm Dank hierfür gebracht — ins Leben gerufen hat, weicht leider in erheblichen Punkten von dem Vorbilde der Landschaften ab\*). Es kann hier nicht näher darauf eingegangen werden, es würde zu weit führen, und sei dies für später vorbehalten.

Neuerdings haben sich die Hausbesitzervereine auch dem Personalkredit zugewandt und sogenannte Hausbesitzerbanken begründet, welche in vielen Städten Deutschlands sich schon seit längerer oder kürzerer Zeit bewährt haben und sich immer noch vermehren. Diese wirtschaftlichen Bestrebungen der Hausbesitzervereine, welche sich damit auch das Genossenschaftsgesetz und die preußische Zentralgenossenschaftskasse dienstbar machen, wird man nur mit Freude begrüßen können, denn sie dienen dazu, den besten und solidesten Mittelstand unseres Staates zu erhalten, welcher ein Stück städtischen Grund und Bodens sein eigen nennt. Die Maßnahmen der Bodenreformer führen aber am letzten Ende entgegengesetzt dahin, den mittelständischen Besitz allmählich zum Verschwinden zu bringen. Sie sind mittelstandsfeindlich. Es ist doch unzweifelhaft eine Folge der Wertzuwachssteuer, daß ein kleiner Kapitalschwacher Mann, der ein Haus zu seinem Gewerbe und seinem Emporkommen braucht, heute schwieriger sich ein Stück Land oder ein Haus erwerben kann, weil sein Verkäufer mindestens die Baranzahlung der Wert-

\*) Vergl. das Vorwort in Heft 72 der Mitteilungen des preußischen Landesverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine.

zuwachssteuer verlangt, ganz abgesehen davon, daß auch die hohen Umsatzsteuern, die jetzt bestehen, vom Käufer bar gezahlt werden müssen. Früher aber konnte er bei geringerer Anzahlung Hausbesitzer werden und damit sich das Instrument erwerben, dessen er zu seinem Gewerbe bedarf.

Hoffen wir, daß unsere Regierungen allmählich zu der Einsicht gelangen mögen, daß die Bestrebungen der Haus- und Grundbesitzervereine vom Staate mehr zu fördern sind als bisher und daß die Irrlehren der Bodenreformer zu bekämpfen sind. Gelegenheit zur Aussprache über einige dieser Fragen, insbesondere über die Realkreditfrage und deren beste Lösung, die Heimstättenfrage, über Wohnungsstatistik, gewährt der 2. Internationale Hausbesitzerkongress, welcher am 5. Mai in Berlin im Landwehrkino am Zoo eröffnet wird. Anmeldungen zu diesem Kongress können an den Zentralverband der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands oder an den Verfasser dieses nach Spandau gerichtet werden.

Dieser 2. Internationale Hausbesitzerkongress wird auf Anregung der französischen Hausbesitzer vom Zentralverband der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands einberufen und zwar aus Anlaß der von diesem Verbande ins Leben gerufenen Ausstellung für „Haus- und Wohnungsbau“ bezw. von Bedarfsartikeln für den städtischen Hausbesitz, welche am 4. Mai in den Ausstellungshallen am Zoo eröffnet wird. Möge diese Ausstellung Zeugnis dafür ablegen, daß in unserem städtischen Haus- und Grundbesitz noch eine wirtschaftliche Kraft wohnt, die, wenn sie vereint wirkt, Nützliches und Ersprechliches für Stadt und Staat leistet, ist doch der Grundbesitz aufs engste mit dem Gedeihen seines Ortes verknüpft. Mögen die Verhandlungen des 2. Internationalen Hausbesitzerkongresses eine weitere klare Grundlage schaffen für die Bestrebungen der Haus- und Grundbesitzervereine und die gesetzlichen Maßnahmen der Staaten!

---

## Hans Rottmann: Kuropatkin über die auswärtige Politik Russlands im 20. Jahrhundert.

Nachdem sich seit der Kaiserzusammenkunft in Potsdam das Verhältnis zwischen Deutschland und Russland allmählich wieder etwas günstiger gestaltet hat, scheint in jüngster Zeit endlich auch die durch die bosnische Krise verschärften Missstimmung zwischen Russland und Österreich freundlicheren Beziehungen Platz machen zu wollen. Unverkennbar ist freilich, daß diese gegenseitige Annäherung sich auf russischer Seite vorläufig nur auf die Regierungskreise beschränkt, während die russische öffentliche Meinung in ihrer überwiegenden Mehr-

heit nach wie vor durchaus deutsch- und österreich-feindlich denkt. In altgewohnter Weise benutzt die bekanntlich am englandfreundlichsten gesinnte Nowoje Wremja, auf die ja leider der größte Teil des Russentums schwört, mit ihrem zahlreichen Gefolge größerer und kleinerer Gesinnungstrabanten in der Provinz jede Gelegenheit, um über das verhasste Deutschland herzufallen. Nun ist aber neuerdings für solche Hesereien der Mährboden gerade wieder besonders günstig. Hat doch in den letzten Jahren das National-Russentum, das nach außen wie nach innen eine streng national-russische, fremdenfeindliche Politik fordert und zu deren Anhängern auch der so tragisch ums Leben gekommene Ministerpräsident Stolypin gehörte, außerordentlich an Boden gewonnen. Man wird naturgemäß in diesen Kreisen Freunde Deutschlands und Österreichs, überhaupt des Deutschtums, das ja durch seine überragende Tüchtigkeit seit mehr denn 200 Jahren im Leben des russischen Staates die führende Rolle gespielt und vor allem die auswärtige Politik stark beeinflusst hat, nicht suchen dürfen.

Um so interessanter ist es, daß kürzlich gerade eine durch und durch national-russisch gesinnte Persönlichkeit ihre Stimme gegen eine gegen Deutschland und Österreich gerichtete Politik erhoben hat. Es ist dies Europatkina, der unglückliche Feldherr von Mukden, der in seiner neuesten Schrift „Russland für die Russen“. Die Aufgaben der russischen Armee“ hochbedeutende Ausführungen über die bisherige und die in Zukunft zu befolgende innere und äußere Politik Russlands bringt. Er schildert in den 1525 Seiten umfassenden 3 Teilen seines Werkes ausführlich die gesamte Politik Russlands vom Entstehen des Reiches an bis auf die neueste Zeit und leitet aus den Lehren der Geschichte seines Vaterlandes, besonders derjenigen des 19. Jahrhunderts, die unabdingte Notwendigkeit einer streng nationalen Politik für dasselbe ab. Gerade diese Notwendigkeit aber ist es, die ihn zu Forderungen für die Politik Russlands veranlaßt, die denen der übrigen national-russischen Presse vollkommen entgegengesetzt sind. Als für uns in erster Linie interessant, sollen von mir hier wenigstens die Gesichtspunkte, die Europatkina für die auswärtige Politik Russlands im 20. Jahrhundert aufstellt, kurz skizziert werden.

Die Angelpunkte der russischen Auslandspolitik bilden nach seiner Ansicht heute und auch für die nächste Zukunft die Balkan- und die ostasiatische Frage.

Erstere hat schon seit der Niederwerfung Napoleons I. in hohem Maße die Geschicke Russlands bestimmt. Dank der von der Gründung des Reiches an Jahrhunderte lang konsequent durchgeföhrten nationalen Politik war es Russland am Ende des 18. Jahrhunderts gelungen, seine Herrschaft bis an die von der Natur gegebenen Grenzen auszudehnen und fast sämtliche Zweige des russischen Stammes unter seinem Zepter zu vereinen. Statt nun dem Lande die Möglichkeit zu geben, die durch die unausgesetzten Kriege geschlagenen schweren

Wunden allmählich auszuheilen, das Volk in moralischer, materieller und sanitärer Beziehung zu heben und die neuerworbenen Grenzgebiete nicht nur äußerlich, sondern vor allem auch innerlich mit dem national-russischen Element zu verschmelzen, wandte sich die russische Regierung jetzt plötzlich völlig entgegengesetzten, kosmopolitischen Anschauungen zu und mischte sich, obwohl ihm schon das aktive Eingreifen in die westeuropäische Politik unter Napoleon I. nur Schaden gebracht hatte, durchaus unnötigerweise in die Wirren auf der Balkanhalbinsel ein.

Die aus solchen Ideen heraus für notwendig gehaltene Unterstützung der christlichen Brüder auf dem Balkan in ihrem Freiheitskampfe gegen den Mohammedanismus hat zwar Griechenland, Rumänien, Serbien und Bulgarien zur Selbständigkeit und Österreich in neuester Zeit durch die Angliederung von Bosnien und der Herzegowina zu einem beträchtlichen Landzuwachs verholfen, Russland selbst aber, abgesehen von der geringfügigen Gebietsabrundung zwischen Dnjestr und Prut mit ihren ganzen 828 Quadratmeilen nur schwere Nachteile gebracht. Denn sie hat das Land in seiner Weiterentwicklung im Innern fast völlig gehemmt und die Bevölkerung, und zwar gerade die eigentlich russische, materiell vollkommen erschöpft. Daß das Ergebnis der langjährigen Kämpfe für Russland selbst so ungünstig ausgefallen ist, hat es in erster Linie dem ja zeitweise sogar in offene Feindschaft übergegangenen Misstrauen der übrigen europäischen Großmächte zu verdanken gehabt, die ihm nicht glaubten, daß die Befreiung der slavischen Brüder sein eigentliches Ziel auf dem Balkan sei, sondern die Besetzung Konstantinopels und der Dardanellen sowie die Begründung eines großen slavischen Länderbundes daselbst unter seiner Führung befürchteten.

Dieses Misstrauen aber besteht noch heute unvermindert, daß man in Russland jetzt, nachdem die Befreiung der Slaven vom türkischen Joch in der Hauptsache erreicht ist, vollkommen in panslavistischen Ideen gefangen, der Ansicht huldigt, die Stammesgenossen auf dem Balkan vor dem Panzermanismus schützen zu müssen, statt mit den Mächten, insbesondere mit Österreich, eine Verständigung über die noch schwelenden Balkanfragen zu suchen und so im Wetterwinkel Europas Ruhe zu schaffen. Eine solche österreich- und Deutschlandfeindliche Politik muß nach Europatkins Ansicht früher oder später zum Kriege mit diesen beiden Staaten führen. Dabei ist infolge der voneinander fast völlig unabhängigen geschichtlichen Entwicklung der Ost- und Westslaven, ihrer Vermengung mit ganz verschiedenen, teils unterworfenen, teils benachbarten Stämmen, der ganz anderen Existenzbedingungen u. a. m. die Stammesverwandtschaft zwischen dem Zarenreich und den slavischen Balkanvölkern gar nicht so groß, daß die russische Regierung auch nur im entferntesten berechtigt wäre, um ihre Willen eine so große Gefahr heraufzubeschwören.

Worin bestehen aber dann die wirklichen Interessen Russlands auf dem Balkan? In dem Erwerb zweier zu Forts

auszubauender, einander gegenüberliegender Punkte am Nordausgang des Bosporus! Nicht also in einer Besitzergreifung von Konstantinopel und den Dardanellen selbst, zu der die europäischen Großstaaten gutwillig schon aus Sorge um ihre Handelsinteressen ihre Einwilligung nie geben würden. Die Schaffung eines russischen Gibraltar am Nordende des Bosporus dagegen würde für das übrige Europa handelspolitisch ohne größere Bedeutung sein, für Russland jedoch von hohem militärischen Werte; natürlich nicht in offensivem, sondern lediglich in defensivem Sinne, insofern feindlichen Kriegsschiffen die Einfahrt in das Schwarze Meer versperrt werden könnte und damit der sicherste Schutz für die dortigen russischen Küsten erreicht wäre. Das jetzt bestehende bloße Verbot der Durchfahrt für außertürkische Kriegsfahrzeuge hat ja, wie bereits der Krieg 1877/78 deutlich genug bewiesen hat, nur einen sehr problematischen Wert.

Würde sich Russland diese seinem wirklichen Interesse entsprechenden Ziele für seine Orientpolitik zu eigen machen und sie ohne Nebenabsichten offen und ehrlich verfolgen, so würde das bisherige Misstrauen zwischen ihm und dem an den Balkan-Verhältnissen am meisten interessierten Österreich sowie dessen Verbündeten, Deutschland, allmählich schwinden, ja es dürfte wohl sogar eine gegenseitige Verständigung nicht unmöglich sein.

Für eine solche Einigung formuliert Europatkin folgende interessante Vorschläge: 1. Russland betrachtet seine Befreiermission auf dem Balkan als beendet. 2. Russland und Österreich verpflichten sich, die Selbständigkeit der auf dem Balkan entstandenen Staaten zu erhalten (status quo). 3. Russlands Einflussphäre beschränkt sich auf den östlichen, diejenige Österreichs auf den westlichen Teil der Halbinsel; die Trennungslinie der Einflusszonen verläuft zwischen Bulgarien und Serbien. 4. Bei allen in Zukunft auf dem Balkan etwa entstehenden Verwicklungen handeln Russland und Österreich nur in gegenseitigem Einvernehmen. 5. Der Abschluß eines Bündnisses zwischen irgend welchen Balkanstaaten wird als den Interessen Russlands bezw. Österreichs nicht zuwiderlaufend erklärt.

Ebenso muß auch die Politik Russlands gegenüber Bulgarien genau festgelegt werden, und zwar unter dem Gesichtspunkt: Schutz der Unabhängigkeit Bulgariens, aber Verhinderung aller Schritte dieses Landes, die zu einem Kriege mit der Türkei oder anderen Staaten führen könnten.

Diese Vorschläge dürften in der Tat eine nicht ungeeignete allgemeine Grundlage für eine Annäherung zwischen Russland und Österreich-Deutschland und damit für eine friedlichere Gestaltung der gesamten Orientpolitik sein, denn Deutschlands rein wirtschaftliche Balkaninteressen würden in keiner Weise gestört werden und Österreich würde wirtschaftlich und vor allem politisch auf dem westlichen Balkan vollkommen freie Hand bekommen. Russland selbst aber würde eine solche Wandlung nicht nur, wie erwähnt, ermöglichen, seine

Kräfte mehr den immer dringender werdenden Aufgaben im Innern zu widmen, sondern sie würde ihm vor allem auch den Rücken für seine ostasiatische Politik frei machen.

Eine derartige Rückendeckung im Westen würde für das Zarenreich einen ganz gewaltigen Kraftzuwachs im fernen Osten bedeuten, auf diesem zweiten, für die russische auswärtige Politik im 20. Jahrhundert so wichtigen Gebiet. Es brauchte dann z. B. nicht mehr den besten Teil seiner Streitkräfte an der Westgrenze bereit zu halten und auch bei einem Kriege auf einer ganz anderen Front für alle Fälle daselbst zu belassen, wie es erst wieder gelegentlich des Krieges gegen Japan der Fall war, sondern könnte diesen auch auf einem entlegenen asiatischen Kriegsschauplatz verwenden.

Asien, insbesondere zunächst Ostasien, dürfte aber aller Voraussicht nach in unserem Jahrhundert der Schauplatz wichtiger Ereignisse werden. Das erste Jahrzehnt hat hier zunächst den Eintritt Japans in die Weltpolitik gebracht, die nächste Zukunft scheint die allmähliche Wiedergeburt Chinas zeitigen zu sollen. Sind die Meinungen über die Möglichkeit einer wirklichen Erstarkung des Reiches der Mitte auch noch sehr geteilt, so wird man doch die in ihm schlummernden Kräfte nicht unterschätzen dürfen. Europatkin, der ja am eigenen Leibe die Fähigkeiten der Japaner recht unangenehm hat spüren müssen, erblickt in dem erneuten Erwachen des Mongolentums jedenfalls eine schwere Gefahr für sein Vaterland und heischt deswegen eine energische und zielbewusste Abwehrpolitik gegenüber Japan und China.

Während sich Europa bis jetzt fast ungehindert sowohl auf politischem wie besonders auch auf wirtschaftlichem Gebiete hat ausbreiten können, sieht Japan bereits heute dem weiteren Vordringen der weißen Rasse in Asien erheblichen Widerstand entgegen. Der Schlag, den es jetzt gegen Russland geführt hat, bedeutet nur den Beginn weiterer Kämpfe mit dem neu erwachten Mongolentum. In erster Linie wird natürlich wieder Russland das Ziel dieser Angriffe sein. Aber auch England ist in seinem indischen Besitz ernstlich bedroht, denn erneute Niederlagen der weißen Rasse könnten auf die ohnedies schon unruhige dortige Bevölkerung von den unheilvollsten Folgen sein. Demnach sind die Interessen Russlands und Englands in Asien nicht, wie bisher immer behauptet, einander entgegengesetzt, sondern im Gegenteil auf das engste miteinander verknüpft. Eine nicht bloß auf den Augenblick berechnete, sondern weiter schauende Politik müsste daher die beiden Staaten zu einem Bündnis führen, das die Unterstützung Englands durch Russland in Indien und umgekehrt diejenige Russlands durch England im fernen Osten gewährleistete. Russland brauchte zu diesem Zwecke nur den absurdnen Plan einer Eroberung Indiens endgültig aufzugeben, England andererseits müsste von seiner egoistischen Bündnis-

politik mit Japan ablassen, durch die es zu der jüngsten schweren Niederlage seines vermeintlichen asiatischen Rivalen zweifellos wesentlich mit beigetragen hat.

Jedoch nicht nur diese beiden Mächte werden von der gelben Gefahr bedroht, sondern auch die übrigen europäischen Großstaaten, insbesondere Deutschland und Frankreich, und dies sowohl in ihren wirtschaftlichen Interessen wie in ihrem asiatischen Kolonialbesitz. Deswegen muß das gegen das Mongolentum gerichtete Bündnis überhaupt ganz Europa umfassen. Es wäre somit eine durchaus unverständliche und unverzeihliche Politik, wenn sich etwa Russland und Österreich oder England und Deutschland gegenseitig bekämpfen und auf diese Weise schwächen würden. Die auswärtige Politik der europäischen Großmächte darf im 20. Jahrhundert vielmehr nur das eine Ziel kennen: Front des geeinten Europa gegen die Mongolen!

Ein von Russlands, als des zunächst bedrohten Staates, Standpunkt aus verständlicher Wunsch. Ob er freilich so bald in Erfüllung gehen wird, ist eine Frage, die heute noch niemand beantworten kann. Jedenfalls dürften aber die von mir im vorstehenden wiedergegebenen Ansichten Europatkins über die von Russland im 20. Jahrhundert im fernen Osten und im nahen Orient einzuschlagende Politik manche beachtenswerte Gesichtspunkte enthalten.

---

## M. Roloff: Die Jungtürken.

### I.

Will man die jungtürkische Bewegung gut verstehen, so muß man in der Geschichte etwa 70 Jahre zurückgehen, nämlich bis zur Thronbesteigung Abd-al-Madsjid's im Jahre 1839. Damals war der Zustand im ottomanischen Reiche derartig, daß diejenigen, welche nur nach dem äußeren Schein urteilten, jeden Augenblick die Auflösung dieses Reiches erwarteten. Im Jahre 1829 hatte der Vater und Vorgänger Abd-al-Madsjid's, Sultan Mahmud II. (1808—39), in dem mit Russland geschlossenen Frieden von Adrianopel, nicht nur die Unabhängigkeit Griechenlands und die Selbständigkeit der Donauprinzenter anerkennen müssen, sondern er war auch gezwungen worden, eine für die damalige Zeit ganz enorme Summe als Kriegskontribution zu zahlen und verschiedene Festungen an der Ostküste des Schwarzen Meeres an Russland abzutreten. Aber auch durch all' diese Konzessionen bekam das Land keine Ruhe. Das Übergewicht, welches Russland in der Levante erlangt hatte, beeinflußte die Christenunter-

tanen des Sultans und erweckte bei diesen immer mehr und mehr den Wunsch, von der türkischen Herrschaft befreit zu werden. Ein in Albanien und in Bosnien ausgebrochener Aufstand hatte erst im Jahre 1831 unterdrückt werden können, und im Jahre 1833 bedrohte der damalige Pascha von Ägypten, Mehemed Ali, Konstantinopel. Rechnet man hierzu die traurige finanzielle Lage, die Bestechlichkeit und Unfähigkeit vieler einflussreicher Staatsbeamten, die mangelhafte Rechtspflege, welche alles zu wünschen übrig ließ, so ist es begreiflich, daß bei vielen Türken, welche es mit ihrem Vaterlande gut meinten, der Wunsch nach Verbesserungen lebendig wurde. Unter diesen Türken verdient namentlich Reschid-Pascha Erwähnung, der, nachdem er durch russischen Einfluß sein Portefeuille verloren hatte und kurze Zeit in Paris und London Gesandter gewesen war, vom neuen Sultan wiederum in das Ministerium berufen wurde; er bekleidete bis zum Jahre 1856, mit kleineren Unterbrechungen, verschiedene hohe Staatsämter, auch als Großvezier, und war einer der einflussreichsten Männer im damaligen türkischen Reiche. Diesem Staatsmann hat die Türkei viel zu danken; in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang es ihm, den Zustand im türkischen Reiche bedeutend zu verbessern. Auf der anderen Seite aber war gerade er es, der den ersten Anstoß gab zum äffischen Nachahmen europäischer Sitten und Einrichtungen, worunter die Türkei noch jetzt zu leiden hat.

Dadurch, daß Reschid-Pascha die Zustände in den west-europäischen Reichen besser fand, als in seinem Vaterlande, zeigte er, mehr Einsicht zu besitzen, als die meisten Zeitgenossen unter seinen Landsleuten. Diese nämlich beurteilten vielfach die Christen anderer Länder nach denjenigen Exemplaren, welche im türkischen Reiche ansässig waren, nämlich den Rajas oder Christenuntertanen des Sultans und den vielen Abenteurern, welche sich namentlich in den großen Handelszentren niedergelassen hatten. Und doch hatte Reschid-Pascha seine Erziehung nicht im Auslande genossen, was um so mehr Beachtung verdient, da er bereits vor seiner kurzen Tätigkeit als Gesandter in Paris und London vorausstrebenden Ideen gehuldigt hat. Aber nach der Ursache, weshalb es in den westeuropäischen Ländern besser war, als in der Türkei, forschte er nicht, oder doch nur sehr oberflächlich. Der Gedanke, daß diese Ursachen in der sittlichen Inferiorität des Islam liegen könnten, war ihm völlig fremd. Er gab sich auch nicht die Mühe, sein eigenes nationales Recht gründlich zu studieren; hätte er dies getan, dann würde er bald gefunden haben, daß, wie man auch sonst darüber denken möge, das mohammedanische Recht auf alle Fälle fürstliche Willkür, Amtsmissbrauch, Bestechlichkeit und finanzielle Misswirtschaft verbietet; daß also die schlechten Zustände im ottomanischen Reiche nicht dem mohammedanischen Rechte, sondern den Verwaltungsbeamten und Richtern zuzuschreiben sind.

Reschid-Pascha sah, daß die christlichen Länder besser verwaltet werden als die Türkei, daß die Richter in Westeuropa unbestechlich sind und das Recht ohne Ansehen der Person anwenden, daß sich die Steuereinnehmer nicht an Er-

pressungen und Unterschlagungen schuldig machen, daß die Wege, Brücken und Hafenanlagen in gutem Zustande sind, und daß die Bevölkerung durch Handel und Industrie mehr Geld verdient, als die Türken durch Ventemachen; daß gesetzlich geregelte, regelmäßige Steuern mehr Geld in die Staatskasse bringen, als dies jemals im ottomanischen Reiche der Fall gewesen war. Wie die Christen zu dem allem gekommen waren, darum bekümmerte sich Reshid-Pascha nicht. Möglicherweise standen sie wohl mit dem Teufel in Verbindung! Was war einfacher für die Moslems, als die Europäer einfach nachzuahmen; man konnte deshalb doch guter Moslem bleiben! Wenn man europäische Wissenschaften, Industrie und Sonstiges nach der Türkei verpflanzte, so mußte dies doch genügen! Was ein Ungläubiger kann, das muß doch einem gläubigen Moslem noch viel besser gelingen!

Man suchte auf zweierlei Weise die Produkte des christlichen Geistes zu importieren: man berief europäische Beamte und Offiziere in türkische Dienste, und man schickte junge Türken nach Westeuropa, namentlich nach Paris und London, um dort zu studieren.

Das Indienstnehmen von christlichen Offizieren lag ganz auf der historischen Linie des Islams. Stets haben die Moslems eingesehen, daß die Kriegskunst, namentlich die Artillerie und das Ingenieurwesen, in den Ländern der Christen sehr hoch entwickelt sind; stets haben sie gern christliche Offiziere in ihren Dienst genommen. Der Araber und der Turke, sie sind beide von Haus aus Ritter, die den Feind am liebsten mit der blanken Waffe anfallen; sie haben wenig Neigung zum Festungsbau, zum Anfertigen von Feuerwaffen und Explosivstoffen, und wenig Fertigkeit im Bedienen der Kanonen. Aber ungeachtet dessen haben sie den großen Nutzen dieser Dinge schon lange eingesehen. Schwieriger wurde die Sache freilich, als Mahmud II. im Jahre 1826 auch seine Truppen nach europäischem Muster organisieren und ausbilden wollte; man sah hierin anfangs eine unerlaubte Neuerung, und namentlich die fürstliche Leibwache, die Janitscharen, widersegte sich. Als diese Truppe aufgehoben war, nahm der übrige Teil der türkischen Armee die Neuerung ohne Widerstreben an.

Die Berufung von europäischen Beamten nach der Türkei hat im allgemeinen den daran gestellten Erwartungen nicht entsprochen, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß einige derselben der Türkei nicht unbedeutende Dienste geleistet haben. Es waren dies meistens technische Beamte, Ingenieure und Ärzte; von den berufenen Verwaltungsbeamten besaßen nur wenige die Einsicht, daß es das Beste sei, die alte türkische Staatsmaschine weiter laufen zu lassen, natürlich nach einer gründlichen Reinigung des Räderwerkes; die meisten vergaßen diese Reinigung und fügten dem alten Räderwerk noch neue Verordnungen und Vorschriften hinzu.

Auch das Entsenden türkischer junger Leute in die höheren Lehranstalten des Westens entsprach nicht den daran gestellten Erwartungen. Allein auf militärischem und technischem Gebiete erhielt die Türkei durch diese Maßnahme einige

tüchtige, sehr brauchbare Männer, obwohl dabei nicht vergessen werden darf, daß unter den Offizieren verschiedene gefunden wurden, welche selbst sehr bedeutend waren, und doch ihre gesamte Erziehung in ihrem Vaterlande genossen hatten, wie z. B. Osman Pascha, der Verteidiger von Plewna im Jahre 1877. Indirekt hat diese Maßregel das Entstehen der jung-türkischen Partei, wenn auch nicht verursacht, so doch in großem Maße befördert.

## II.

Im Jahre 1831 wurden auf Befehl des Sultans Mahmud II. die ersten jungen Türken nach Paris und London geschickt. Dieser Sultan hatte hierbei vor allem die Ausbildung von Offizieren im Auge; die Wünsche nach Verbesserungen dieses Fürsten — übrigens ein roher und unsympathischer Despot — richteten sich einzig und allein darauf, sobald als möglich eine gute Armee zu besitzen, mit welcher er die erlittenen Niederlagen rächen konnte. Aber Reschid-Pascha fasste im Jahre 1840 auch andere Studienzweige ins Auge. Bis dahin war die Türkei geistig vollständig isoliert gewesen von dem übrigen Europa; selbst mit den europäischen Diplomaten in Konstantinopel hatte man nur offizielle Beziehungen, welche meistens durch die christlichen Beamten des Sultans unterhalten wurden. Die wenigen in der Türkei ansässigen Kaufleute und Industriellen lebten in den großen Handelsplätzen unter ihren eigenen Konsulen vollständig getrennt von den Ottomanen. Türken der besseren Stände besuchten das westliche Europa nie; auch zu Gesandten benutzte die Hohe Pforte in der Regel Griechen oder Armenier. Für die Türken war Europa ein Land, mit dem man nur feindliche Beziehungen unterhalten durfte, ein Land des Unglaubens, voll von Barbarei und Revolution, in welches das Licht des Korans noch nicht gedrungen war. Die Türken hatten damals dieselbe Meinung von uns, wie wir heute von ihnen, und die Angehörigen der jungen Leute, die man nach dem Westen schickte, zitterten und bebten bei deren Abreise.

Diese jungen Leute selbst aber, die unter solchen Eindrücken ihre Heimat und ihre Blutsverwandten verlassen hatten, merkten bald, daß es sich in den Ländern der Ungläubigen noch lange nicht so schlecht leben läßt; daß niemand daran dachte, ihnen irgend welches Leid zuzufügen, und daß das Leben hier bei weitem angenehmer war, als in Konstantinopel, wenn man nur über das nötige Kleingeld verfügt. Mit unseren gesellschaftlichen Zuständen unbekannt, machten die jungen Türken, mit der dem Orientalen angeborenen Offenheit Europäern gegenüber, Bekanntschaft mit allerlei internationalen Glückssuchern und Damen der Halbwelt, in deren Gesellschaft sie sich bald wohler fühlten, als in den besseren, offiziellen Kreisen, denen sie aufs wärmste empfohlen waren. Wenn man ferner bedenkt, daß ihre Vorbildung nicht eine derartige war, daß sie mit Erfolg den Studien an den europäischen Universitäten und Akademien obliegen konnten,

so ist es begreiflich, daß sie den Hörsälen immer mehr und mehr den Rücken kehrten und Cafés und andere Vergnügungslokale besuchten. An diesen Orten standen sie bald in hohem Ansehen, schon ihrer gut gefüllten Börse wegen.

Hierbei kam noch ein anderer Umstand: Man übersah ganz, daß unsere Kultur das Produkt einer langen Entwickelungsperiode ist, und daß, will man sich diese Kultur aneignen, man dann auch die verschiedenen Entwickelungssphasen, wenn auch in kürzeren Zeiträumen, durchmachen muß. Diese jungen Leute aber sollten auf rein mechanischem Wege unsere neuesten Erfindungen und Einrichtungen jeglicher Art in sich aufnehmen. Selbst denjenigen, welche es mit ihren Studien ernst meinten, war der Gedanke fremd, daß, will man die christliche Kultur gut verstehen, man dann doch wenigstens eine Idee vom Christentum selbst haben muß. Die jungen Türken wurden auch durch niemand ihrer Umgebung auf diesen Punkt hingewiesen, denn diese Umgebung bestand meistens, wenn auch nicht aus religiösen Freidenkern, doch aus solchen Personen, welche, um für das religiöse Gefühl der jungen Mohammedaner keinen Anstoß zu erregen, mit diesen so wenig wie möglich über Religionssachen sprachen. Die Erfüllung der im Islam strikt vorgeschriebenen Religionspflichten ist in der Fremde oft unmöglich; übrigens befreit der Islam selbst in solchen Fällen seine Anhänger davon. Nun ist aber der Islam ein sehr formalistischer Gottesdienst, das ganze Gemütsleben und die Sittlichkeit des Moslim sind so eng mit den rituellen Vorschriften verbunden, daß die Vernachlässigung dieser letzteren meistens auch auf ersteres eine große Wirkung ausübt. Dies ist der Grund dafür, daß ein Mohammedaner, welcher Freidenker geworden ist, häufig in den grössten Materialismus verfällt, ja nicht selten ein sehr gefährliches Element für die menschliche Gesellschaft wird.

Unter solchen Umständen ist es leicht begreiflich, daß sich die meisten der jungen Türken, einmal in ihr Vaterland zurückgekehrt, dort nicht mehr zu Hause fühlten; sie waren im Westen, wenn auch nicht dem Atheismus, so doch dem Skeptizismus verfallen. Sie hatten solange ihre Religionspflichten nicht mehr erfüllt, daß diese aufgehört hatten, einen integrierenden Bestandteil ihres Lebens auszumachen; sie hatten jahrelang ihre Gebete nicht verrichtet und hatten im Abendlande gesehen, daß es dort viele gibt, die sie früher für gute Christen gehalten hatten, und die doch ohne alle Religion ein ganz angenehmes Leben führten, jedenfalls angenehmer als in Konstantinopel. Warum, so fragten sie sich, kann es in der Türkei nicht auch sein wie in England und Frankreich? Kann man in der Türkei den Islam nicht ebenso den Liebhabern überlassen, wie man dies in jenen Ländern mit dem Christentum tut? Daß es nicht nötig ist, Mohammedaner zu sein, um gut und angenehm zu leben, das hatten sie in Paris und in London mit eigenen Augen gesehen. Ihre Väter und Onkels mit langen Bärten und Tulbanden, die noch mit den Fingern aßen, anstatt mit Messer und Gabel, wie sie es gelernt hatten, waren jetzt in ihren Augen baurisch, zurückgeblieben, unkultiviert. Ihre Mütter, Tanten, Schwestern und Cousinen waren im Vergleich

mit den sich frei bewegenden europäischen Damen, welche sie kennen gelernt hatten, äußerst dumm und langweilig.

Auch in Konstantinopel verkehrten sie am liebsten mit Europäern; ihre Gespräche, in denen sie das Leben im Westen verherrlichten und die Jahrhunderte alten, zurückgebliebenen türkischen Gesellschaftsformen verspotteten, fanden bei anderen jungen Leuten, die den Ozean noch nicht mit eigenen Augen kannten, ein aufmerksames Ohr. Seitdem es Sitte geworden war, nicht mehr ausschließlich Christenuntertanen, sondern auch Moslems in feste diplomatische Ämter an die europäischen Höfe zu schicken, verherrlichten auch diese, in ihre Heimat zurückgekehrten Diplomaten das Leben in den großen Metropolen des Westens über alle Maßen. Doch sie verwechselten den Schein unserer Kultur mit ihrem Wesen, ihre Kenntnis ging nicht weiter als bis an die sichtbare Oberfläche.

So entstand in Konstantinopel bei einem großen Teile der höheren Stände eine gewisse Geringshägung des alten Gottesdienstes und der in ihren Augen altmodischen nationalen Einrichtungen, welche beide doch ehemals das Reich groß und stark gemacht hatten. Es wurde Mode, das Abendland soviel möglich nachzuahmen. Hatte früher die Hohe Pforte Mühe gehabt, junge Leute zu finden, die nach dem Westen gehen wollten, so drängten sich jetzt mehr dazu, als man nötig hatte; vornehme Türken schickten ihre Söhne aus eigenem Antriebe und auf eigene Kosten in die großen Metropolen des Westens. Dass diese letzteren es noch weniger ernst nahmen mit dem Studium als die ersten, liegt auf der Hand. Dessenungeachtet gab es aber unter den Türken der vornehmen Stände viele, die jeder Neuerung abhold waren; bis zur Volksklasse drang das Bedürfnis nach Neuerungen überhaupt nicht durch. Unter denen, welche in Europa ihre Studien absolviert hatten, war auch mancher, der, einmal in sein Vaterland zurückgekehrt, dem Islam und den alttürkischen Einrichtungen durchaus nicht den Rücken kehrte; einige wurden selbst im Abendlande noch fanatischere Christenfeinde, wie sie es vielleicht in ihrem Vaterlande je geworden wären. Bemerkenswert ist hierbei noch, dass diese teilweise Verbrüderung mit der westlichen Kultur, durch welche der Islam so manchen treuen Anhänger verlor, dennoch keinen einzigen dem Christentum zugeführt hat; Vorteil hatten nur der Atheismus und der Skeptizismus.

Wohl fand man unter den Anhängern der neuen Richtung viele, denen es in ihrer fortschrittlichen Gesinnung nur darum zu tun war, fortan ungestraft Wein trinken und die Gesellschaft leichtsinniger europäischer Frauen aufzusuchen zu können. Aber es gab auch genug ernste Männer, welche mit ihrem alten Glauben gebrochen hatten und nun aufrichtig wünschten, zum Besten des Vaterlandes, mit den alten Einrichtungen gründlich aufzuräumen. Diese nannte man im Jahre 1857 zum ersten Male die „jungtürkische Partei“.

Die Weltanschauung der meisten dieser Jungtürken ist sehr oberflächlich. Man findet unter den Altürken viel mehr ernste Männer, welche nicht vergessen, dass die Türkei historisch ein mohammedanischer Staat ist, und

dies auch bleiben muß, will sie nicht aufhören, die „Türkei“ zu sein. Sie haben die Überzeugung, daß alles Recht, welches nicht auf einer höheren Basis als der menschlichen Vernunft ruht, notwendigerweise in das Recht des Stärksten entarten muß. Da nach den Vorschriften des Islams die Gläubigen nur dann ihrem Fürsten Gehorsam schuldig sind, wenn dieser nach den Vorschriften der Sjariah, dem heiligen Gesetz, regiert, liegt in der Richtung der Alttürken eine Bürgschaft gegen fürstliche Willkür und Regierungsmißbrauch; ihrer religiösen Weltanschauung zufolge bilden sie eine demokratische Partei im guten Sinne. Der Islam, wenn auch als Gottesdienst tiefer stehend als das Christentum, ist als Basis für das Recht und die Sittlichkeit immer noch besser wie nichts. Vor diesem Dilemma stand man und steht man noch jetzt in der Türkei! Gewiß, es wäre besser, wenn die Türken nie Mohammedaner geworden wären; Heiden sind für das Christentum und für die christliche Kultur in ihrem ganzen Umfange viel leichter zu gewinnen, als die Anhänger des Korans. Am entferntesten aber steht jedenfalls dem Christentum der Muslim, der zu der Überzeugung gekommen ist, daß alle positiven Gottesdienste nichts anderes als das Produkt der menschlichen Einbildungskraft sind, und daß Moses, Buddha, Jesus und Mohammed in Wirklichkeit nicht mehr von den Rätseln des Daseins gewußt haben, wie wir auch. Die Verbrüderung dieser Richtung des Islams mit dem Christentum ist viel bedenklicher, als die gewaltsame Proselytenmacherei des Halbmonds in früheren Jahrhunderten. Auf jeden Fall bilden die Alttürken eine nationale Partei, von welcher man, ungeachtet ihres religiösen Standpunktes, mehr Gutes für ihr Vaterland erwarten kann, als von einer Partei, die in einem von auswärts importierten, kosmopolitischen Intellektualismus ihr Heil sucht.

### III.

Bis zum Jahre 1877 war die jungtürkische Partei fast ununterbrochen am Ruder; hin und wieder besaßen auch wohl Alttürken ein Ministerportefeuille, doch sie blieben im Ministerrat immer in der Minderheit. Da auch die Mehrzahl der Beamten der jungtürkischen Partei angehörte und der technische Unterricht ausschließlich in ihren Händen war, so konnten die Alttürken den Strom der Neuerungen wohl etwas hemmen, aber nicht aufhalten. Hierbei kam noch der Umstand, daß die europäischen Mächte die Türkei geradezu in die Neuerungen hineintrieben; diese Neuerungen kosteten aber der Türkei Geld, sehr viel Geld. Die Einrichtung der Hofhaltung nach europäischem Muster, das Bauen neuer Paläste, die Anschaffung von modernem Kriegsmaterial, die Errichtung neuer, oder die Reorganisation der alten Dienstzweige in der Verwaltung und der Rechtspflege, die jährlich zunehmende Zahl der Effendis (kleinere Beamten), die Pariser Modistinnen und Juweliere, welche das Serail „europäisieren“ sollten usw., dies alles erforderte Summen, welche ein orientalisches Reich wie die Türkei nicht aufbringen konnte. Aber Europa borgte der Türkei Geld; man machte ihr weiß,

es gelte hier produktive Ausgaben. Von diesen Ausgaben aber profitierten nicht die Untertanen des Sultans, sondern abendländische Händler und Industrielle, namentlich aber hilfsbereite Bankiers. Mit echt orientalischer Sorglosigkeit schloß die Hohe Pforte eine Lehnsnach der anderen ab, gegen einen für die Levante sehr niedrigen Zinsfuß, doch mit sehr hohen Kommissionsprämien.

Neschid-Pascha wollte sein Vaterland nur dem Westen etwas näher rücken; es ist nicht seine Schuld, daß man mit den Neuerungen so weit ging, aber er wurde je länger je mehr durch die Bewegung mitgeschleppt. Alle Neuerungen in den verschiedenen Verwaltungszweigen und in der Rechtspflege blieben aber doch nur auf dem Papier stehen, oder sie stifteten heillose Verwirrung. Man hätte das Gute, welches man beabsichtigte, viel einfacher und billiger haben können, wenn man das alte türkisch-mohammedanische Gesetzbuch von Halabi (gest. 1549) wieder hervorgeholt und auf dieser Basis weitergebaut hätte. Nur hätte man dafür sorgen müssen, daß die praktische Rechtspflege und die Verwaltung ehrlichen und unparteiischen Richtern und unbeteilichten Beamten anvertraut worden wäre.

Für den äußersten linken Flügel der Jungtürken gingen aber diese Neuerungen nicht schnell und nicht weit genug; es kam schließlich so weit, daß sich ein Teil der radikalsten Jungtürken von ihren besonneneren Parteigenossen lossgabt; denn letztere arbeiteten mehr auf Verbesserungen praktischer und materieller Art als auf das Zuerkennen theoretischer staatlicher Rechte hin. Viele dieser Radikalen fühlten sich schließlich in Konstantinopel nicht mehr in Sicherheit und siedelten nach London über, von wo sie eine Zeitlang durch ihr Organ „Müchbir“ ihre in nicht so schnellem Tempo marschierenden Parteigenossen, die in Konstantinopel zurückgeblieben waren, auf dem einmal eingeschlagenen Wege vorwärts zu treiben suchten. Bei der Thronbesteigung des Sultans Abd-ul-Hamid im Jahre 1876 kam endlich ein sehr vorausstrebender Jungtürke, Midhat-Pascha (gest. 1884) ans Ruder; er wurde erst zum Vorsitzenden des Staatsrats und Minister ohne Portefeuille, später zum Großvezier ernannt. Midhat-Pascha wußte seinen Herrn schon bald nach dessen Thronbesteigung zu bewegen, eine von ihm selbst entworfene Verfassung für das ottomanische Reich zu proklamieren. Doch es zeigte sich schon bald, daß dies zu schwer war für die Tragkraft der Partei; sie verlor das Gleichgewicht und ging als staatliche Partei daran zugrunde. Midhat-Pascha mußte bereits im folgenden Jahre abtreten und die von ihm geschaffene Verfassung wurde stillschweigend zur Seite gelegt.

#### IV.

Abd-ul-Hamid sah ein, daß das Wohl und Wehe des türkischen Reiches auf die Dauer nicht in den Händen einer unwissenden und gewissenlosen Bürokratie, oder wie man sie in Konstantinopel nannte, der Hohen Pforte, gelassen werden durfte. Durch die eingeführten Neuerungen nach abendländischem Muster waren die Ministerialbüros unhandliche Instrumente geworden. Diese Büros waren

langamerhand überfüllt mit Effendis, die wenig Arbeitskraft besaßen und als Parasiten lebten. Abd-ul-Hamid brachte nach und nach alle Regierungsfäden in sein Palais über, von wo aus er selbst das ungeheure Reich mit Hilfe von Sekretären und Adjutanten, die unter seinem direkten Befehle standen, verwaltete. Die Minister wurden Exekutivbeamte: sie hatten nichts anderes zu tun, als für die Ausführung der im Palais ausgearbeiteten Vorschriften Sorge zu tragen. Anstatt nun die überflüssigen Bureaubeamten der Ministerien nach und nach in anderen Verwaltungszweigen unterzubringen und die vakanten Stellen nicht mehr zu besetzen, griff man zu einem echt türkischen Mittel: man zahlte ihnen keinen Gehalt mehr, oder doch nur dann, wenn man im Palais Geld übrig hatte, was nicht oft der Fall war. So entstand mit der Zeit bei den notleidenden Beamten der Hohen Pforte und deren Familienmitgliedern und Freunden eine große Unzufriedenheit.

Als nun auch die grausame Weise, auf welche die armenischen Unruhen unterdrückt worden waren, bei vielen, auch bei solchen, die sonst treu zur ottomanischen Dynastie hielten, Missbilligung fand, und man die in dieser Angelegenheit getroffenen Maßregeln den Einflüsterungen der unmittelbaren Umgebung des Sultans zuschrieb, organisierte sich im Jahre 1896 eine Opposition gegen die bestehende Regierung und bildete ein jungtürkisches Komitee, dessen einflussreichste Mitglieder aber ihren Wohnsitz, der eigenen Sicherheit wegen, bald von Konstantinopel nach Paris verlegten. Dies Komitee knüpfte alsbald Verbindungen an mit dem in Genf gestifteten „Englisch-armenischen Bund“ (seither: Revolutionärer Armenischer Bund), mit dem „Zentral-Revolutionären Armenischen Komitee“ in Paris und der „Anarchistischen armenischen geheimen Gesellschaft“ in London. Das jungtürkische Komitee nannte sich: „Komitee für Einheit und Fortschritt“. In den von diesem Komitee herausgegebenen Zeitschriften wurde die Wiedereinführung der Verfassung von 1876 gefordert; die Politik der europäischen Großmächte, welche allem Anscheine nach die Türkei zerstückeln wollten, wurde verurteilt; Abd-ul-Hamid wurde als unfähig für das Sultanat erklärt. Man erwartete von dem Wiederauftreten des im Jahre 1876 abgesetzten Sultans Murad V. eine Veränderung im besseren Sinne. Abdul Azis war bekanntlich im Mai 1876 abgesetzt und an seine Stelle Murad V. zum Sultan ernannt worden; dieser wurde aber schon drei Monate später wegen Geisteskrankheit — so lautet der offizielle Rapport — vom Throne entfernt und an seine Stelle trat sein Bruder Abd-ul-Hamid. Abdul Azis machte bald darauf seinem Leben durch Selbstmord ein Ende, Murad aber wurde als Geisteskranker im Tschiraganpalast am Bosporus in strenger Gefangenschaft gehalten. In ihrem Programm, das die Jungtürken im Jahre 1899 der Haager Friedenskonferenz vorlegten, wurden folgende Punkte genannt: Einheit, Unteilbarkeit und Unschändbarkeit des ottomanischen Reiches; Handhabung der jetzigen Dynastie; Gleichheit für alle vor dem Gesetz, ohne Unterschied von Rasse oder Religion; unabhängige Richter; Gewissens- und Religions-

freiheit; Teilnahme der Volksvertretung an der Gesetzgebung und an der Feststellung des Budgets.

Das Zusammengehen mit den bestehenden armenischen revolutionären Gesellschaften hatte namentlich darin seinen Grund, daß diese mit reichen Geldmitteln versehen waren, denn die vielen schaareichen armenischen Bankiers und Großkaufleute im In- und Auslande stellten ihren revolutionären Landsleuten große Summen zur Verfügung. Unlogisch aber war dies Zusammengehen auf jeden Fall, doch es scheint, daß die Jungtürken die Logik nicht kannten und auch heute noch nicht kennen. Unlogisch war auch ihr Erscheinen vor der Haager Friedenskonferenz; die Mitglieder dieser Konferenz hatten doch absolut keine Vollmachten von ihren resp. Regierungen, sich in die inneren Angelegenheiten eines Landes zu mischen.

## V.

Das mohammedanische Recht, Sjariah oder Scheriat, wie es heute vor uns liegt, wurde im 8. und 9. Jahrhundert von den noch jetzt als Autorität geltenden arabischen Juristen zusammengestellt und formuliert. Als positive Rechtsvorschriften höheren Ursprungs, und als solche über alle menschliche Kritik erhaben, gelten: der Koran, d. h. das unfehlbare, ungeschaffene und ewige Wort Allahs, welches vom Erzengel Gabriel Mohammed diktiert worden ist; zweitens die Sunnah, oder die Überlieferung von Mohammeds Aussprüchen, Taten und Handlungen; drittens die Ijdima oder die Verfügungen und Traditionen der ersten mohammedanischen Gemeinde. Die alten arabischen Juristen begingen aber den Fehler, daß sie nicht nur äußerlich diesen Rechtsgrundlagen einen bindenden und universalen Charakter gaben, sondern auch deren konkretem Inhalt. Dieser erste Fehler ist von allen späteren Juristen wiederholt worden, ja, er wurde sanktionsiert durch den Lehrsatz, daß die Fatwas (Erklärungen) der älteren Juristen für die jüngeren stets bindende Kraft haben. Dadurch bekam das mohammedanische Recht jenen versteinerten Charakter, der wohl das Hinzufügen neuer Fatwas erlaubt, aber keine organische Entwicklung zuläßt. Dennoch war die Arbeit der arabischen Juristen eine bedeutende: zu einer Zeit, als man in Europa an dergleichen noch nicht dachte, gaben sie Vorschriften über Scheidung von Justiz und Verwaltung, sie verboten die Folter, sprachen von gesetzlicher Beweiskraft, öffentlichen Gerichtsverhandlungen, unbeschränktem Recht der Verteidigung für jeden, ohne Unterschied von Rang und Stand, Unbestechlichkeit und wissenschaftlicher Ausbildung der Richter usw.

Neben der Sjariah gilt auch die lokale Gewohnheit als Rechtsquelle; nämlich in Fällen, wo die Sjariah schweigt oder ausdrücklich auf die lokalen Gebräuche hinweist. Die fürstlichen Verordnungen gehören nicht zur Sjariah, sie heißen Qanon (Reglemente); kein Qanon ist bindend — wenigstens nicht in der Türkei —,

wenn der Scheich-ul-Islam (Der Oberste der Juristen) nicht in einer Fatwa erklärt hat, daß die Sjariah prinzipiell damit nicht in Streit ist. Nach dem mohammedanischen Recht ist der Fürst aller Gläubigen, wie sich der türkische Sultan nennt, Alleinherrcher, Stathalter Allahs auf Erden, und nur diesem Rechenschaft schuldig. Wohl wird ihm geraten, in allen wichtigen Angelegenheiten die klügsten und frömmsten seiner Untertanen zu einem Staatsrat zu vereinigen, aber er ist nicht verpflichtet, ihren Rat zu folgen. Unrechtes, welcher Art auch, wird dem Fürsten in der Sjariah auf das strengste verboten. Übertritt er die in der Sjariah gegebenen Vorschriften, so sind seine Untertanen von Rechts wegen entbunden von der Pflicht, ihm Gehorsam zu leisten.

Mit einer solchen staatsrechtlichen Anschauungsweise wäre wohl ein einseitiges Charter möglich, wobei der Fürst z. B. das Versprechen gibt, keinen bedeutenden Qanon auszufertigen, bevor er nicht erst den Rat der einflussreichsten Notabeln gehört hat, und daß er auch nach der Meinung dieses Staatsrats handeln will, wenn es Dinge betrifft, deren Regelung die Sjariah ausdrücklich den lokalen Gewohnheiten überläßt; aber eine Verfassung in unserem Sinne ist mit der Sjariah in unversöhnlichem Streit. Die einzige Verfassung, die der Islam kennt, ist der Koran, dem auch die Sunnah untergeordnet ist. Setzt man an diese Stelle eine andere Verfassung, so hört man auf ein Moslim zu sein. Und doch hatte man dies bereits im Jahre 1876 getan!

Der ursprüngliche Verfassungsentwurf Midhat-Paschas ging von dem Grundsatz aus, daß der türkische Staat als solcher keinen Gottesdienst als Staatsgottesdienst anerkennt. Dies war anti-national, aber man vermied auf diese Weise von Anfang an alle Schwierigkeiten, welche die Sjariah in den Weg legen konnte. Doch in der Kommissionsberatung mußte Midhat-Pascha diesen Paragraphen ändern: der Islam wurde zum Staatsgottesdienst erhoben und somit die Sjariah als bleibendes Gesetz anerkannt. Auf diese Weise war der Scheich-ul-Islam wohl zufrieden gestellt, aber eine solche Menge unauflösbarer Konflikte war dadurch ins Leben gerufen, daß die Verfassung zum Teil unausführbar wurde. Wie man z. B. die Bestimmungen der Verfassung über die Unabhängigkeit der Richter und das Verbot der fürstlichen Einmischung in die Rechtspflege mit den deutlichen Vorschriften der Sjariah in Einklang bringen will, ist ein Rätsel.

Die Verfassung spricht von einer ottomanischen Nation; die türkische Sprache soll die offizielle Sprache für alle Untertanen des Sultans sein. Mohammed hatte die Ausbreitung des Islams in den Vordergrund gestellt, doch er hatte erlaubt, daß gewisse Kategorien von Ungläubigen, nämlich Christen und Juden, wenn sie sich einem mohammedanischen Herrscher unterworfen hatten und die ihnen auferlegten Lasten trugen, ihren Gottesdienst und ihre gesellschaftlichen Einrichtungen, soweit sie für den mohammedanischen Staat

nicht gefährlich waren, behalten durften. Die ersten Kalifen, namentlich Omar I., ordneten an, daß Christen und Juden in besonderen Stadtvierteln oder Dörfern unter ihren eigenen Stammesältesten wohnen sollten und sich auch in der Kleidung äußerlich von den Moslems unterscheiden müßten. Sie durften keine Proselyten machen und keine öffentlichen Ämter bekleiden, wohl konnten sie in Büros Verwendung finden, auch selbst Minister werden. In Gegenden, welche ganz oder zum größten Teile von Ungläubigen bewohnt sind, wurde diesen eine gewisse Autonomie gelassen, sodaß die strengen Polizeivorschriften einigermaßen gemildert waren. Die Folge von diesen Bestimmungen ist, daß die Bevölkerung im alten Kalifenreiche, wie in der heutigen Türkei eine Mosaik der verschiedensten Rechtszustände, Sprachen und Kleidertrachten bildet. Die türkischen Sultane sind selbst noch weiter gegangen, als die Kalifen: sie haben ihre ungläubigen Untertanen, die Rajas, auch in weltlichen Dingen unter ihre Geistlichen gestellt, und so kleine Staaten im Staate gebildet. Dies war auf jeden Fall das billigste und einfachste Mittel, die Rajas zu regieren; die Interessen der Geistlichkeit waren auf diese Weise mit denen ihrer mohammedanischen Herren aufs engste verknüpft. Auf der anderen Seite ist aber diese Organisation ein unüberwindliches Hindernis geworden, um die Rajas untereinander oder mit den Moslems zu assimilieren. Wenn von einer jungtürkischen und von einer alttürkischen Partei die Rede ist, so kann sich das eigentlich nur auf die m o h a m m e d a n i s c h e n Untertanen des Sultans beziehen; will man die verschiedenen nicht-türkischen Elemente in der Türkei zu einer Partei zusammenfassen, so müßte man sie als anti-türkisch qualifizieren. Jedenfalls ist es ganz ausgeschlossen, daß man mit e i n e m Federstrich alle heterogenen Bestandteile des türkischen Reiches in eine „Nation“ verwandeln kann. Für die Moslems ist selbst noch ein Unterschied in der Rechtspflege nötig: man kann doch den Kurden oder den Beduinen nicht dem gebildeten Türken von Konstantinopel gleichstellen. Obendrein bilden die Türken, selbst in der europäischen Türkei, die Minderheit, und die türkische Sprache wird in den meisten Gegenden nur von Angehörigen der höheren Stände gesprochen. Die Muttersprache der meisten Untertanen des türkischen Sultans ist das Arabische; will man also eine nationale Sprache, so käme hierfür zuerst das Arabische in Betracht, die alte heilige Sprache des Islams, welche auch in kulturhistorischer Beziehung eine viel größere Bedeutung hat, als die türkische Sprache.

Eine Verfassung, welche die bestehenden Zustände so wenig berücksichtigt, kann unmöglich bei der übergroßen Mehrheit der Bewohner des türkischen Reiches einen großen Erfolg finden, wenigstens nachdem der erste Freudentaumel vorüber ist. Man darf nicht vergessen, daß Nationen e n t s t e h e n und sich durch ein langsames Wachstum ausbreiten und kräftigen, daß man sie aber nicht fabrizieren kann; der Gesetzgeber kann das Wachstum beschleunigen und Hindernisse hinwegräumen, die Assimilierung der verschiedenen Völkergruppen aber ist und bleibt ein langsamer und organischer Entwicklungsprozeß.

Das Ideal der Jungtürken, in ihrem Vaterlande die verschiedenen Religionen und Rechtszustände aufhören und alle Bewohner des türkischen Reiches zu einer ottomanischen Nation mit einer nationalen Sprache zusammenschmelzen zu lassen, würde, auch wäre es zu verwirklichen, der christlichen Kultur keinen Vorteil bringen. Wie oben bereits erwähnt wurde, bilden die nicht-mohammedanischen Millets (Gottesdienste) in der Türkei eine Art Staat im Staate. Die mohammedanischen Autoritäten kümmerten sich früher so wenig wie möglich um die inneren Angelegenheiten der von Ungläubigen bewohnten Stadtviertel, Dörfer, Distrikte, wenn nur die Steuern und sonstigen Abgaben regelmäßig eingingen und Christen und Juden keine Veranlassung zu Klagen gaben; ihr häusliches und gesellschaftliches Leben und ihren Gottesdienst haben die türkischen Herrscher nie angetastet. Die schon von den ersten Kalifen gegebenen Vorschriften verhinderten nicht nur Religionsverfolgungen, sondern erschwerten auch den Übertritt von Ungläubigen zum Islam. Die christlichen und jüdischen Geistlichen hatten den größten Vorteil davon, daß ihre Schafe bei der Herde blieben; und da sie auch die weltlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinde zu regeln hatten, besaßen sie ein kräftiges Mittel, um ihre Herde zusammenzuhalten, die sie dann bei passender Gelegenheit auch manchmal gründlich scheren konnten. Die türkischen Autoritäten haben die Proselytenmacherei unter ihren eigenen nicht-mohammedanischen Untertanen nie gern gesehen; sie unterstützten deshalb die ungläubigen Geistlichen soviel wie möglich. Diese Handelsweise war wohl in Streit mit Koran und Sunnah, doch man machte sich darüber keine Gewissensbisse, da man materiellen Vorteil davon hatte. Übergang zum Islam hatte zur Folge, daß der frühere Raja nun als Muslim weniger Abgaben zu zahlen hatte; die den Ungläubigen auferlegten Steuern aber waren von jeher — neben der Kriegsbeute — die Haupteinnahmequelle für das türkische Reich. Aus diesem Grunde haben sich auch so viele Christengemeinden in der Levante bis auf den heutigen Tag erhalten können. Wenn man nun die Tätigkeit der Geistlichen der orientalischen Kirchen auf ihr geistliches Gebiet beschränkt, so würde dies die Lebenskraft dieser Kirchen bedeutend schwächen und Massenübertritte zum Islam zur Folge haben. Auf die Frage, ob der Islam oder die christlichen Kirchen in der Levante mehr kulturfähig sind, wird hier nicht eingegangen. Jedenfalls aber bedeutet die von den Jungtürken geplante und zum Teil angefangene Schöpfung eines einzigen ottomanischen Reiches mit der türkischen als Nationalsprache nichts anderes als die Türkifizierung der anderen Nationalitäten.

# Dr. Franz Lipp:

## Italienische Königsmördner.

Eine kriminal-psychiatrische Studie.

Giovanni Passanante. Pietro Acciarito. Gaetano Bresci. Sante Caserio. Luigi Luccheni.

Der Mordversuch des arbeitsscheuen Maurergesellen Antonio D'Alba auf König Viktor Emanuel III. in der Morgenfrühe des 14. März zu Rom lehrt, daß die Anarchie der Tat trotz der enormen Fortschritte des modernen Kulturstaates Italien noch nicht aufgehört hat zu existieren, wenn sie auch seit dem Jahre 1902 so gut wie gar kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Daß die Anarchie die gefährlichste Giftpflanze ist, die aus einer politisch und wirtschaftlich gedrückten Niederung ihre Nahrung zieht, steht fest; dazu kommen der Atavismus moralisch grundverderbter Regierungen, welche das junge Königreich unmöglich über Nacht überwinden konnte, die ärmliche Lebenshaltung und Unbildung der Massen, der steigende Steuerdruck und die mangelnde Arbeitsgelegenheit im Inlande und die Verfolgung der italienischen Arbeitskräfte im Auslande. Diese Notstände haben degenerierten Wirrköpfen, Nachkommen von Selbstmördern und Pellagrafalkern, Epileptikern und Alkoholikern, die Mordwaffe in die Hand gedrückt; diese „Rächer empörender Unbill“ hielten für ihr Vaterland den traurigen Ruhm hoch, an der Spitze politisch-anarchistischer Verbrechen zu marschieren.

„Die Poesie des Hauses Savoyen ist dahin“ — hatte die Königin Margherita geseuftzt, als am Nachmittag des 17. November 1878 G. Passanante ihren Gatten Humbert angefallen hatte. Dem König-Ehrenmann Viktor Emanuel II. wagte kein Meuchelmörder nahezutreten. Als sein Sohn Humbert zehn Monate nach der Thronbesteigung in offenem Wagen seinen Einzug in Neapel hielt, stürzte der Koch Passanante aus Salerno auf die Königliche Karosse zu und stach nach einem Sprung auf dem Wagenschlag mit einem großen Küchenmesser wie ein Rasender um sich. Der König blieb unverletzt, weil im entscheidenden Augenblick der Ministerpräsident B. Cairoli sich vorgedrängt und den Attentäter an den Haaren gefaßt hatte; dabei erhielt Cairoli einen Stich, der ihm von der Hüfte bis zum Knie den Schenkel aufriß. Die Wunde schloß sich nicht mehr, und Benedetto Cairoli erlag ihr nach monatelangen Leiden. In ihm, ihrem Erstgeborenen, hatte die heldenmütige Frau Adelaide Cairoli geb. Vono den letzten ihrer fünf Söhne dem Vaterlande geopfert.

Der Mörder wies eine Asymmetrie im Gesicht, spärlichen Bartwuchs und den charakteristischen Sprachfehler der Degenerierten auf. Frühzeitig „mußte (!) er seine Bratpfannen verlassen und ein philosophisches Werk schreiben: „Die Ver-

brüderung und Verschwesternung der Menschenkinder"; damit sollte jedem Erdbewohner die Glückseligkeit auf Erden garantiert werden."

Der zum Tode verurteilte Attentäter wurde von König Humbert zu lebenslanger Freiheitsstrafe begnadigt, weil der Henker im Heimatlande Dantes keine Anstellung finden dürfe. Da Passanantes Mutter von ihrem Sohn monatlich zehn bis fünfzehn Lire als Unterstützung erhielt, warf der gute König der unglücklichen Alten eine monatliche Pension von einhundert Lire aus, die sie dreißig Jahre lang bis zu ihrem Tode bezog.

Die frankhafte Anlage Passanantes, eines „Mattoiden“ (Cesare Lombroso Gli Anarchici. Torino. 1895 pag. 59 sq.) kam in seiner Einzelhaft, die er in einem Wachturm am Meer bei Portolongone verbüßte, rasch zum Ausbruch. Zuerst stellten sich Halluzinationen des Gehörs ein: Kleine Engel singen die von ihm komponierte Revolutionshymne, und im Brausen des Meeres hört er den Donner der Geschütze und die Flintenschüsse der siegreichen Revolutionäre. Diesen selbstgefälligen Täuschungen folgen bald Schreckbilder grausigen Inhalts: Seine Zelle verwandelt sich in ein Grab, in das immer neue Tote eingesenkt wurden, so daß für ihn selber bald kein Platz mehr übrig ist. Die Paranoia mit den Delirien der Hypochondrie und der Verfolgung ergreift ihr Opfer: er formt als überzeugter „Homöopath“ aus seinen Efkrementen Pillen, die er gierig verschlingt, und verbüllt seine Augen mit einer Vinde, um die Gesichtshalluzinationen nicht zu sehen. Nach dem Irrenhause für geisteskranke Verbrecher von Montelupo bei Florenz übergeführt und der Pflege des berühmten Psychiaters Codeluppi übergeben, beruhigt sich der Verrückte, der tagelang nackt und laut brüllend in seiner Gefängniszelle auf- und niedergerannt war, bebaut das ihm überwiesene Gärtchen mit Rosen und Bohnen, Lauch und Salat und beschreibt bei häßlichem Wetter ganze Stöße voll Papier: „Um die stumpfe Welt auf mein Hauptwerk aufmerksam zu machen, führte ich den großen Schlag gegen den König; jetzt kann die Neuordnung der Gesellschaft nicht weiter verzögert werden; darum muß ich eine Menge neuer grundstürzender Gesetze formulieren.“ Philosoph und Komponist, Gesetzgeber und Künstler in einer Person. Passanante versuchte sich auch als Architekt und Bildhauer; seine Modelle formte er aus weichem Brot, die er mit Rötel und Ocker, Kreide und Tinte färbte. Paläste mit Freitreppe und Arkaden, Terrassen und Springbrunnen und Statuen. Alles im bizarrsten Barockstil, aber wohl gegliedert und manches von überraschend malerischer Wirkung. Auch in seinen Schreibereien fand sich mehr als ein Genieblitz. Dann folgte die tiefste Geistesnacht. Passanante erblindete und blieb wochenlang unbeweglich auf seinem Lager; er starb an Marasmus.

\*

\*

\*

„Das sind die Nebeneinnahmen meines Handwerks!“ — bemerkte scherzend König Humbert, als er am Nachmittag des 22. April 1897 den Königlichen

Pavillon des Rennplatzes von Centocelle bei Rom betrat —. „Im Handgemenge mußte ich den Attentäter aus meinem Wagen hinauswerfen, als er mich auf menschenleerer Landstraße mit einem langen Dolche anlief.“ Der Angreifer war der Schmied Pietro Acciarito aus dem Räubernest Antena im alten Kirchenstaat („un vrai foyer de criminalité spontanée“, Joly), das schon im frühen Mittelalter eine traurige Berühmtheit erlangte. Scipione Sighale hat diesen Ort voll geborener Verbrecher von alters her in den Strafkammer-Akten Roms studiert und im Archivio für Psychiatria XII, 1891 die folgende Tabelle veröffentlicht:

Verbrechen	Durchschnittsziffer für 100 000 Einwohner in ganz Italien	1852—1888 in Antena allein 1875—1888.
Mord, Raubmord, Totschlag	9,3	57.
Körperverlehung	34,1	205.
Raub	3,6	114.
Einf. u. Einbruchs-Diebstahl	47,3	177.

In Antena herrscht der Mord auf offener Straße, und hier werden die Zeugen am lichten Tage erwürgt, welche vor Gericht die Wahrheit sagen. Das Verbrechernaturell wird vom Urgroßvater auf den Enkel vererbt. Beim letzten Prozeß, wobei 32 Verurteilungen erfolgten, ist eine ganze Familie, Vater und Mutter, Söhne und Töchter, sieben Köpfe hoch, auf insgesamt 129 Jahre ins Zuchthaus gewandert. Hierzu lautet der Ausspruch Vidocq: „Il existe des familles dans lesquelles le crime se transmet de génération en génération, et qui ne paraissent exister que pour prouver la vérité du vieux proverbe: „Bon chien chasse de race.“ —“ Pietro Acciarito, Mitrocefale, endete wie Passante im Kriminalirrenhaus von Montelupo; aus seinen großen Augen leuchtete das Flackerfeuer des Wahnsinns: „Mir gebührt der Thron von Italien, der Usurpator hat mich abgesetzt und unter das verlorene Volk gesperrt.“ Den fremdländischen Besucher empfängt er mit dem Gruß: „Verdammter Barbar! Kommst auch du als gedungener Mörder, um mich umzubringen?“

Der gute Professor Edeluppi schüttelt betrübt den Kopf: „Auch heute ist's nichts mit meinem Mittagessen; ich muß mit meinem Kranken die Suppe und das Gemüse teilen; wenn ich nicht mit ihm esse, röhrt er keinen Bissen an.“

Nach Acciaritos Verurteilung wurde König Humbert nachdenklich und sagte zu seinem vertrauten Hausminister Ponzio-Baglia: „Dem dritten Mordanschlag werde ich nicht lebend entgehn.“

\*

\*

\*

Der 29. Juli 1900 war ein glühend heißer Sonntag, an dem ich, zeitig dem Häusermeer vor Mailand entflohen, im Park von Monza Erquickung suchte. Der Turnverein „Mut und Kraft“ von Monza gab seinen auswärtigen Gästen ein

Fest; dabei sollte der König zum Schlusse die Preise verteilen. Schwüle Nacht. Auf dem Turnplatz ein unermessliches Getöse, viele Betrunkene. Für des Königs Sicherheit war schlecht gesorgt. Das königliche Gefolge kam mit vierzig Minuten Verspätung. Ohrenzerreißendes Geschrei. Preisverteilung. Als die Pferde der königlichen Karosse anzogen, blitzte ein blauer Feuerstrahl auf, dem rasch drei weitere Schüsse folgten. Nachts 10 Uhr 41 Minuten. Der Mörder trug einen hellgrauen Filzhut, der augenblicklich im wildesten Tumult verschwand. Um die Leiche des Patroklus konnte nicht erbitterter gekämpft worden sein als um den Attentäter, dem die Kleider in Fetzen vom Leibe gerissen wurden, bis ihn ein königlicher Stallknecht und zwei Carabinieri vom Kampfplatz wegtrugen. Gleichzeitig verschwand des Mörders Leibwache im Dunkel der Nacht. Der zweite Verschworene, Luigi Granotti aus Biella (genannt der „Blonde“), ein gefürchteter Schütze, ließ am Ausgang des Turnplatzes die eiligst davon fahrende königliche Karosse ungestört passieren; denn König Humbert war auf der Stelle tot geblieben.

Gaetano Bresci, Seidenweber von Cojano bei Prato in Toscana, 31 Jahre alt, „musste“ den König erschießen, weil im Mai 1898 der General Bava Beccaris die Mailänder Erhebung mit blutiger Strenge niedergeworfen habe. Der Racheakt ist mit kalblütiger Umsicht ausgeführt worden. In Paterson bei Newyork kaufte der Anarchist, ein tüchtiger und fleißiger Arbeiter in seinem Fach, um zwanzig Dollars die vortrefflich gearbeitete Waffe und übte sich solange im Schießen, bis die Kugel aus seinem Revolver den an einem Seidenfaden aufgehängten Ring durchfuhr. Fehlte Bresci, so stand in der Nachhand Granotti bereit, um das „Werk“ zu vollenden. Bresci erwies sich als „Besessener“, dienstbar einer erhabenen Mission“ (Autosuggestion); er fühlte sich als „Werkzeug der internationalen Revolution, die“ — so lautete sein Schlusswort auf der Anklagebank — „innerhalb kurzer Frist meinen Kerker öffnen wird.“

Zehn Monate lang wartet der „Apostel der Revolution“ in seiner Zelle auf der Insel S. Stefano darauf, daß der Feuerschein des in Brand gesteckten Gefängnisses ihm als Morgenrot der Freiheit leuchte. Vergebens. Die Genossen rührten sich nicht. In stummer Verzweiflung hat sich Gaetano Bresci erhängt. —

\*

\*

\*

In den Jahren 1893 und 1894 lief eine Welle des Hasses wider die Italiener über alle Arbeitsplätze der Erde: Einer wahren Menschenjagd fielen zahllose Arbeiter italienischer Herkunft als „Sales Maccaronis“ in Aigues-Mortes, als „Chaibe Tschinke“ in Zürich, als „Coltellatores“ in Santos und als „Undesirables men“ in Newyork den erbosten Konkurrenten zum Opfer. Die französischen Mörder von Aigues-Mortes hatten die Geschworenen unter dem Jubel der Bevölkerung frei gesprochen.

Der „Rächer für dieses himmelschreiende Unrecht“ wanderte zu Fuß von Turin über die Alpen nach Grenoble und stieß am 23. Juni 1894 zu Lyon dem Präsidenten

Carnot den Dolch in den Unterleib; es war der 21 jährige Bäckergeselle Sante Caserio von Motta-Bisconti in der Lombardei.

Hellblondes Haar auf dem wohlgeformten Schädel, mit blauen Augen in dem offenen Gesicht, zeigte der sanfte Jüngling, der bei den Prozessionen seines Heimatdorfes sich regelmäßig in der Rolle des Heiligen Johannes gefiel, äußerlich keine Merkmale der Entarteten. Gleichwohl war Caserio schwer belastet. Sein Vater, Bauer und Fährmann auf dem Tessin, Epileptiker auf pellagrafier Basis seit dem 12. Lebensjahr, war im Jahre 1848 von den Österreichern als Schmuggler und Hochverräter verhaftet und zwei Tage und Nächte lang ohne Nahrung in die Kirche des Heiligen Rochus eingesperrt worden, wo er ständig die ihm angedrohte Hinrichtung durch Erschießen erwartete. Schreckneurose. Von jenem Tage an werden die Anfälle des Alten häufiger. Zwei Oheime Caserios starben als unheilbare Pellagrakranke im Provinzialirrenhause von Mombello. Die Pellagra ist in Motta-Bisconti endemisch. Diese furchterliche Krankheit wird durch die fauligen Keime des Mais, der im feuchten Spätwinter oder zu Frühjahrsbeginn auszuschlagen beginnt, verursacht und ergreift als Intoxikation das Zentralnervensystem. Maisfladen ohne Salz bilden die Hauptnahrung des lombardischen Kleinbauern, der dank der harten Erbpachtverträge des Großgrundbesitztums übler dran ist als der antike Sklave; denn jener musste von seinem Herrn unterhalten werden. Der von der Pellagra geschüttelte Bauer der Brianza fühlt in seiner grangelben Haut, die wie Fischschuppen abblättert, nicht mehr die Kraft der Empörung in sich; das Brennen seiner Haut führt vielfach zum Selbstmord durch Ertränken; die melancholische Depression endigt in Stumpfsein. Dagegen greift der Romagnole mit Messer und Brandfackel zur Gewalttat, weil er wenigstens am Feiertag Fleisch ist und Wein trinkt. (G. Ferrero. — C. Lombroso e Laschi, il delitto politico e le rivoluzioni in rapporto al diritto, all' antropologia ed alla scienza di governo. Torino.)

Als Knabe will Sante Priester werden und gerät in einen heiligen Zorn, wenn ein Kamerad einen Apfel vom Baume holt. Mit zwölf Jahren brennt der bilbhübsche Knabe heimlich nach Mailand durch und tritt bei einem Bäckermeister ein. Musterarbeiter, der sich streng des Weines, der Liebelei, des Spiels und Blaumachens enthält. Mit 17 Jahren überzeugter Anarchist. Wegen Verteilung auführerischer Brandbriefe an die Soldaten beim Siegestor verhaftet macht er auf den Untersuchungsrichter den besten Eindruck: Während nämlich seine Ge- nossen alles aufs frechste ableugnen, bekannte er frisch und frei seine Tat und kommt dadurch mit einer Gefängnisstrafe von vier Tagen davon. Der Monoxideismus (die ausschließliche Beschäftigung mit einer einzigen Idee) begünstigt bei seiner dürfstigen Bildung, welche ihm eine vorurteilsfreie Kritik der verschiedenen wirtschaftlichen Theorien und Parteien vorenthält, das Versinken in die Lehre von den Gewaltstreichen und führt den harmlosen Burschen zu der Wahrvorstellung, in dem sein gebildeten, gerechten und gutherzigen Präsidenten Carnot eine Art Herodes

oder Tiberius vernichten zu müssen. Der Untersuchungsrichter Venoist hat das erste Verhör mit Caserio in dem kurzen Frage- und Antwortspiel veröffentlicht: „Caserio, was habt Ihr unserm Präsidenten vorzuwerfen?“ — „Er ist ein Tyrann; darum habe ich ihn getroffen.“ — „Also seid Ihr ein Anarchist?“ — „Jawohl, und ich bin stolz darauf.“

Das epileptische Naturell kommt klar zutage, wenn der zwanzigjährige, der jährlich zu seinen Familienangehörigen und Freunden hält, aufs Kapitel der Politik gebracht wird; da wird er wild: „Gib acht, wenn ich zur Zeit auch noch nicht einem Bürgerlichen an die Kehle springe, mein Herz schreit nach Rache, ein Tag allein wird ausreichen, um fürchterliche Rache zu nehmen.“ Brief vom 13. Juli 1893.

Der Untersuchungsrichter lässt den Gefangenen in seiner Zelle die Mordszene vormachen. Caserio ergreift anstatt des Dolches eine Rolle Papier, sein Kopf wird mit einem Male rot, seine Augen treten in stierer Wildheit hervor, die Gesichtszüge verzerrn sich ins Grausige, er zittert am ganzen Leib und führt weit aussholend mit furchtbarer Kraft den Streich. Der Richter Venoist entflieht entsehnsvoll mit dem Ausruf: „Vous êtes un monstre!“ —; der Angeklagte aber stürzt völlig erschöpft auf sein Lager und verfällt in einen lethargischen Schlaf. Nach zwei Stunden erwacht der Gefangene mit dumpfem Kopf und verlangt ein „Glas Rum oder sonst was Stärkendes.“

Typischer Anfall psychischer Epilepsie. (Tonnini, *Le epilessie I*, pag. 214 sq.)

Am 3. August 1894 schreibt Caserio:

„Liebe Mutter!

Ich schreibe Euch diese Zeilen, um Euch meine Verurteilung zur Todesstrafe mitzuteilen.

Denk nicht schlecht über mich, liebe Mutter.

Denk nicht, daß ich (ein böser Mensch) geworden bin, weil ich diese Tat beging, wenn auch viele sagen werden, daß ich ein Mörder sei oder Übeltäter.

Nein; denn Ihr kennt mein gutes Herz, meine Anhänglichkeit, wann ich bei Euch war. Nun ich habe auch jetzt noch dasselbe Herz. Ich habe eine Tat ausgeführt, gerade weil ich diese verrückte Welt nicht mehr sehen wollte . . .

Hunderte von Arbeitern suchen Arbeit und können sie nicht finden. Kinder verlangen Brot von ihren Eltern, die es ihnen nicht geben können.

Oftmais weinte ich, wenn ich sah, wie unsere Nichte mit ihren acht Jahren fünfzehn Stunden lang arbeiten mußte, um 20 Centesimi zu verdienen, und wenn ich sehen mußte, wie viele Bauern frieren, hungern und an der Pellagra sterben . . . dabei sind die Verkaufsläden voll der schönsten Kleider, und die Herrenleute schwimmen in Üppigkeit und Nichtstun . . .

(Mit riesengroßer Schrift) *Evviva l'Anarchia!* (Makrografia hysterica.)

Am 16. August 1894 fiel Caserios Kopf unterm Messer der Guillotine; das Gnadengesuch von Mme Carnot war aus Gründen des Staatswohls abschlägig beschieden worden.

Merkwürdiges Schicksal! Jahrhundertlang sang die Jungmannschaft der Hellenen das Lied zu Ehren von Harmodios und Aristogeiton, der Peisistratidenmörder. Heute hört man in den Schwefelminen Siziliens wie auf den Reisfeldern des Potales, in den Tunnels der Schweiz wie auf den Bauplätzen Chicagos und auf den Weidetriften Argentiniens das „Lied von Caserio“, der vom Schafott den letzten Gruß der Mutter sendet.

Der italienische Arbeiter feiert in dem Anarchisten Caserio, der aus „Menschenliebe“ einen Unschuldigen gemordet, den Rächer der für alle halsbrecherischen Unternehmungen begehrten, schnöde ausgebeuteten und mishandelten Arbeitskraft seines Landes in der Fremde. —

\*

\*

\*

Am Sonntag, den 10. September 1898 wurde die Bevölkerung von Genf in tiefe Bestürzung versetzt: Ihr Guest, die Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn, die seit der Schreckensnacht von Meyerling an Schlaflosigkeit, Angstgefühlen und unstillbarem Wandertrieb litt, war mit einer zugespitzten Feile durchs Herz gestoßen worden. Der Mörder Luigi Luccheni aus Lausanne bekannte, daß er seit acht Tagen dem Herzog Louis Philippe Robert von Orléans, dem Bruder der Königin Marie Amélie von Portugal und der Herzogin Helene von Aosta auflauerte, um jenem „intriguanten Nichtstuer den Garaus zu machen.“ Warum sich der Unhold an der unglücklichen Kaiserin vergriff, konnte nicht ermittelt werden.

Der berühmte Irrenarzt Auguste Forel gab das Gutachten ab, daß der Verbrecher ein Degenerierter sei, der aus eitlem Nachahmungstrieb sich den Anarchisten Ravachol, Henry, Vaillant, Angiolillo zugesellen wollte. Herostratischer Größenwahn. Luccheni hat aus der Untersuchungszelle heraus an den Präsidenten der Eidgenossenschaft die Bitte um Überführung nach Luzern gerichtet, „um in Luzern die Ehre des Schafotts zu erlangen, die ihm in dem verfluchten Kanton Genf mit seiner rückständigen Gesetzgebung versagt sei.“

Geboren am 23. April 1873 zu Paris als unehelicher Sohn der Dienstmagd Luigia Luccheni aus Borgo San Donnino kam das Kind 1874 in das Findelhaus nach Parma, das ihn später den Eheleuten Carlo und Luigia Nicasi von Varano zur Pflege gab. Als Zehnjähriger wurde der schlecht genährte Knabe auf die Landstraße gestellt mit der Mahnung: „Sorg für dich selber!“ Sein Verteidiger Dr. Moriand hob vor den Genfer Geschworenen den Mangel jeder sittlichen Erziehung und das soziale Elend hervor, die in Italien, der Heimat der römischen Kirche, herrschen.

Nach dem Urteil vom 10. November 1898 ist durch die Erhebungen der schweizerischen, französischen und italienischen Behörden und Irrenärzte über die

„Degeneration“ dieses Attentäters volles Licht verbreitet worden. Der Mörder Ihrer Apostolischen Majestät der Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn war der natürliche Sohn eines durch Trunksucht heruntergekommenen katholischen Priesters. Als Nachkomme eines unverbesserlichen Säufers im schwersten und letzten Stadium (Paranoia alcoholica hallucinatoria) überkam Luccheni von dem unnatürlichen Vater, der sein Kind ins Findelhaus schickte, die tabes hereditaria als einzige Erbschaft. Söhne verkommen Alkoholisten müssen trinken. Légrain, Étude sur les poisons de l'intelligence 1892: „Degenerierte erzeugen Trinker, und Trinker erzeugen Epileptiker, unverbesserliche Taugenichtse und gewalttätige Trunkenbolde. Daraus folgt die häßlichste Mischung körperlicher und geistiger Degeneration: Dirnen und Diebe, Zuhälter und Totschläger, Blödsinnige und Epileptiker erfreuen sich für ihre Laster eines einzigen Ahnherrn: er heißt Alkohol.“ Bei dem geistig ganz minderwertigen Luccheni entwickelte sich frühzeitig neben der Sucht des eitlen Aufspiels die brutale Impulsivität. Im zufälligen Zusammenstoß des unwissenden und rohen Priesterbastards mit der feinen Dame auf dem Kaiserthron, dem schönsten, geistvollsten und gütigsten Menschenbild aus dem uralten Hause der Wittelsbacher, liegt ein Moment hoher Tragik.

---

## Otto Corbach: Soziale Note in „freien“ Berufsarten.

Im Jahre 1879 wurde bei uns die Advokatur freigegeben und damit ein goldenes Zeitalter für den Stand der Rechtsanwälte eröffnet. Heute gibt es in der Anwaltschaft eine starke Bewegung, die die alte Geschlossenheit der Advokatur wieder herstellen will. Der übermäßige und unaufhaltsam anschwellende Andrang zum Anwaltsberuf soll dahin geführt haben, daß die Freiheit des Wettbewerbes nicht mehr den Tüchtigen nach oben bringt, sondern den Grundsaklosen, der dort um so verderblicher wirke, je reicher er begabt sei. Zugleich würde das wirtschaftliche Niveau des ganzen Standes durch die übermäßige Konkurrenz heruntergezerrt. Bezeichnenderweise erscholl der Ruf nach einer Wiedereinführung des numerus clausus zuerst bei denen, die 1905 den wirtschaftlichen Verband deutscher Rechtsanwälte ins Leben riefen, weil der deutsche Anwaltverein unter Führung der geschlossenen Anwaltschaft des Reichsgerichts die Fühlung mit der großen Masse der Anwaltschaft verloren hatte und der immer schwieriger sich gestaltenden wirtschaftlichen Lage der Anwaltschaft verständnis- und teilnahmslos gegenüber zu stehen schien. Im Jahre 1910 konnte es auf dem Jahrestage des deutschen Anwaltvereins vom Vorstande noch abgelehnt werden, den numerus clausus auf

die Tagesordnung zu setzen; 1911 entspann sich darüber auf dem Würzburger Anwaltstage schon eine außerordentlich hitzige Debatte und bei der Abstimmung wurden 244 von 619 Stimmen dafür abgegeben. Vielleicht werden einige Jahre genügen, damit die Anhänger der Geschlossenheit der Advokatur eine erdrückende Mehrheit erlangen.

Bis 1869 war die Ausübung des ärztlichen Berufes in Preußen an die Erteilung einer besonderen Konzession geknüpft wie heute noch die des Apothekerberufes. Es herrschte keine unbeschränkte Freiheit in der Wahl des Niederlassungs-ortes, dafür hatte der Arzt am Ort der Konzession das Monopol der ärztlichen Behandlung; denn es bestanden gleichzeitig strenge Kurpfuschereigeseze. Dann wurde der Kurierzwang aufgehoben, gleichzeitig fiel das ärztliche Monopol der Behandlung und die strengen Kurpfuschereigeseze wurden aufgehoben. Jetzt wollen die Ärzte wieder strenge Kurpfuschereigeseze erlassen wissen, womit sie schon einen Erfolg hatten, und in ihren Fachzeitschriften werden immer häufiger die verschwundenen Zustände zurücksehnt. So schrieb z. B. die Deutsche Ärztezeitung unlängst: „Um dem ärztlichen Stand wirklich radikal zu helfen, müßte die ärztliche Gewerkschaft die Abkehr vom wirtschaftlichen Liberalismus, die Rückkehr zum Kurierzwang einerseits, zur ärztlichen Monopolisierung andererseits auf ihr Programm schreiben“; dafür verlangt sie zum mindesten „die Durchführung des Prinzips der kontingentierten freien Arztwahl durch Vertrag zwischen Kassenverband und ärztlichem Verband für jede Stadt und die Vereinbarung des numerus clausus für alle Landgemeinden“.

Die wirtschaftliche Lage des Arzte- wie Anwaltstandes wird außer durch den starken Zudrang durch Bestrebungen verschlechtert, die Sicherheit der Gesundheits- oder der Rechtsverhältnisse der Volksglieder auf natürliche Weise zu fördern. Der Arzt oder der Rechtsanwalt wird entbehrlicher, je hygienischer oder friedlicher der einzelne im Volksverbande leben lernt. Der moderne Kulturmensch lebt länger und wird seltener krank als sein Vorfahre im Mittelalter, weil ihn Volksaufklärung und Technik in den Stand setzen, Krankheiten wirkamer vorzubeugen. Zugleich verliert die Arzneiwissenschaft immer mehr ihren ursprünglichen Charakter als Geheimlehre. Mancher ungelehrte Heilkundige heilt mit Erfolg, während auch mancher nebenbei lernt, in vielen Fällen sein eigener Arzt zu sein. Ähnliches vollzieht sich auf dem Gebiete des Rechtslebens. Der junge Verein für „Recht und Wirtschaft“ glaubt, die Häufigkeit der Prozesse durch Volksaufklärung um die Hälfte verringern zu können. Berufsvereine erzielen durch die Übernahme der Prozeßangelegenheiten ihrer Mitglieder deren Einschränkung wie Verbilligung, während immer mehr Streitigkeiten, die früher ohne Juristen nicht zu erledigen waren, von Laien unter sich geschlichtet werden.

Für Ärzte wie Rechtsanwälte ist der ursprüngliche staatliche Gewerbeschutz, der aufs neue erstrebt wird, nie ganz aufgehoben gewesen. Der Staat schützte immer die Standesbezeichnungen „Arzt“ und „Rechtsanwalt“ und er hat sich der

Standesinteressen der Ärzte und Rechtsanwälte noch besonders durch die Errichtung von Ärzte- und Anwaltskammern angenommen. Für die Anwälte wirkte ferner nach ihrer Befreiung von behördlicher Normundshaft der Anwaltszwang als Schutz gegen Winkelkonsulenten bis heute fort. Kein Wunder, wenn ein Stand wie der der privaten Architekten, der gleichfalls anfängt freiheitsmüde zu sein, froh wäre, wenn er erst den staatlichen Schutz erlangt hätte, den Ärzte und Rechtsanwälte genießen. „Es ist nicht folgerichtig,“ sagt Baurat Kramer, in der Zeitschrift „Der Profanbau“, „dass der Staat durch technische Hoch- und Mittelschulen Techniker in verschiedenen Graden schaffen lässt, um sie in der Praxis alle als gleichwertig zu behandeln, ja mit dem un gelernten Bauunternehmertum auf eine Stufe zu stellen. Dem wirtschaftlichen Kampf kann die Siebung allein nicht überlassen werden. In diesem wird der Hochschultechniker dem Mittelschultechniker und werden beide dem ungeschulten Unternehmer gegenüber stets im Nachteil sein, müssen sie doch für ihre Schulung aufgewendetes Kapital wieder aus sich herauswirtschaften, während der ungelernte Unternehmer mit dem Kapital seines Bauherrn, wenn nicht mit dem Leben und der Gesundheit der Arbeiter Erfahrungen in sich hineinwirtschaftet. Statt der Schwingen gibt so die Schulung dem Techniker weit eher ein Bleigewicht mit in den Lebenskampf, und die erheblichen Kosten, die für die Heranbildung des Technikerstandes von Staatswegen ständig verausgabt werden, erscheinen teilweise nutzlos aufgewendet, solange der Gelernte nicht ein Betätigungsgebiet findet, von dem der Ungelernte ausgeschlossen, und solange nicht weiterhin für die Gelernten das Betätigungsgebiet dem Bildungsgrad entsprechend abgesteckt ist.“

Baurat Kramer erstrebt gesetzliche Bestimmungen, nach denen erstens alle der baupolizeilichen Genehmigung bedürfenden Bauten nur von Technikern mit abgeschlossener technischer Bildung und zweitens bestimmte Bauten, deren technische Ausführung ein höheres Maß technischer Bildung voraussezetzen, nur von Technikern mit abgeschlossener Hochschulbildung bei der Baupolizeibehörde beantragt, von ihr vertreten und in der Ausführung geleitet werden könnten, während die Hervorbringung baukünstlerischer Entwürfe als Ausfluss künstlerischen Innenebens nach wie vor für jedermann frei sein sollte. Die verschiedenen Arten der Baukünstler sollen gesetzlich geschützte Berufsbezeichnungen erhalten.

Es ist merkwürdig, wie sehr sich die Notschreie gleichen, die die gleichen sozialen Nöte den verschiedensten freien Berufsarten entlocken. „Das freie Spiel der Kräfte“, liest man in der „Deutschen Ärztezeitung“ in einem Aufsatz von Dr. med. Bimarius, „der Kampf aller gegen alle, die schrankenlose Konkurrenz, kurz all die gepriesenen Vorzüge des wirtschaftlichen Liberalismus mögen bei Wollwaren- und Steinkohlenproduktion eine gewisse Berechtigung haben; sobald dieser Wirtschaftsliberalismus aber zur Erschütterung aller bisher stabilen wirtschaftlichen Beziehungen führt und auch die künstlerische, wissenschaftliche und geistige Produktion in sein Bereich zieht, dann wird er zum Todfeind jeder höheren Kultur.“ Der

gleichen Empfindung entspringen offenbar auch folgende Säze Baurat Kramers: „Die Gewerbefreiheit mag bei den Händlern, allenfalls noch bei dem Handwerker, einen Sinn haben, bei denen man ein fertiges Werk erwirbt, bei denen also jeder sein Interesse selbst wahrnehmen kann. Ob und wie er dies tut, ist dabei gleichgültig . . . Gewiß kann dem nicht beamteten Techniker der Lebenskampf an sich ebensowenig erspart werden, wie den andern Berufen, es muß aber möglich sein, zu verhüten, daß das private Bauwesen der Tummelplatz eines großen Heeres technisch ungeschulter Kräfte und oft auch wirtschaftlich skrupelloser Elemente ist.“

Wenn nun aber der Staat sich nicht dazu hergibt, die Standesinteressen von Ärzten, Rechtsanwälten, Architekten usw. in dem Umfange zu schützen, wie es von den Beteiligten mit der Zeit gewünscht werden mag, oder wenn sich der gewährte Staatschutz als praktisch unwirksam erweist, dann bleibt nur Selbsthilfe übrig. Daß der Heilungssuchende, Rechtsuchende, Bauberatungssuchende in Wirklichkeit nicht, um seine wahren Interessen wahrzunehmen, in dem Maße behördlicher Vor mundschaft bedarf, wie es die über den Wettbewerb von Pfuschern flagenden Ärzte, Rechtsanwälte, Architekten glauben machen möchten, weiß jeder, der der Wirklichkeit unvoreingenommen gegenüber steht. Den gebildeten Architekten im besonderen fehlt es nicht an mächtigen privaten Verbündeten im Kampfe gegen die Verunstaltung der Heimat durch häßliche, lieblose Baugebilde. Es sei nur an die Heimatschutzbewegung, die Raumkunstbestrebungen des deutschen Werkbundes, die Gartenstadtbewegung und ähnliche Bestrebungen erinnert. Soweit dennoch die Konkurrenz eines ungeschulten Unternehmertums zu fürchten bleibt, liegt die Schuld gewiß nicht größtenteils an den Bauberatungssuchenden, sondern an dem „Gleigewicht“, welches nach Baurat Kramer das für die Schulung der gelernten Techniker aufgewendete Kapital bedeutet. In Frankreich gibt es längst Gewerkschaften von Angehörigen akademischer Berufe, die vom Staaate alle Einrichtungen (Schulen), Mittel und Befugnisse für die Ausbildung eines Nachwuchses ausgeliefert haben wollen, wie sozialistische Handarbeiter die Produktionsmittel, über die heute die Unternehmer oder der „Klassenstaat“ verfügt. Wer kann wissen, ob sich auch nicht bei uns einst solche revolutionär-syndikalistischen Neigungen in den Berufen selbst akademisch Gebildeter entwickeln.

Während Ärzte, Rechtsanwälte, Architekten immerhin noch hoffen können, daß der Staat ihnen beispringen wird, sind die „freien“ Schriftsteller in ihren sozialen Nöten von vornherein ganz auf Selbsthilfe angewiesen. Der geistigste Beruf ist zugleich derjenige, der am erbarmungslosfesten den Gesetzen freiesten und skrupellosten Wettbewerbs preisgegeben ist. Unter den freien Schriftstellern besteht auch gar kein Wunsch nach irgendwelcher äußerer Hilfe für eine Korrektion der Wertung ihrer Arbeitsergebnisse auf deren Absatzmärkten durch das Spiel von Angebot und Nachfrage. Der „Schutzverband deutscher Schriftsteller“, dem die glänzendsten Vertreter deutscher Literatur angehören, hat kürzlich eine

Schrift herausgegeben, die den bezeichnenden Titel „Literatur als Ware“ führt, worin mit brutaler Offenheit gefordert wird, daß sich der freie Schriftsteller mit den Gesetzen abfinde, die nun einmal für die Preisbildung maßgebend sind. Erhofft wird eine ökonomische Hebung des ganzen Standes nur von einer streng gewerkschaftlichen Organisation, mit einer Geschäftsstelle, einem besoldeten Geschäftsleiter und einem besoldeten Syndikus unter „Ausschaltung alles Vereinscharakters und alles Gefühlsmäßigen in der Behandlung der Schutzverbandsangelegenheiten, die rein nach wirtschaftlichen und unsern Rechtsverhältnissen entsprechenden Grundsätzen ohne Ansehen der Opportunität durchgeführt werden müssen.“

---

## Wilhelm Bloem: Die Kinematographie und das Grammophon im Dienste der Naturwissenschaft.

Wer hinauswandert in Flur und Feld mit offenem Blick, mit tiefem Empfinden, den fesseln die Geschöpfe Gottes, die Lebewesen groß und klein. Man wird nicht müde im Beobachten und im Betrachten. Jedes Tier in seiner Art verlangt ein besonderes Studium seiner Existenz, seiner Lebensweise und Lebensart.

Berufene Naturforscher skizzierten in Worten treffend jede Bewegung; talentvolle Maler hielten die Tiere imilde fest; es entstanden hochinteressante Naturfundenwerke, die belehrend und aufklärend bei Jung und Alt ihr Bestes angestrebt und erreicht haben. Und dennoch sind diese Werke erst ein naturwissenschaftliches Fundament, eine feste Grundlage zum stolzen Aufbau der Vollkommenheit. Das Leben verkörpert das Wort, die Gestalt zeigt das Bild, von Künstlerhand entworfen. Es fehlt dennoch im Wort „Naturkunde“ eine kleine, wichtige Silbe und die heißt: „ur“. Natururkunden sollen geschaffen werden! Da half die fortgeschrittene Technik auf photographischem Gebiet in erster Linie. Professor Schillings war der bahnbrechende Mann, der mit Blitzlicht sogar das unsern Augen verborgene Nachtleben der Tiere auf die photographische Platte bannte. An die Stelle der von der Auffassung und dem Können der betreffenden Maler oder Zeichner abhängigen Tierbilder traten Photographien, Urkunden.

Viele Forscher, Jäger und Naturfreunde nahmen den Konkurrenzkampf auf, um immer noch bessere, vollkommenere Ergebnisse für die Wissenschaft zu erzielen, unter Aufwendung von Zeit, Mühen und Opfern pekuniärer und körperlicher Art. Man ist einen Schritt weitergekommen zur Vollendung des Endziels, eines naturkundlichen Archivs. Das leblose Bild bekommt Bewegung, die Kinematographie,

eventuell die farbige, tritt in Tätigkeit und zeigt vor Augen, was bisher Worte der Beschreibung vergegenwärtigten. Es fehlen nur noch die Tierlaute, die Tier sprache, deren Aufnahme und Wiedergabe mit Hilfe des Grammophons zu erreichen ist, und der Schlussstein des naturkundlichen Archivs wäre gesetzt.

Eine große Lücke bis dahin ist noch auszufüllen, eine gewaltige Arbeit noch zu leisten, um den wertvollen Schatz der Natur gesichert zu sehen für spätere Zeiten und Geschlechter. Vor Jahren, als ich das erste Mal hinaus zog nach Afrika, dem Lande meiner Sehnsucht aus der Kinderzeit, nahm auch ich mir vor als Naturfreund und Jäger photographisch festzuhalten, was nur möglich war. Ich lernte das Wild im dichten Urwald, auf lichten Steppen, in zerklüfteten Felsenpartien kennen und beobachten. Durst, Hunger, Hitze, Kälte und Strapazen ertrug ich gerne, die Leidenschaft der Jagd, die Freude am Lebewesen, der Drang nach Neuem und Interessantem trieben mich vorwärts. Ich kam auf meine Rechnung voll und ganz. Meine schönsten Erinnerungen knüpfen sich an meine afrikanische Zeit. Ich fasste den Entschluß, mit aufbauen zu helfen am naturkundlichen Werk, mein Material der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen und aufklärend mitzuwirken. Nach meiner ersten Rückkehr aus Afrika im Jahre 1906 versuchte ich meinen Gedanken, kinematographisch die Tiere im Wilde festzuhalten, zu verwirklichen, doch scheiterte die Ausführung des Planes an dem mangelnden Interesse, an der Unvollkommenheit der Apparate und an der pekuniären Unterstützung. Verbittert kehrte ich zurück und begnügte mich mit den Vorstudien zur Kinematographie, indem ich z. B. eine Nilpferdherde beobachtend, dieselbe, analog des kinematographischen Apparats, mit dem Stativapparat  $13 \times 18$  ohne Teleskop auf zirka 20 Schritt in verschiedenen, charakteristischen Stellungen auf die Platte bannte und auf diese Weise eine Serie Urkunden schuf, die bis jetzt noch nicht übertroffen wurde. Es wäre ebenso eine Leichtigkeit gewesen, an Stelle des Stativapparats einen Kinematographen zu bedienen. Mit diesem Film wäre nicht nur eine hochinteressante Beobachtung lebend festgehalten worden, sondern auch vom pekuniären Standpunkt wären die Expeditionsunkosten gedeckt gewesen. Auch eine Elefantaufnahme möchte ich erwähnen, die ich auf wenige Meter, von einem Termitenhügel aus, in dem Augenblick machte, als der Elefant sichernd die Ohren breit stellt und den Rüssel hochheben will. Wenige Sekunden später hatte er den Rüssel, seine gefürchtetste Waffe, erhoben, und während ich schleunigst mich in Sicherheit brachte, machte der Elefant kehrt und tat dasselbe. — Eine verkleinerte Abbildung der Aufnahme lege ich hiermit den geehrten Lesern vor. Wenn man heute die Interessen auf dem kinematographischen Gebiet gegen 1906 vergleicht, so wird mir jeder zugeben müssen, daß mein etwaiger Nilpferd-Film eine kleine Weltreise angetreten hätte, von klingendem Erfolg begleitet.

Mit einem eigenartigen Empfinden besuchte ich öfters im vorigen Jahr die Urania in Berlin, als Herr Professor Dr. L. Heck seinen hochinteressanten Vortrag hielt, der die kinematographischen Tieraufnahmen des Engländer Heaton er-

läuterte. Unwillkürlich beschlich mich ein gewisser Neid, und ich konnte nicht umhin, zu äußern: „Dasselbe, was ich vor Jahren angestrebt, muß uns Deutschen erst ein Engländer vormachen!“ Vielleicht war es gut so, um des Ansporns willen. Wir haben selber Männer, unser naturwissenschaftliches Material zu vervollkommen, und wäre diese Scharte wieder auszuwezen! Ein aufgestellter Anfang muß übertrumpft und ausgebaut werden! Noch ist es Zeit, wenn auch die höchste! Welchen Anfang derartige Natururkunden heute finden, das bewies mir der Erfolg auf der Geweihausstellung 1912, wo ich einige meiner kolorierten Tierphotographien ausgelegt hatte, die ich wohlweislich jahrelang zurückgehalten hatte, um vollem Verständnis zur rechten Zeit zu begegnen. Ich hatte die hohe Ehre, daß sowohl Se. Majestät der Kaiser sich meine Arbeiten ansah, als auch daß Se. Majestät der König von Sachsen mich in ein langes Gespräch zog. Ganz besonderes Interesse brachte Se. Kaiserliche Hoheit unser Kronprinz den Natururkunden und meinem projektierten, ausführlich geschilderten Plan entgegen.

Noch fehlen die Mittel, das Betriebskapital, das meines Erachtens nicht mehr schwer zu erlangen ist, zu einer kinematographisch-grammophonischen Expedition, die ich selber auf Grund langjähriger Erfahrung großzügig auszuführen gedenke.

Die Ausbeute soll dem deutschen Volk zugängig gemacht und dem naturwissenschaftlichen Archiv einverleibt werden.

## Dr. rer. nat. et pol. M. Ernst: Pathologisch oder Kriminell?\*)

Pathologisch oder kriminell, that is the question, die seit der Jahrhundertwende die berufensten Vertreter zweier Fakultäten nicht mehr zur Ruhe kommen läßt. Wo früher, und es sind kaum fünfzehn Jahre darüber verflossen, Staatsanwalt und Richter die Alleinherrschaft ausübten, sehen wir mit innigster Bewunderung den Arzt immer lebhafteren Anteil in der Strafrechtspflege gewinnen. Sonderbar, denn die Gesetzgebung hat seitdem keine Änderungen gebracht; erst die Zukunft soll sie bringen. Man behilft sich mit dem geltenden Recht, und offengestanden wird ein Beschuldigter „bei richtiger Anwendung der gesetzlichen Vorschriften vor ungerechter Verurteilung bewahrt“ bleiben. Darauf weist der Bearbeiter und Kommentator der Strafprozeßordnung Hellweg mit besonderem Nach-

\*) Der Verfasser (Pseudonym) stellt uns das Schlussessay seines demnächst in Leipzig erscheinenden Buches: „18 Essays über das Elend“ unter gleichem Titel zum Vorabdruck zur Verfügung.

druck hin. Bis zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts lag das Rechtsleben des deutschen Volkes gleich seinem Wirtschaftsleben im Halbschlummer. Die unmittelbar nach dem siegreichen Kriege des Jahres 1870/71 ungestüm einsetzende Spekulation in der Richtung des plötzlich erwachenden Industrialismus steigerte die Rechtsbedürfnisse im Volke von der untersten bis zur obersten Schicht und heischte erhöhten Rechtsschutz. Der Zudrang zum juristischen Studium nahm je länger desto ärger überhand. Juristisch denken, d. h. die Kunst der Gesetzesauslegung und -deutung war für die philosophisch veranlagte junge Nation Bismarcks terra incognita. Ihr Rechtsbewußtsein lag noch in der tiefsten Hypnose. Der Jurist charakterisierte sich selbstverständlich als Anhänger der historischen Schule und führte die seinem Räsonnement anvertrauten Lämmer, straffer als die pietistischsten Kanzelprediger, am Gängelbande. Es muß erfahrungsgemäß bestritten werden, daß die Vertreter unserer Straf- und Zivilrechtspflege vor 40 Jahren schon den sittlichen Höhepunkt erreicht hatten, den sie unter der ständigen Kontrolle der Parlamente gegenwärtig zu erstreben sich befleißigen müssen. Man werfe einen flüchtigen Blick in die Universitätsarchive und alle Zweifel sind behoben. Muß auch auf Konto „Übermut“ viel abgesetzt werden, viel bleibt noch, was den Vergangenheitsjuristen im trübsten Lichte erscheinen läßt. Solche Leute waren durchaus nicht gewillt, Fremde, die sie schon während ihrer Studentenzeit als blödsinnigen Plebs behandeln gelernt hatten, in ihre Mysterien einzuführen. Sie sahen das Verfahren immer als ein huis clos an, auch wenn die Pforten sperrangelweit offenstanden. Rechtsbewußtsein in ihrem Sinne kannten nur sie.

Da trat eine Wendung zum Bessern ein. Die freie Advokatur hat in allererster Linie dazu beigetragen, daß im Volke das verlorengegangene Rechtsbewußtsein wieder geweckt ward. Leider aber hat sie ebenso zu einer förmlichen Hetzjagd der Parteien gegeneinander geführt. Das sogenannte Publikum ist bar jeglicher versöhnlichen Gesinnung; es sucht Recht, wo absolut keins zu finden ist; es rennt von einem Anwalt zum andern und alle rennen, bis sich die Gemüter erhöht, und zum Schlusse Staatsanwalt und Strafrichter das Wort haben.

Kriminalität ist ein Kunstgewächs. Sie läßt keinen Rückschluß auf verbrecherische Naturanlage zu. Verbrechertum aus Neigung und Straffälligkeit auf gesetzlicher Grundlage oder in gesetzlicher Voransetzung sind zwei ganz verschiedene Dinge. Der juristische Mitarbeiter der besten aller großen Enzyklopädien, „Meyers Konversationslexikon“, führt unter dem Stichwort *Kriminabilität* aus, daß nicht einmal alle Kapitalverbrechen auf verbrecherische Instinkte des Täters hindeuten\*). Es ist dem juristischen Schematismus zuzuschreiben, daß keine feineren

\*) Vgl. Lanon, oberster Staatsgerichtshofspräsident zu Paris (1905), *L' Evolution du droit et la conscience sociale*; Rocheblame, *Soziale Irrungen* (1907). Privatdoz. Dr. Landry, Paris, *La responsabilité pénale dans la doctrine utilitaire*, pag. 190; Paris 1902.



phot. W. Bloem.

NORD  
UND  
SUD

Im Urwald.



Unterschiede gemacht werden. Daher wendet sich die neuere Richtung zuvörderst gegen die Begriffsjustiz. Der Dresdener Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen hat hierin bahnbrechend gewirkt. Ungeachtet des Beifalls aus urteilsfähigen Kreisen, steht ihm das juristische Kollegium, wenn nicht ausgesprochen feindslich, so doch verneinend gegenüber. Nach seinen Anschauungen ist ein Mensch im Erwerbsleben mit täglicher Kündigung jeden Augenblick von neuem der Gefahr ausgesetzt, straffällig zu werden; die ihm zudem meist unbekannten Strafgesetze bilden dagegen kein schützendes Vollwerk; denn der Hunger ist stärker als der Wille. Der Mensch hat die Pflicht zu leben und sei es auf die Gefahr seiner persönlichen Freiheit. Es ist eine irrite Auffassung, den Anwalt des Staates auf jeden Fall mit dem Ankläger gegen den Rechtsbrecher zu identifizieren; er muß vielmehr dessen Verteidiger sein, wenn die Verhältnisse den Rechtsbruch verschuldeten und eine Zwangslage schufen. Soweit Staatsanwalt Wulffen.

Er steht auf scharf abgegrenztem juristischen Boden, aber er tritt für psychologische Vertiefung in der Strafrechtspflege mit größter Entschiedenheit ein. In seinen theoretischen Anschauungen wird nirgends das Pathologische mit dem rein Kriminellen verquickt. Wulffen bleibt Jurist. Aber er ist nicht wie Virkemeyer-München ein Sühnejurist, nicht einer, dem die Vergeltung Zweck im Strafrecht ist (Hegelianismus im Recht), sondern die Idee der sittlichen Wiedergeburt des Straffälligen. Er ist damit nicht unbedingt ein Anhänger der Franz v. Liszt'schen Schule, deren Lehre eine viel zu große Schwenkung vom Abstrakt-juristischen ins Medizinische wagt.

Im Jahre 1909 verfielen annähernd 550 000 Zivilpersonen strafrechtlichen Verurteilungen wegen gemeingefährlicher Vergehen und Verbrechen, von denen wiederum beinahe die Hälfte vorbestraft und 10 Prozent Kinder waren. Außerdem wies die Militärgerichtsbarkeit 16 179 rechtskräftige Verurteilungen nach. Wegen der letzteren hat sich noch kein Strafrechtslehrer den Kopf zerbrochen; ihnen gegenüber stehen sie genau noch so gleichgültig wie sie der bürgerlichen Kriminalität vor 15 Jahren gegenüberstanden. Die Gesamtziffer der Straffälligen erreicht indes genauesten Erhebungen zufolge rund eineinhalb Million. Diese ungeheure riesenhafte Zahl der Personen, welche alljährlich mit den Strafgesetzen für Verbrechen, Vergehen oder bloße Übertretungen in Konflikt geraten, hat mit Ungestüm das Gewissen der bürgerlichen Gesellschaft aufgerüttelt. Die tiefste Besorgnis rief das Heer der Vorbestraften hervor. Vor allem ihrer nahm sich die Medizin an. Der § 81 der St.-P.-D. ermöglicht dem Psychiater auf Antrag einen Einsprung in das Strafverfahren zur Erörterung über den § 51 des St.-G.-B., ob der Beschuldigte zur Zeit der Begehung der Tat im Vollbesitz seiner freien Willensbestimmung gewesen sei\*). Das häufiger

\*) Ferl, Über Berechnungsfähigkeit, 1907; Prof. Dr. Hoche, Über § 51 St.G.B. im Vergleiche mit dem internationalen Strafrecht.

werdende Zurückgreifen auf die Gesetzesparagraphen über die moral insanity ist wohl fast ausschließlich vonseiten der Verteidigung angeregt worden: Staatsanwalt und Gerichtshof, denen die historische Schule bis in unsere Tage hinein ein Vorbild ohnegleichen dünkt, verhielten sich in 98 v. H. Fällen strikte abweisend.

Es hat sehr langer Zeit bedurft, ehe die Vertreter unserer Strafrechtspflege zu der Einsicht kamen: *res optima est non extirpare sceleratos sed scelera* (Syr. 804). Die historische Schule lehrte ja, daß das Verbrechertum nur auszurotten sei durch Unschädlichmachen des Verbrechers. Er müsse geschwächt werden an seiner physischen Lebenskraft. (Mittelstädt bei den Beratungen zur St.-P.-D. Motive.) Das Irrenhaus schien diesen Menschen ein paradiesischer Aufenthalt, ein Eldorado, in welchem Sünden nicht gebüßt werden können. Gewiß, mag es damals sehr wenige Amtsjuristen gegeben haben, die sich in Irrenhäusern umgesehen, um sich zu informieren, um einzusehen, daß es mindestens gleichgültig ist, wo die Absperrung des Straffälligen vollzogen werde.

Die Erleuchtung ist ihnen endlich doch gekommen: Gesetzesbrecher seit ihrem 12. Lebensjahre, nicht einmal würdig im Kriegsfalle zu Kanonenfutter verarbeitet zu werden, Menschenkinder, die seit ihrer zartesten Kindheit des Lebens warmen Sonnenstrahl im elterlichen Hause nie verspürt, sie scheinen nun ausgereift, im Tollhaus ihr Jammerdasein zu beschließen, aber erst, nachdem sie 30, nein 100 Mal dem Strafrichter Rechenschaft ablegen mußten, nachdem ihnen in düsteren Zuchthäusern der letzte Rest an Lebenskraft zur Erwerbsfähigkeit inmitten der bürgerlichen Gesellschaft geraubt worden war! Und kein Staatsanwalt, kein Landrichter wendet mehr dagegen etwas ein: sie haben sich überzeugt, daß es an sich gleichgültig ist, wo der Straffällige, der nach ihrer eigenen Eregeße eigentlich gar kein Verbrecher ist, büßt. So ist es dahin gebracht worden, daß die Zahl der Irrenhausinsassen gegenwärtig auf 300 000 gestiegen ist, während sie vor 30 Jahren noch nicht 45 000 betrug. In den letzten 10 Jahren allein hat sich diese Zahl verdoppelt. Von offiziöser Seite wird zwar das unheimliche Anschwellen der Geisteskrankheiten mit dem sich fortwährend steigernden Aufwand an Nervenkraft im Kampfe ums tägliche Brot und ferner damit erklärt, daß im Publikum Furcht und Grauen vor dem Irrenhaus geschwunden sei. Das aber ist eitel Heuchelei. Das Grauen vor irrenärztlicher Einsperrung existiert noch, trotzdem die Zwangsjacke verschwunden ist. Indes, an ihre Stelle ist das heiße Dauerbad gegen die sogenannten Unruhigen, die sich zumeist aus Vorbestraften rekrutieren, getreten.

Professor Dr. Förster stellt sich auf einen wesentlichen anderen Standpunkt; er bestreitet die geistige Alienation infolge nervöser Überanstrengung im Erwerbsleben, namentlich geistiger Art. Ein organisch gesundes Gehirn kann auf diesem Wege nicht paralytisch werden; es können selbst schwere Erregungszustände auftauchen, immer aber wird das an sich gesunde Denkorgan erakt funktionieren: Denken und Urteilen sind intakt.

Die Poenomanie ist ein Überbleibsel aus den prähistorischen Zeiten. In den Kulturzeiten hat sie tausendfache Wandlungen durchgemacht. Was in dem einen Zeitalter lobenswerte Tugend war, wurde in einem anderen Jahrhundert als strafwürdiges Übel verdammt. Das Unzureichende menschlicher Erkenntnis ließ den Gesalbten des Herrn als Gotteslästerer am Kreuze aushauchen, um nach tausend Jahren den Welterlöser aus ihm zu erwecken. Im Zeitalter der scholastischen Philosophie wurden Geständnisse unter der Folter erpreßt, Zauberer und Herren verbrannt; in der Gegenwart werden Denunzierte durch eine verlängerte Untersuchungshaft, wie Mittelstädt ausführt, mürbe gemacht zum Lobe Gottes und seiner irdischen Knechte, wird, wenn auch dieses Mittel zu Geständnissen nicht führen sollte, der § 51 St.-G.-B. in Anwendung gebracht. Und welche Folgen hat dieses Verfahren für den Angeklagten? — In der Tat wird er der Straffälligkeit ohne großen Müheaufwand entkleidet, aber ihm damit zugleich ex lege die pathologische, d. h. die angeborene Verbrechernatur verliehen. Ermöglicht eine strafrechtliche Verurteilung stets die Wiederaufrichtung des Eigenwesens im gesellschaftlichen Organismus zur harmonischen Mitarbeit, eine Erkulpation aus § 51 St.-G.-B. vernichtet den individuellen Habitus, die Persönlichkeit für immer. Die Gesellschaft kann in freier gewerblicher Betätigung mit einem Unzurechnungsfähigen, Unverantwortlichen\*) noch viel weniger anfangen, als mit einem Gesetzesbrecher aus Einsicht. Die Entmündigung des erklüpten Verbrechers schützt die Gesellschaft, deren Abgrenzungsmöglichkeit erst noch bewiesen werden muß, keinesfalls. Daraus entsteht die erste Forderung: Solange die berufene Wissenschaft den juristischen Begriff der Straffälligkeit im allgemeinen nicht mit einem Verbrechertum aus verkehrten Instinkten zu erklären weiß, muß die Strafrechtspflege vor allem darauf bedacht sein, die sozialen Ursachen der Straffälligkeit zu erforschen und über den toten Buchstaben des Paragraphen hinweg die Verurteilungen noch mehr herabzusezen, als es seit etwa fünf Jahren schon bemerkbar ist; denn von 700 000 Angeklagten sind in 1909 rund 155 000 freigesprochen worden. Die andere Forderung ist: Mit den Freisprechungen dürfen die Erkulpationen aus § 51 St.-G.-B. nicht etwa vermehrt werden, solange die psychiatrische Wissenschaft sich nur mit Deduktionen behilft und klinische Tatsachensymptome für ihre gutachtlichen Behauptungen nicht beibringen kann. Die von Forel aufgestellte Hypothese, die übrigens von der Mehrzahl seiner Kollegen aus purer Verlegenheitskollegialität sanktioniert wird, wonach jemand schon geisteskrank sei, der mit seiner Umgebung in Widerstreit gerät, darf unter keinen Umständen für die pathologische Bewertung eines kriminellen herangezogen werden, sonst kann es kaum noch verhindert werden, auf mehr als neun Zehntel den § 51 St.-G.-B. anzuwenden und aus § 6 des B. G.-B. einen Entmündigungsantrag gemäß § 646 Z.-P.-D. gegen sieben Zehntel der Gesellschaft zu rechtfertigen. Planck, Warneger, Staudinger, Kom-

\*) Prof. Dr. Bernhöfti-Rostock, Kritik d. bürgerl. Rechts; Bd. 1, bei Moriz in Stuttgart.

mentare zum Bürgerlichen Gesetzbuch § 6. Solange Denken und Urteilen eines strafmündigen Menschen *in situ integer* ist, darf er auf administrativem Wege seinem ordentlichen Richter nicht durch den viel gefährlicheren Psychiater entzogen werden; es darf nicht schon während des Ermittelungsverfahrens ein diesbezüglicher Antrag beim zuständigen Amtsgerichte gestellt werden, sodaß der erkennende Richter nicht mehr Gelegenheit erhält, über den Fall zu befinden.

Kriminalpsychologische und psychoanalytische Erörterungen nach berühmten Mustern sind allerdings an der Tagesordnung; wer aber diese Sorte Strafrechtswissenschaft mit ehrlicher Absicht liest, der muß sich eingestehen, daß so, wie die Herren Psychoanalytiker ihre Versuchsstoffe darstellen, die Mehrzahl ihrer Mitmenschen ebenfalls beschaffen ist, sie selbst aber nicht ausgenommen. Ich gedenke hierbei gern eines Wortes Max Nordaus, daß nämlich der Psychiater sehr häufig selber alieniert sei. Das hatte mir Möbius bestätigt, und in dem Buche „Hygiene der Nerven und des Geistes“ von Professor Dr. August Forel\*) findet sich der äußerst bemerkenswerte Satz, daß auch er der beständigen Gefahr, geisteskrank zu werden, ausgesetzt sei, und er erklärt diesen Zustand mit den Folgen einer schlecht überstandenen otitis media. In der psychiatrischen Fachwissenschaft ist es kein Geheimnis, daß ein erschrecklich hoher Prozentsatz ihrer Vertreter paranoisch und paralytisch endet. So ist die Psychiatrie vorläufig nicht berufen, über pathologisch oder kriminell zu entscheiden. Sie geht unzweifelhaft von ganz verkehrten Voraussetzungen aus. Sie hält die jüngste Generation der Gesellschaft als die Auslese der von einwandfreien Eltern außerhalb irgendwelcher sozialen Misere Geborenen, und zwar vermöge der zur Verwirrung gebrachten Marime von der Höherzüchtung der ganzen Nation, wie dies Professor Dr. Anton, Psychiater in Halle, vor Richtern und Staatsanwälten zu Berlin unterm 6. Februar 1912 auseinandersetzte. Man kann nicht zugeben, daß die individuellen und sozialen Verhältnisse früherer Generationen so beschaffen gewesen seien, um die gegenwärtig lebende mit Eigenschaften ausgestattet zu sehen, die den Herrn Geheimrat Anton berechtigen könnten, eine Höherzüchtung der ganzen Nation vorauszusehen. Mit der Psychiatrie geht es wie mit der Bakteriologie: Wer sich auf die Bazillenjagd begibt, sieht letzten Endes nur mehr Bazillen und aus bläser Bazillenfurcht glaubt er gut zu tun, die gefährlichen Kleintiere auszurotten, indem er sich selber erschlägt. Der Psychiater, der sich par ordre auf die Jagd nach Geisteskranken begibt, wittert ausnahmslos überall wissenschaftliche Beute und erlegt, bis er die ewig streitende Menschheit total zur Strecke gebracht hat und er als Überlebender nun mit sich selbst auch nichts mehr anzufangen weiß, als angesichts seiner Opfer sich für verrückt zu erklären. Bald sind wir soweit, wenn nicht zeitig genug die missbrauchte menschliche Psyche aus den tausend Fäden wissenschaftlicher Probleme entwirrt wird. Dazu muß der Herkules erscheinen, welcher berufen sein wird, den

\*) ebenda. 1905.

Augiasstall der menschlichen Gesellschaft von dem Unrat zu reinigen, den Selbstsucht und Habgier, Unverstand und ruhmredige Selbstliebe, Wortgleißnerei und Heuchelei ihrer Führer hineingeschleppt haben . . . in ihrem hunderttausendjährigen Werdegange\*). Bis dahin kann ich es ruhig und getrost den Mutes schülerhaften und schülerhaft bleibenden Pedanten überlassen, stümperhaft sich an historische Vorbilder und Größen anzulehnen, aus ihnen soziologische Säze herzuleiten und die frommgläubige Gesellschaft immer wieder damit zu trösten, daß es auf Grund dieser Gesetze a priori ausgeschlossen sei, die sittliche Weltordnung zwischen Herrschenden und Beherrschten aus den Angeln zu heben. Ich verzichte gern, mich ihrer Literatur als Quellenmaterial zu bedienen. Ich habe nichtsdestoweniger in den literarischen Schäzen von fünf Kulturvölkern gewühlt, ehe ich mein Gewissen von den Vorurteilen befreit hatte, die ich allenthalben voraus. Und gerade das letzte Essay hatte mir Vorstudien auferlegt, welche über 20 Jahre zurückreichen. Ich habe im obigen mehrfach Andeutungen gegeben. Am frischesten aber habe ich für meine Zwecke geschöpft aus dem wahren, wirklichen Alltagsleben. Und wie grau müssen vor diesem Richter (nicht von judex, sondern von director) all die Theorien erscheinen! Am dunkelsten aber die, welche Cäsar Lombroso der Nachwelt überliefert hat. Wie konnte ein Mann über pathologisch oder kriminell urteilen, dessen Mitwelt, dessen ganzes Milieu in der allgemeinsten, grenzenlosesten Misere lebt und noch manches Jahrhundert leben wird? — Wie durfte sich ein Italiener erkennen, auf bloße anthropologische Mutmaßungen, geschöpft aus seinem eigenen Stammblute, hin, die Menschheit zu richten, ohne auch nur mit einem Worte der wahren, nämlich sozialen Ursachen\*\*) zu gedenken? Es gibt im allgemeinen keine kriminelle Pathologie und auch keine pathologische Kriminalität. Was uns pathologisch oder kriminell dünkt, ist in Wahrheit begründet in der sozialen Misere, sei sie hygienischer oder wirtschaftlicher Art. Zeit seines Lebens ist der Mensch, wer es auch sei, erziehungs- und bildungsfähig. Auch der verbrecherischste Mitteleuropäer macht da ebensowenig eine Ausnahme, wie der stupideste Hinterwäldler im Indianergebiet, bei den Zulus oder den Australnegern, von denen unsere Kulturmisionare lange genug behauptet hatten, daß an ihnen Hopfen und Malz verloren sei. Es hätte indes nur der Erziehung bedurft, anstatt der Verleitung zum Fuselgenuss, um die rote und schwarze Rasse auf ein höheres sittliches Niveau zu heben. Die in unseren Gefängnissen und Irrenhäusern praktizierte Ausrottungstheorie an Straffälligen ist so verwerflich unmenschlich, daß künftige Geschlechter darob die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen werden, wie wir im Rückblick in die Zeiten der Folter und der Inquisition.

\*) Haeckel, Welträtsel pag. 9 u. ff. Fichte, Sämtliche Werke.

\*\*) Zur Psychopathologie d. Landstreichers von Prof. Dr. E. Wilmans, Leipzig 1906.

## Architekt A. Veniz: Das Theater der Neuzeit.

### Ursprung der Theaterbaukunst.

Nächst dem in der Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse, der Ernährung und des Schutzes gegen Feinde und Witterungsunbillen sich aussprechenden Selbsterhaltungstrieb ist unzweifelhaft der Trieb der Schaulust, und gerade in unseren Tagen, einer der elementarsten und mächtigsten in der Seele des Menschen. Wie vor Jahrtausenden werden alle, die auf der höchsten ebenso wie die auf der niedrigsten Stufe der Kultur Stehenden, durch ihn beherrscht oder doch beeinflußt.

In engster Wechselbeziehung zu diesem Triebe steht das ihm nahe verwandte Bedürfnis der Menschen, durch von außen an sie herantretende, ihrem gewöhnlichen Gedankenkreise fernstehende Eindrücke in gewisse Stimmungen sich versetzen und wenigstens für den Augenblick der Alltäglichkeit des Daseins sich entziehen zu lassen. Es liegt auf der Hand, daß diese Eindrücke, wenn sie dem Sensationsbedürfnisse der Masse genügen sollen, um so roher, grausamer sein müssen, je niedriger die Kulturstufe der Zuschauer ist oder je größer ihre Verwilderung. Parnass und Paradies!

„Die gottesdienstlichen Aufführungen der Griechen, in denen die Schicksale einer Gottheit oder ähnliche dem Kultus entnommene Vorwürfe in einfachster dramatischer Form behandelt wurden, werden vielfach als erster Keim und Ursprung jeder dramatischen Kunst angesehen. Mit Unrecht; denn die ersten Anfänge derselben liegen in weit entlegeneren Perioden und weisen auf weit rohere und primitivere Kultusausserungen zurück.“

Die klugen Priester und Diener des Götzendienstes hatten schon in den allerfrühesten Zeiten diese Naturtriebe in ihrer ganzen Bedeutung und Verwendbarkeit sehr wohl erkannt. Sie verstanden das Gefühl des Scheinseins.

In diesen von vornherein vorbereiteten, mit bewusster Absicht zur Erreichung einer bestimmten Wirkung im einzelnen festgestellten Schausprägen und Tänzen können wir ohne weiteres die ursprüngliche Ausserung und Befriedigung des dramatischen Bedürfnisses der Menschen, jedenfalls alle Elemente eines Schauspiels erkennen. In den Priestern mit ihren Gehilfen, und selbst in den Opfern derselben, sehen wir die handelnden Personen, in der andächtigen oder fanatischen, immer aber schaubegierigen und nach Aufregung lusternen Menge das Publikum, die Zuschauer. Die Örtlichkeit wurde entweder mit Rücksicht auf ihre natürliche Beschaffenheit sorgfältig gewählt oder mit Hilfe wohldurchdachter Vorbereitungen zu den Vorgängen in Übereinstimmung gesetzt, welche sich da abzuspielen hatten.

„Wir stehen vor dem Moment, wo die Theaterbaukunst lebensfähig, eine Forderung wurde!“

Es fehlte auch keineswegs an einer Art von Theatermaschinerie, mittels deren überwältigende, dem rohen Verständnis der Anwesenden wunderähnlich erscheinende Effekte hervorgebracht werden konnten, und ebenso wenig an einem Orchester, einer aufregenden und betäubenden Musik.

Vor allen Dingen wurde auch dafür Sorge getragen, daß eine möglichst große Anzahl Zuschauer Gelegenheit finden konnte, den Vorgängen mit der wünschenswerten Aufmerksamkeit zu folgen. Einige Beispiele hierfür kann man belegen:

Die grausamen Molochopfer der semitischen Staaten des Altertums vollzogen sich nicht im geheimen der Tempel usw., sondern auf offenem Platze im Beisein einer ungezählten Menschenmenge unter feierlichen Aufzügen, Tänzen und Gesängen und unter dem Schalle einer betäubenden Musik, welche jede Wehlage übertönte und die Stimmung der Anwesenden bis zum Taumel erregte. Durch süßen Wein wurden die Sinne aufgepeitscht. Durch bevorzugte Sitze war für die Bequemlichkeit der beiwohnenden Personen höheren Ranges gesorgt, ebenso wie für diejenige der Angehörigen der bekanntlich aus den ersten Familien gewählten Opfer.

Ganz ähnliches läßt sich nachweisen bezüglich aller großen Feste der halb-zivilisierten Nationen des Altertums bis zu den Massenopfern in Dahomeh, ja sogar bis zu den mit allem erdenklichen Pomp inszenierten Autodafés der spanischen Inquisition. In diesen Vergangenheiten liegen auch die Entstehungen der Volks-theater, Olympischen Spiele, wie sie Reinhardt verfolgt, und lassen erkennen, wo Reinhardt nicht ganz mit Unrecht anknüpft. Damals allerdings fanden diese Aufführungen unter teils freiem Himmel statt; heute fordern sie den geschlossenen Raum.

Die Freude am Verkleiden, das Verstecken der eigenen Persönlichkeit unter der Maske einer andern, verbunden mit der Sucht nicht menschlich kleinlich zu scheinen, sondern prächtig, groß und hehr, dieses sind die Entstehungen der dramatischen Kunst und bringen uns die Forderung nach der Kunstabstätte.

Es bedurfte eines mächtigen Anstoßes, eines göttlichen Funkens, um die verschiedenenartigen Äußerungen dieses überall vorhandenen mächtigen seelischen Bedürfnisses zu durchgeistigen, mit dramatischer Auffassung zu erfüllen und so den Grund zu legen zu einer dramatischen Kunst im edelsten Sinne.

Und dieses brachten uns die Griechen und Römer. Die Festspiele des Dionysos bringen uns bereits die Forderung für die Tragödie und Komödie und waren berufen, durch ihre allgemeine Vorbereitung und durch ihren auf alle Schichten der Bevölkerung wirkenden, guten, anregenden Einfluß die dramatische Poesie ihrer vollsten Reife und Entwicklung zuzuführen.

Gar bald entstehen nun die ersten Gebäude der Schaukunst, der Circus-Maximus und das römische Amphitheater, als deren erstes wohl das Theater zu

Argos sowie das am Südabhang der Akropolis in Athen gelegene Dionysostheater anzusprechen sind.

### Die Entwicklung der Theaterbaukunst und der Bühne.

Mit dem Untergang des römischen Weltreiches und in der furchtbaren Verwilderung, welche die Jahrhunderte der Völkerwanderung und des frühen Mittelalters kennzeichnet, verödeten und verfielen auch die Theater der alten Welt, nachdem schon seit Jahrhunderten die dramatische Kunst rohen Possen, obszönen Balletts, den grausamen Spielen der Arena oder den zu wilden Ausschreitungen führenden Wagenrennen hatte weichen müssen.

War Thespis (536 v. Chr.) schon zur Gegenüberstellung im Spiel geschritten, so blieb die Entwicklung fast dort stehen. Viel später erst sehen wir vereinzelt durch Bildung und Kunstsinn ihrer Zeit voranschreitende Herrscher einen Anlauf dazu nehmen, die Menge durch Darbietung besserer dramatischer Genüsse zu heben, den ehrwürdigen Bauten vergangener Zeiten ihre Bestimmung wiederzugeben und vor gänzlichem Untergange zu bewahren. So verwenden namentlich Theoderich, der Ostgot, und Athanarich große Summen auf die Wiederherstellung der mit Einsturz drohenden Theater Roms. Diese Einzelbeispiele konnten den Verfall jedoch nicht aufhalten. Was diese Verwüstungen, feindliche Stürme und endlich das gewaltsame Brechen der Kulturstätten noch überdauerte, das wurde schließlich als Steinbruch verpachtet und ausgebeutet, zu Kalk verbrannt oder zur Errichtung anderer Bauten verschleppt. So sind der gewaltige Palazzo Farnese, der Palazzo della Cancelleria u. a. aus dem Kolosseum entnommenen Travertinquadern erbaut worden.

Aber selbst die furchtbare Zeit jener Jahrhunderte mit allem für den einzelnen damit verbundenen Elende vermochte das Bedürfnis der Menschen nach dramatischer Zerstreuung nicht auszutilgen. Es forderte Befriedigung; und schon im 7. Jahrhundert erkennen wir wieder das Aufleben einer Art dramatischer Kunst. Da die zertrümmerten Theater ihr keine Stätte bieten konnten, vielleicht sogar die Bestimmung dieser Bauten der Erinnerung entschwunden war, so suchte und fand man in den Kirchen die geeignete Gelegenheit. Aber nicht in frommen durch Begeisterung getragenen Passionsspielen verkündete das Drama sein erstes Wiedererwachen; die verwilderten Neigungen und Sinnesrichtungen jener Zeit brauchten gröbere Genüsse; sie suchten und fanden ihre Befriedigung zunächst in possenhaften Festspielen, einer Art kirchlicher Saturnalien.

Hiermit rückt die Scholastik und Italien mit neuen Eindrücken in die Geschichte der Theaterbaukunst und Bühne.

Der Förderer des Theaters jener Zeit aber war der Herzog Ercole I. von Ferrara. In seinem Palast in Ferrara richtete er ein prächtiges Theater ein und aus der Beschreibung, welche uns Tiraboschi davon hinterlassen hat, erfahren

wir, daß daselbst im Jahre 1486 die Menächen des Plautus in blenden-  
der Ausstattung in Szene gesetzt wurden, wofür der Herzog einen für jene Zeit  
enormen Aufwand von mehr denn 1000 Dukaten machte. Ebenda wurde am  
21. Januar 1497 der Cefalus des Plautus und am 26. desselben Monats der  
Amphitrio mit gleich prächtiger und kostbarer Ausstattung aufgeführt. Aus einer  
ausdrücklichen Bemerkung Tiraboschi's erfahren wir, daß diese letztere Vorstellung  
ausnahmsweise bei Nacht stattfand mit einem „Paradies von Sternen und  
Rädern“. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist hierunter wohl eine glänzende Illumi-  
nation mit Feuerwerk zu verstehen, was mit der bekannten Vorliebe des Herzogs  
für Artillerie und Geschützweisen sehr gut im Einklang stehen würde. Ferner er-  
fahren wir noch die Tatsache, daß der Zuschauerraum dieses Theaters noch un-  
bedeckt gewesen sein muß; denn die Vorstellung mußte unterbrochen werden, weil  
ein heftiger Regen die Zuschauer verjagte. Die Vorstellung erregte eine so all-  
gemeine und begeisterte Bewunderung, daß der Herzog sich veranlaßt sah, sie drei-  
mal wiederholen zu lassen, und viele von ferne kamen, um des Genusses teilhaftig  
zu werden.

Hierbei kamen weitere Neuerungen vor, die man bisher nie sah. Die Komö-  
dien wurden keineswegs im Zusammenhange gegeben, sondern mit außerordentlich  
langen, durch Pantomimen, lebende Bilder, Balletts (Moresca) und aller Art  
Intermezzis ausfüllten Zwischenpausen.

Dieser seltsame Brauch bedeutete bereits die Geburt der Oper und hat sich  
bei der italienischen Oper noch bis in die jüngste Zeit erhalten in dem Sinne, daß  
bei Opernvorstellungen, welche nicht den ganzen Abend füllen, große Balletts usw.  
nicht etwa am Schluß der Oper, sondern zwischen dem vorletzten und dem letzten  
Akte derselben, gegeben wurden. Wie wesentlich die Szenerie und Bühnen-  
maschinerie hierbei mitwirkte, erhellt aus dem Umstande, daß damals bei den Fest-  
spielen in Ferrara auch bereits die so beliebten Flugmaschinen so oft wie  
möglich in Bewegung gesetzt wurden und wie immer einen ganz besonderen Reiz  
auf die Zuschauer ausübten. Das Theater in Ferrara hatte eine 40 Ellen lange  
und 50 Ellen tiefe, „von einer Mauer zur andern“ reichende, für die Aufstellung  
und den Wechsel der Dekorationen wohl vorbereitete Bühne (Tribunale). Als  
Vorhang diente derselben eine wie eine Mauer mit Zinnen bemalte Bretterwand.  
Leider erfahren wir nichts über die Art der Bewegung dieses Vorhangs, ob er  
sich hob oder senkte oder nach den Seiten hin auseinanderschob; die größte  
Wahrscheinlichkeit dürfte letzteres für sich haben.

Die Sessel der fürstlichen Personen standen, wie es weiter sich ergibt, auf dem  
vorderen Teile der Bühne, einer Art Proszenium, selbst; von da stieg Madonna  
Lucrezia mehrere Male herab, um an den Tänzen teilzunehmen oder mit der ihr  
eigenen Zierlichkeit spanische und römische Tänze nach dem Schalle des Tamburins  
allein auszuführen und den begeisterten Beifall der Zuschauer zu ernten. Diese

leßteren, deren das Theater an 3 000 fäste, fanden ihre Plätze auf 13 mit Polstern belegten amphitheatralisch angeordneten Sitzreihen; die Frauen saßen in der Mitte, die Männer zu beiden Seiten.

Die Zuschauer waren geladen; öffentliche, dem allgemeinen Publikum gegen Entgelt zugängliche Theater waren selbst dem 15. Jahrhundert noch unbekannt.

Den Abschluß dieser Epoche der Theaterbaukunst bildete Palladio mit seinem *Theatro olimpico* in Vicenza. Waren alle früheren Theater, deren Vasari noch eine ganze Reihe erwähnt, so schön und kunstvoll sie auch waren, aus Holz, so war er berufen uns das erste massive Theater, ein eingedeckter Bau, zu errichten. Das *Theatro olimpico* in Vicenza hat sich infolge seiner monumentalen Ausführung bis auf unsere Tage erhalten. Darum müssen wir hier etwas verweilen.

Ungefähr 1580 entschloß sich die Academia olimpica, wohl des Herumziehens müde, zur Erbauung eines eigenen permanenten und monumentalen Theaters, mit dessen Entwurf und Ausführung sie Palladio betraute, welcher, wie wir bereits erfahren haben, selbst Mitglied jener Academia war.

Bei diesem Bau sehen wir zuerst das selbständige Theater. Bühne mit Kulissenräumen, verstellbaren Dekorationen, Proscenium Orchestra, mit gesondert zugänglichem Zuschauerraum. Der für den Bau ihm zur Verfügung gestellte Platz von 92 Fuß Länge und 85 Fuß Breite machte seiner Abmessungen wegen es ihm unmöglich, bei der Anlage des Theaters genau den damals allgemein anerkannten Regeln Vitruvs zu folgen. Er entschloß sich deshalb, dem Zuschauerraum anstatt der von Vitruv vorgeschriebenen Form eines vollen Halbkreises, diejenige einer halben Ellipse zu geben. Die Wahl dieser Form ist aber auf einen Zufall, nicht auf besondere Absicht Palladio's zurückzuführen.

Palladio erlebte die Vollendung seines Werkes nicht; und bei seinem Tode war noch mancherlei am Bau des Theaters im Rückstande, namentlich auch die *Scena* und die Architektur des Bühnenportals. Da in seinem Nachlaß sich keine — oder doch keine genügende Zeichnungen für diese Teile vorfanden und sein Sohn Sylla der Aufgabe nicht gewachsen schien, jedenfalls nicht das erforderliche Vertrauen genoß, so wurde Scamozzi mit der Weiterführung des Baues beauftragt, von demselben auch gelegentlich eines Festes vollendet.

Das *Theatro olimpico* war noch nicht für Dekorations- und Szenenwechsel eingerichtet, zeigte aber bereits eine gut konstruierte und leistungsfähige Ober- und Untermaschinerie mit Versenkungen usw., was die sehr beliebt gewordenen Er- scheinungen, Entrückungen und Apotheosen forderten.

#### Monumentale Theaterbauten.

##### Ausbau des Zuschauerraums und des Bühnenhauses.

Mit dem *Theatro Farnese* zu Parma beginnt der Ausbau in der Geschichte der Theater. Im Jahre 1618 wurde es von Battista Magnani begonnen und

schon 1619 vollendet. Hier fällt zunächst die Größe und Ausbildung der Bühnenöffnung, sowie die Tiefe des Zuschauerraums mit stark entwickeltem Proscenium auf.

Ungesähr um dieselbe Zeit 1639 wurde in Venetien auf Kosten einer Gesellschaft von Edelleuten das Theater San Giovanni-Erisostomo erbaut; es erreichte eine große Berühmtheit wegen der darin mit königlicher Pracht aufgeführten Musikdramen. Der Grundriss ist bereits ein Langhaus, der Typ des modernen Theaters.

Für die Geschichte des Theaterbaues ist dieses Theater weiter deshalb von Interesse, weil es wohl das erste war, welches die noch heute gebräuchliche Logenteilung der Ränge aufwies. Das Theater hatte deren drei, die aber nicht als freie Galerien mit amphitheatralisch übereinander sich aufbauenden Sitzreihen ausgebildet, sondern durch Zwischenwände in kleine Kabinette eingeteilt waren, deren jedes einen eigenen Ausgang nach dem Korridor hatte. Die Akustik des Theaters war gut. Das Theater hatte so starken Zuspruch, daß man sich bald veranlaßt sah, die Logenränge um das Proszenium herumzuführen, eine Anordnung, welche sich in den italienischen und französischen Theatersälen sehr lange erhalten hat und von welcher wir noch heute einen Nachklang in den Proszeniumlogen erkennen dürfen.

Bald kam die Neuerung der abgeschlossenen Logen in allgemeine Aufnahme und wurde ein allgemeines Bedürfnis.

Im Zusammenhang mit dem Aufschwung der Oper und des Balletts, für welche Italien lange Zeit hindurch fast die alleinige Führung hatte, wuchs auch das Verlangen nach großen, monumentalen Theatergebäuden. So entstanden Bauten, welche noch heute nichts von ihrem Ruhm eingebüßt haben und uns ein Muster und Vorbild in vielen Hinsichten sein müßten.

Bei diesen Bauten bildete sich die Schule von Theaterarchitekten, Malern und Maschinisten heran, welche eine Zeitspanne von Italien aus Europa ebenso beherrschten, wie es die Bühnenkünstler mit ihren Leistungen taten.

Zunächst machte Frankreich sich die Neuerungen zunutze. Obgleich in Italien schon seit langem ein ganz anderer Typ für das Theater bestimmend war, wurde in Frankreich, wie für die beiden Theater Théâtre du Petit Bourbon und Théâtre Molière, auch für alle um diese Zeit entstehenden kleineren Theater die Urform der Säle, ein längliches Viereck, beibehalten, an dessen drei Seiten sich Galerien an den Wänden entlang zogen, während die vierte schmale Seite die Bühnenöffnung bildete.

Der Bau des Opernhauses am Schlosse zu Versailles wurde schon 1753 im Auftrage Ludwig XV. durch Architekt Gabriel begonnen; die Geldknappheit des Hofes verhinderte aber das schnelle Fortschreiten und verursachte dem Architekten, der genötigt wurde eine überschwengliche Pracht vorzuführen, manche Sorgen

und Schwierigkeiten. Die Rolle, welche dieses Theater in der Geschichte Frankreichs spielt, ist bedeutend. Hier spielten sich die Vorgänge ab, die Mirabeau zu den Maßnahmen, am 5. Oktober 1789, trieben.

Mit den vorstehenden erwähnten Beispielen ist der Übergang zum gegenwärtigen Standpunkt der Theaterbaukunst in Frankreich gegeben, und diese einleitende Besprechung findet für Frankreich erst wieder mit der Entstehung der großen Oper von Arch. Garnier, begonnen 1861, ihren Fortgang. Das Bedürfnis nach einer echten dramatischen Kunst wurde in Deutschland viel später geweckt und allgemein empfunden. Zu der Zeit, da Italien sich derselben schon längst wieder zugewendet hatte, ließen in Deutschland die breiten Schichten der Bevölkerung sich noch Genüge sein mit Mysterien und Passionsspielen oder plumpen Hanswurstiaden.

Als endlich auch für Deutschland die Zeit kam (Diesmal spreche ich nicht mehr vom alten fränkischen Reich), welche die Errichtung eigentlicher ständiger Theatergebäude als unabweisbares Bedürfnis empfinden ließ, da gebrauch es begreiflicherweise zuerst an jeder Tradition in dieser Kunst, ebenso wie an geschulten Künstlern. Mit dem markgräflichen Hoftheater in Bayreuth, von Giuseppe Galli 1747 erbaut, tritt uns eine ernste Schöpfung, jedoch italienischer Kunst, entgegen.

Während fast alle in jenen Zeiten recht zahlreichen größeren und kleineren Residenzen Deutschlands schon längst ein oder mehrere Theater besaßen, erhielt Berlin sein erstes nicht früher als im Jahre 1700. Es wurde in einem Raum des königlichen Marstallgebäudes eingerichtet und war ausschließlich dazu bestimmt, vom Hofe und von seinen geladenen Gästen bei bestimmten festlichen Anlässen benutzt zu werden. Bereits nach wenigen Jahren verschwand es wieder. Das erste, zu seinem ersten Zweck als Kunsttempel erbaute Theater Berlins, und zugleich das erste Deutschlands, welches von allen Seiten frei stand, war das im Auftrage Friedrich II. durch Knobelsdorf erbaute Königliche Opernhaus. Obgleich für keinen anderen Zweck und von Grund aus für denselben neu erbaut, wurde doch auch dieses Theater ursprünglich nur für Aufführungen italienischer Opern benutzt, welche letzteren ausschließlich nur während der Karnevalszeit stattfanden. Dieser Bestimmung des Gebäudes entsprach auch die ursprüngliche Anordnung des Zuschauerraums und des Bühnenhauses, für welche beide die Tradition der italienischen Theaterarchitektur nach durchaus bestimmt gewesen war.

Der seiner ausgezeichneten Akustik wegen berühmte Zuschauerraum hat die Form einer Ellipse; das Parterre war sehr wenig geneigt und ruhte auf starken Holzschrauben mittelst welchen es bis auf die Höhe der Bühne gehoben werden konnte, um bei Hoffesten Bühne und Logenhaus zu einem Raum zu vereinigen. Namentlich die Anordnung des Zuschauerraums war eine eigenartige.

Von dieser Zeit entstanden mehrere, zum Teil recht bald wieder verfallene

Theater in Berlin, bis im Jahre 1818 durch Friedrich Schinkel, der nicht berufsmäßiger Theaterarchitekt war, der Grundstein zu dem beispiellosen und dem 1821 vollendeten Schauspielhaus gelegt wurde.

Damit beginnt für Deutschland und die Welt eine neue Epoche der Theaterbaukunst, die durch die späteren Forderungen der Wagner-Musik obendrein kräftig unterstützt wurde und den Schritt zur modernen Oper wagte.

### Die Theaterbaukunst der neuzeitlichen Spieloper.

Bei den meisten der bis Mitte des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts entstandenen Theater können wir erkennen, daß ein Bedürfnis, den Theatergebäuden in ihrer äußeren Architektur eine charakteristische Erscheinung zu geben, nicht vorhanden war, ja man suchte die Wesensart der Zweckbestimmung zu unterdrücken. Mit Vorliebe geschah dieses mit dem Bühnenhaus.

Daher wurde auch eine Veranlassung nicht empfunden, der Allgemeinheit, welche doch keinen Teil daran hatte, das Theater durch seine Äußenerscheinung näher zu bringen und kennlich zu machen; die Bedeutung des Gebäudes als architektonisches Monument an sich wurde nicht erkannt, wenn nicht absichtlich beiseite gelassen. Man beschränkte sich darauf, das Innere desselben, namentlich den Zuschauerraum, den Ansprüchen und Gewohnheiten der sich da versammelnden ausgewählten Gesellschaft entsprechend mit möglichstem Luxus und Raffinement auszustatten. Die wenigen noch in ihrem ursprünglichen Zustande erhaltenen Interieurs von Theatern jener Entstehung können als Beispiele hierfür dienen. Sie waren auch die Erreger jenes Übels, das uns eine Zeitlang Theaterbauer erstehen ließ, die ein Theater nur recht provisorisch errichten konnten. Was bedeutete damals bei solch einem Theaterspezialisten „Städtebau“ oder Gruppierung der Massen. Diese Zeit der Theaterbaukunst war trotz guter Beispiele eine herbe Zeit. Diese Fanatiker beschenkten uns mit dem Theater in Nürnberg, Düsseldorf, Berlin, Freiburg i. B., Kiel, Frankfurt a. M. usw.

Hatte Schinkel noch Beispielloses geliefert, hatte Gottfried Semper noch von dem Wesen eines Monumentes gesprochen, hier wurden nur noch Theater auf Bestellung geliefert. Diese Lieferanten von Theatern drangen sogar bis zur Lieferung von Königlichen Opernhäusern vor. Spekulation und Habgier haben so dem schaffenden Architekten ein Gebiet entzogen, das wieder zurückerober werden muß. Und dann der Innenausbau?

Wie sehr der Theaterbau der Entwicklung bedarf, wie sehr dieses engbegrenzte Gebiet das Gebiet des denkenden Architekten ist, erkennen wir aus den Vorgängen, die Garnier bei den Arbeiten der Grand Opéra in Paris erlebte.

Wir wollen es uns angelegen sein lassen hier etwas zu verweilen und uns dem Besucher anschließen, der das Theater betritt und dort empfindet.

In keinem neueren Theater finden wir alle im vorstehenden Bedenken gezeichneten Auswüchse besser gelöst, die zum Empfange des ankommenden Publikums dienenden Räume vornehmer und zugleich zweckmäßiger angeordnet, als in der großen Oper in Paris. Versagt dieses Gefühl beim Betreten des neu erbauten Hoftheaters in Kassel ganz, hier ist es bereits früher geleistet worden. Für Kassel haben wir daher auch nur noch Interesse an der mustergültigen Bühnenmaschinerie.

Mag über die von Garnier in Paris gewählte Architektur, sowie über die Ausbildung der dekorativen Einzelheiten die Meinung eine noch so geteilte sein, in Vornehmheit der Anlage, in der Fürsorge für Ordnung, Annehmlichkeit und Bequemlichkeit, stehen seine Vorräume jedenfalls unübertrffen da. Dieser Vorteile haben sich auch die Beteiligten am lebtatgefundenen engeren Wettbewerb um ein neues Königliches Opernhaus in Berlin erinnert. Leider haben sie dort bei den eingelieferten Entwürfen Garnier wohl kopiert, aber nicht übertrffen.

Wenn gleich nicht aus dem Auge gelassen werden darf, daß die Anlage der Grand Oper in Paris in erster Linie nach den französischen Theaterbräuchen und Erfordernissen beurteilt werden muß, so ist es doch auf alle Fälle in hohem Grade lohnend, die Grundrisse des großen Opernhauses in Paris, welche bereits 1861 entstanden sind, sowie auch die Studien, die Garnier hier vorher macht, zu beobachten. Demnach erscheint es auch angemessen, die Pariser Oper diesen Besprechungen als erstes und typisches Beispiel vorauszustellen und zunächst die Anlage ihrer Haupträume einer gewissen Vergleichung zu unterziehen; sie kann man als Norm hinstellen, an welcher die entsprechenden Teile anderer Theater gemessen werden können, stehen wir doch vor einer Leistung, die kein Theaterspezialist lieferte, sondern Garnier wußte, bevor er seinen Entwurf einreichte, herzlich wenig vom Theaterbau.

Aus einem zur Erlangung von Plänen im Jahre 1861 eröffneten Wettbewerb für die Grand Opera lag auch der Gedanke zugrunde, daß dasselbe ebenso sehr vom hohen Stande der Kunst des zweiten Kaiserreiches Zeugnis ablegen, wie ein unvergängliches Denkmal der Macht und des Glanzes der Nation werden sollte. Der für Garnier glückliche Umstand, daß er allerdings für seine Arbeit über Platz und Mittel verfügen konnte, wie sie beide nur in den allerseltesten Fällen dem Architekten geboten werden, mindert nichts an seinem großen Verdienste.

Beim ersten Blick auf den Grundriß erkennen wir die Grundgedanken, die der Berliner Königlichen Oper zugrunde gelegt wurden. Weitgedehnte Vorräume und Wandelhallen vor dem Haupttreppenhaus, dessen Eindruck beim Betreten überwältigend wirkt und unvergesslich ist, links und rechts Pavillonbauten, die linke Seite als Anfahrt für das Staatsoberhaupt, dazwischen umrahmt von Wandelgängen, klein erscheinender Zuschauerraum, dahinter breit gelagert das Bühnenhaus und Hinterbühne, Foyer de danse, eingeschlossen in breiten

Fluren, Treppenhäusern, Lichthöfen und Garderoben. Bekannt ist der in fast allen bedeutenderen Opernhausbauten noch heute beobachtete Gebrauch, daß die Logen und Gemächer des Staatsoberhauptes an der linken Seite des Zuschauerraumes, an der derselben entsprechenden Seite im Bühnenhause aber die Ankleidezimmer der weiblichen Bühnemitglieder sich befinden müssen. Allem Anscheine nach ist dies eine aus der Regence-Zeit übernommene Gepflogenheit.

Mustergültig sind die Erholungsräume, das große Foyer mit den Nebenräumen und der Loggia, weniger durch ihre beinahe selbstverständliche Lage an der Borderfront, dem Haupteingangsvestibül entsprechend, als vielmehr durch ihre räumliche Opulenz und namentlich durch ihre Verbindung mit sämtlichen Plätzen des Hauses. In der Pariser Oper steht also einem jeden Besucher des Hauses ohne irgend welche Ausnahme das Durchstreifen des ganzen prächtigen Hauses und aller Räume, soweit sie überhaupt dem Publikum geöffnet werden, frei.

Die Rechnung auf diese Wirkung scheint auch ganz richtig gewesen zu sein; denn keinerlei unangenehme Folgen haben sich hier bei der Vermischung der verschiedenen Kategorien des Publikums bemerkbar gemacht.

Die Bühne hat durchgehends bereits 1863 eisernen Einbau erhalten; ihre maschinelle Einrichtung steht heute nicht mehr auf der durch die moderne Bühnentechnik gebotenen Höhe der Vollkommenheit. Sie hat drei Versenkungsstufen oder Deffous, von zusammen 14,80 Meter Höhe, und neuerdings auch hydraulischen Betrieb. Der unterste Fußboden liegt 6,25 Meter unter der Straßengleiche.

Die Grand Oper hat 2156 Sitzplätze (das Berliner Opernhaus soll 2500 Sitzplätze erhalten) und kostete, da die Vollendung während der Belagerung und des Aufstandes der Kommune 1871 aufgehalten wurde, auch eine verschwenderische Pracht beim Innenausbau entfaltet wurde, 28 Millionen Frank.

Wir haben aus dem vorstehend Gesagten ersehen, daß die Forderungen der Wagner-Oper bis hierher noch nicht berücksichtigt waren. Gottfried Semper hat nun mit Wagner diese Reformbedingungen bearbeitet. Zunächst gehen diese Reformen an das Orchester und den Zuschauerraum. Zu dem Erläuterungsberichte zu den Hauptplänen für das Festspielhaus in Bayreuth sagt Semper, daß lediglich die Forderung des unsichtbaren Orchesters für ihn bestimmd gewesen sei, mit der sogenannten Schablone zu brechen und den Zuschauerraum nach antiker Art auszubilden, nicht als Rangtheater!

„Von diesen beiden Bedingungen, Trennung der Bühnenwelt vom Zuschauerraum und unsichtbares Orchester, ist besonders die letztere für die Einrichtung des Hörsaals und seiner Gestaltung wie für die Gestaltung des ganzen Werkes entscheidend. Denn um die Orchestra den Augen aller Zuhörer zu entziehen, ohne durch deren zu tiefes Versenken unter den Boden des Hörsaals und unter die Bühne den durchaus notwendigen Zusammenhang

zwischen Bühnenspiel und dem Orchesterpiel zu stören oder ganz zu verhindern, bleibt nur die einzige Auskunft, das Auditorium nach antiker Weise anzulegen, als ansteigenden Sitzstufenbau (Cavea) und von der modernen Logeneinrichtung vollständig abzusehen. Nicht also aus antiquarischer Vorliebe für diese Form des Zuschauerraumes, sondern in nächster und notwendigerer Folge der dem Architekten gestellten Vorbedingungen müste letztere gewählt werden!"

So wies uns Gottfried Semper den Weg. Leider war es ihm nicht vergönnt mit Wagner zusammen zu arbeiten. Die künstlerischen Bedenken, welche Semper von der Gestaltung eines unschönen Raumes ablehnten, hatten Wagner und sein „Nothelfer“ Brückwald nicht mehr. In Wirklichkeit ging aber Wagner weit über das hinaus, was in den antiken Theatern für zweckmäßig befunden wurde. Allerdings waren die antiken Zuschauerräume in erster Linie darauf berechnet, dem Zuschauer und Hörer vollen Ausblick auf die Bühne zu gewähren. Gleichzeitig hatte aber auch der Zuschauer die genannte Festgemeinde, die mit ihm denselben Vorgängen ihre Aufmerksamkeit zuwandte, vor Augen, und hierdurch wurde das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Festfreude gefördert.

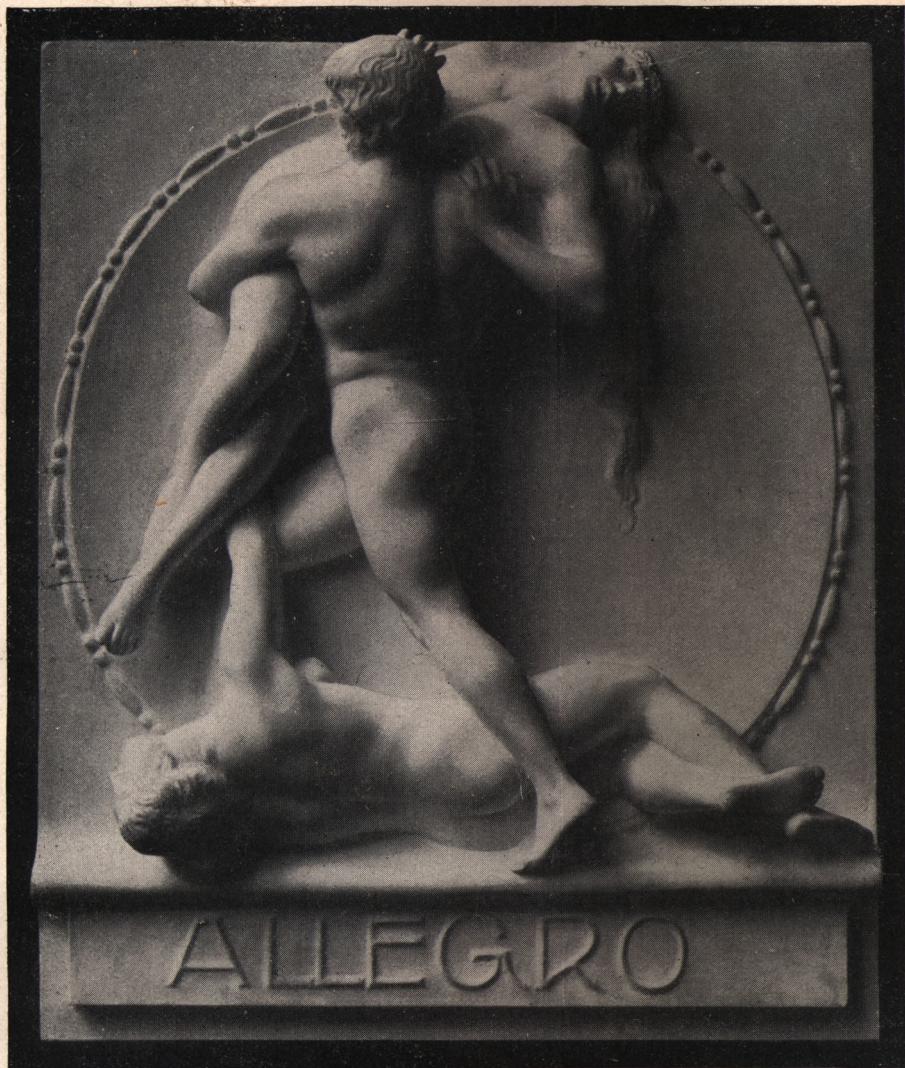
Das Problem ist noch ungelöst. Auch Littmann hat es nicht gemeistert. Denn ist die Akustik in Bayreuth eine vorzügliche geworden, beim Schillertheater in Charlottenburg ist dieselbe verfehlt. Wir haben bei der Betrachtung der antiken Theater noch gesehen, wie bei den Griechen und Römern für ganz verschiedene Aufgaben und Bedingungen in strenger Zweckmäßigkeit stark voneinander abweichende Theaterformen entwickelt wurden. Gutes Sehen und Hören war oberstes Gesetz.

Was wir also vom Theater der Zukunft, ob Kammerstücke oder Theater der Massen, erhoffen, ist Rückkehr zu den grundlegenden Gedanken der Antike, auf denen fußend eine gesunde Weiterentwicklung einzsehen kann.

In einem Aufsatz schreibt Richard Wagner selbst die prophetischen Säze:

„Zwei charakteristische Hauptstadien der europäischen Kunst liegen vor; die Geburt der Kunst der Griechen, und die Wiedergeburt bei den modernen Völkern. Die Wiedergeburt wird sich nicht bis zum Ideal vollkommen abschließen, ehe sie nicht am Ausgange der Geburt wieder angekommen ist!“

Diese Worte sollten wir häufiger in unseren Tagen wiederholen. Wer die Mangelhaftigkeit der Entwürfe zur neuen Königlichen Oper in Berlin gefunden hat, wer die ziellosen Experimente zum Erreichen eines genialen Ausführungsentwurfes von Theaterspezialisten erlebt hat, erlebt nur die Leere auf diesem Gebiet. Nicht auf die Darstellungsmäner und Zeichenfertigkeit kommt es an, wohl aber auf den großen Gedanken, der zündet wie ein Funken. Wie scheint es



Architekt:  
Oscar Kaufmann.

Bildhauer:  
Feuerhahn.



Plastik.  
Stadttheater Bremerhaven.



da angebracht, daß die Besten der Nation, wie einst 1861 in Paris, nochmals zum Sammeln antreten, um der künftigen Zeit ein Produkt deutscher Kunst „des 20. Jahrhunderts zu hinterlassen, das keine Wiederholung, sondern Denksteine“ ist.

„Ein Fürst, der Ruhm begehrt,  
Muß Bauten gründen,  
Die nach dem Tod  
Sein Lob verkünden!  
Sieh, aufrecht stehen die Pyramiden  
Und wieviel Könige sind dahingeschieden!  
Ein Bau, in diesem Sinn vollbracht,  
Gibt Kunde, daß sein Gründer groß gedacht!“

---

## Geheimrat Prof. Eduard König: Sage und Mythus in bezug auf den „ewigen Juden“.

Wer wäre nicht schon einmal im Zweifel über den Unterschied von „Empfindung“ und „Gefühl“ gewesen? Hat ja die Unsicherheit darüber schon oft auch die Fachleute beschäftigt. Wenigstens hat J. Mählowsky (Professor der Philosophie in Prag) in seinem ebenso klar wie elegant geschriebenen Buche „Das Gefühlsleben“ nicht weniger als achtunddreißig Seiten „Einleitung“ darauf verwendet, um — unter Berücksichtigung der bedeutendsten Physiologen und Psychologen — eine „Grenzregulierung der beiden Gebiete: Empfindung und Gefühl“ herzustellen. Er hat es aber nach meiner Ansicht auch wirklich zur deutlichen Darstellung gebracht, daß beide Gebiete bestimmt auseinander gehalten werden können. Als Empfindungen bezeichnet er nämlich „alle jene Zustände, die auf der bloßen Perzeption organischer Reize beruhen“. Dagegen Gefühle sind nach ihm alle jene Zustände, die keineswegs unmittelbares Produkt von Nervenreizen, sondern vielmehr das Resultat gleichzeitig im Bewußtsein zusammentreffender Vorstellungen sind (S. 27). Möchte nun aber doch eine gleich klare Stimme auch einmal in den Wirrwarr hineinschallen, der jetzt die beiden Ausdrücke Sage und Mythus weithin umtost! Denn leicht ließe sich an Beispielen zeigen, daß beide Wörter vielfach ohne Bewußtsein eines Unterschiedes derselben und hauptsächlich ohne Kenntnis ihrer wahren Verschiedenheit gebraucht werden. Liest und hört man doch oftmals sogar, daß beide Ausdrücke auch in ihrem Genus einander angeähnelt werden, indem der Sage eine Schwester, „die Mythe“ gegeben wird.

Ursprünglich aber waren Sage und Mythus ein wohl unterscheidbares Geschwisterpaar. Von ihm bezeichnet die Sage aber eine Erzählung, die an eine tatsächliche Handlung oder einen wirklichen Vorgang in der Menschenwelt angeknüpft ist, aber ihn ausmalt und möglicherweise hinterher zum Träger eines Gedankens, einer Tendenz oder Warnung usw. gemacht hat. Der Mythus aber, der ja auch in seiner griechischen Heimat ein maskuliner Begriff war, bezeichnet eine Erzählung, die von vornherein eine Idee veranschaulicht oder sogar personifiziert, wie ja die Personifikation eine sehr weitreichende Erscheinung in der menschlichen Darstellungsweise ist, wie man z. B. aus meiner komparativen „Stilistik, Rhetorik, Poetik“ (S. 104—108) ersehen kann.

Die neuere Vertauschung von Sage und Mythus begegnet nun oft auch gerade in bezug auf die Erzählung vom „ewigen Juden“, welche Bezeichnung überdies erst in einem Druck von 1694 vorkommt und viel weniger passend ist, als „The Wandering Jew“ oder „Le Juif errant“. Denn z. B. liest man in dem gehaltreichen Buche von Th. Kappstein „Ahasverus in der Weltpoesie“ gleich auf der ersten Seite von ebenderselben Sache erst „Sagenstoff“ und dann die „Mythe“. Natürlich aber ist dieses Durcheinander im Gebrauche der beiden Wörter mir nur Nebensache, und die darüber gegebenen Bemerkungen sollten nur eine Vorerörterung bilden, um die Hauptsache daran zu knüpfen, in welche von beiden Darstellungsarten denn nun die Erzählung vom „ewigen Juden“ oder Ahasverus gehört.

Die meisten Autoren, die über diese Erzählung gehandelt haben, und zwar auch gerade die neueren unter ihnen, nennen sie eine Sage. Bei dem einen von ihren neueren Bearbeitern ersieht man dies gleich aus dem Titel seines Buches „Die Sage vom ewigen Juden in der neueren deutschen Literatur“ (von Dr. Joh. Prost), und ein anderer neuerer Autor auf diesem Gebiete, Albert Soergel, spricht in seinem Buche „Ahasverdichtungen seit Goethe“ ebenfalls nur von der „Sage“ (S. 5 f.). Ebenso begegnet in der Jewish Encyclopedia, die in ihrem 12. Bande auch „The Wandering Jew“ behandelt (1905), der entsprechende Ausdruck „Legende“. Aber ist die Erzählung vom „ewigen Juden“ denn wirklich eine Sage?

Um diese Frage beantworten zu können, muß natürlich zuerst festgestellt werden, seit wann es eine Erzählung vom ewigen Juden oder Ahasverus gibt. Eine solche aber gibt es in Wirklichkeit erst seit 1602, weil ja damals das Buch von Ahasverus zum ersten Mal erschien. Von diesem Buche habe ich übrigens in der reichhaltigen Bibliothek der Benediktiner-Abtei zu Engelberg in der Schweiz eine Ausgabe gefunden, die in L. Neubauris Buche „Die Sage vom ewigen Juden“ 1884 und 1893 noch nicht mit aufgezählt ist, und die deshalb hier nebenbei mit beschrieben werden soll. Das Titelblatt lautet im wesentlichen: „Gründliche und wahrhaftige Relation von einem Juden aus Jerusalem mit Namen Ahasverus, welcher fürgibt, er sei bei der Kreuzigung Christi gewesen und bisher durch die Allmacht Gottes beim Leben erhalten worden. Durch Chrysostomum Dubulacum Westfalam anno 1634.“ Übrigens konnte trotz aller meiner eigenen Bemühungen und auch An-

fragen bei kundigen Gelehrten die Spur dieses Schriftstellers bis jetzt immer noch nicht aufgefunden werden.

Um aber nun die oben aufgeworfene Frage, ob die Erzählung von Ahasverus eine Sage sei, zu entscheiden, ist zu untersuchen, ob der Inhalt des Ahasverusbuches (1602 ff.) mit älteren Erzählungen wirklich in Verbindung gesetzt werden kann. Dies geschieht freilich bei der Untersuchung der Quelle jenes Ahasverusbuches in allen neueren mir darüber bekannt gewordenen Arbeiten. Überall wird vorausgesetzt, daß die Ahasverusgestalt, von der dort die Rede ist, mit älteren Persönlichkeiten verwandt sei, die in der Tradition als „ewiger Jude“ angesprochen worden seien. Gegenüber dieser Annahme kann allerdings nicht schon der Umstand als entscheidend angesehen werden, daß in dem Buche von 1602 selbst durchaus nichts von einem solchen Zusammenhange der Ahasverusgestalt bemerkt wird. Vielmehr ist die Sache im einzelnen zu betrachten.

Erstens sagt man, wie z. B. wieder Soergel (S. 9), Ahasverus bilde eine Metamorphose von Buttadeo (vom italienischen buttare „schlagen“), dem Verleger Gottes, d. h. Christi. Aber vor allem ist zu bemerken, daß Buttadeo, der Christus geschlagen haben soll, Johannes heißt, indem die dem vierten Evangelium angehängte Erzählung von dem langlebenden Jünger Johannes mit der Gestalt eines „Gottstößers“ verbunden wurde. Sodann ist Buttadeo auch ein Christ, ja ein Mönch, und kein Jude.

Und besteht zweitens mehr Recht, den Ahasverus des Buches von 1602 mit Joseph Cartaphilus zu verknüpfen? Von diesem nämlich berichtet der Chronist Matthäus Parisiensis: Als Jesus auf seinem letzten Leidensgange eben das Tor zum Palaste des römischen Prokuratoris habe durchschreiten wollen, da habe ihn der Pförtner des Palastes, Joseph Cartaphilus, mit der Faust in den Nacken geschlagen und ihm spöttend zugeraufen: „Schneller, schneller! Was zögerst du?“ Der Kreuzträger aber habe sich umgedreht und mit aufleuchtendem Auge erwidert: „Ich gehe, aber du sollst wandern, bis ich wiederkomme.“ Der Chronist fügt hinzu, so habe sich's auch bewahrheitet. Den Mann befalle alle hundert Jahre eine Schwäche, aber nach deren Überwindung kehre er jedesmal zu dem jugendlichen Alter zurück, in welchem der Messias bei seinem Todesleiden gestanden habe. Dieser Cartaphilus, der ein Christ geworden sei, bringe sein Leben schweigsam als Büßer in Armenien zu. Später aber tauchte im Flusse der Vorstellungen von dieser Gestalt das mit ihnen ursprünglich verknüpfte Wandermotiv wieder empor. Man erzählte sich, der Wanderer sei in Bremen gesehen worden, und im Jahre 1542 soll er durch Hamburg gekommen sein usw.

Indes die Verschiedenheit zwischen dem Buche von 1602 und auch dieser früheren Erzählung tritt doch klar genug hervor, wenn auch nur an folgende differierende Züge erinnert wird: Dem Namen Joseph Cartaphilus steht der Name Ahasverus gegenüber. Ferner war Cartaphilus Pförtner beim römischen Proku-

rator Pilatus, aber Ahasverus ein Schuhmacher, der anderswo wohnte. Sodann soll Cartaphilus den vorbeigehenden Christus in den Nacken geschlagen haben, aber davon ist bei dem Helden des Buches von 1602 gar nicht die Rede, sondern dieser hat den Kreuzträger nur nicht vor seinem Hause rasten lassen, als er unter der schweren Last ermattet war. Fernerhin ist Cartaphilus durch die Taufe des Ananias in Damaskus ein Christ geworden, aber der Ahasverus des Buches von 1602 ist Jude. Andere, allerdings mehr nebensächliche Besonderheiten der Gestalt des Ahasverus-Buches sind in meinem Schriftchen „Ahasverus, der ewige Jude usw.“ behandelt.

Nun bemerkt freilich Soergel (S. 10), als Jude trete ja auch der Träger der Malchus-Legende hie und da auf. Das ist nämlich die Erzählung von dem römischen Kriegsknecht, dem bei der Gefangennahme Christi von dem temperamentvollen Jünger Petrus ein Ohr abgehauen wurde, und dessen Gestalt mit der des hohepriesterlichen Dieners zusammenfloss, der Jesu beim Verhör im Synedrium einen Backenstreich versezt hat und der nach der späteren Erzählung dazu verurteilt worden sein soll, in einem unterirdischen Kerker um die Säule herumzulaufen, an die Christus vor seiner Kreuzigung gebunden worden war (bei Neubaur, S. 4). Aber indem Soergel auf jenen Umstand der Judaïsierung des römischen Kriegsknechtes Malchus aufmerksam macht, tut er dies erstens nur mit halbem Rechte, weil, wie erwähnt worden ist, dieser römische Legionär später mit der Gestalt eines hohepriesterlichen Dieners zusammenfloss. Zweitens aber hat Soergel durch den Hinweis auf diese Judaïsierung des Malchus unbewußterweise nur eine entscheidende Frage gestellt. Das ist eben diese: Warum denn wird Malchus in den Volkszählungen zu einem Juden gemacht? Weshalb denn ferner dachte sich das dichtende Volk eine rastlos und ewig wandernde Gestalt als einen Juden?

Also selbst wenn es eine solche Person, wie den Johannes Buttadeo oder den Joseph Cartaphilus, gegeben hätte — was doch aber keiner von den erwähnten neuesten Autoren über Ahasverus annimmt und selbstverständlich nicht anzunehmen ist —, selbst dann würde das legendarische Vorhandensein einer solchen Person nicht die Hauptache bei der Ableitung der Erzählung von „dem ewigen Juden“ sein. Die Hauptache oder vielmehr der wirkliche Quellpunkt dieser Erzählung ist eine Idee. Es ist der — halb bewußte und halb unbewußte — Gedanke, daß das jüdische Volk sein Heimatland verloren habe und unter den übrigen Völkern zerstreut wohne, weil es einstmals Jesus als den wahren Messias verkannt habe. Um diesen Gedanken zur möglichst scharfen Ausprägung zu bringen, wurde das jüdische Volk in Ahasverus individualisiert. In demselben halb unbewußten Drange wurde das Verhalten des jüdischen Volkes gegenüber Jesus in einem allerschärfsten Extrem, einem recht greifbaren Akt der Erbarmungslosigkeit, nämlich in dem Ver sagen eines Augenblickes der Rast gegenüber dem Kreuzesträger, erfaßt. Derselbe volkstümliche Gestaltungsdrang vollendete aber sein Werk, indem er auch das

Schicksal des zerstreuten und oftmals unter dem Drucke des Erils seufzenden Volkes Israel in dem Schicksal eines einzelnen personifizierte.

Schon hiermit meine ich aber deutlich genug gezeigt zu haben, daß die Erzählung oder vielmehr Erdichtung vom „ewigen Juden“ nicht eine Sage, sondern ein Mythus zu nennen ist.

Wie aber kam die darin auftretende Personifikation des Volkes Israel zu dem Namen Ahasverus? Auch diese Frage, die auch bei allen oben genannten neueren Betrachtern der Ahasverus-Gestalt ungelöst geblieben ist, meine ich beantworten zu können. Ich weise dabei auf die Festspiele hin, die von den Juden an ihrem Purimfeste im März einstmals aufgeführt wurden, und von denen eines auch den Namen Ahasverus-Spiel trug, weil ja die Geschichte von der Entstehung des Purimfestes sich unter der Regierung des Ahasverus zutrug. Zu diesem Ahasverus-Spiel, bei dessen Aufführung vielfach auch gegen die Christenheit polemisiert wurde, kann die Erzählung von dem durch die Welt rastlos wandernden und sein Schicksal beseufzenden Ahasverus im Buche von 1602 ff. ein Gegenstück bilden sollen.

Diese Gedankenreihe erlaube ich mir wenigstens bis zur Darbietung einer besseren Lösung des Rätsels geltend zu machen.

---

## Gustav Falke: Der lustige Schweinekrieg.

In Bergedorf die Bürger, die aßen gerne Speck,  
drum hielten sie sich Schweine und kamen so zum Zweck,  
kein Haus, wo sie nicht grunzten, die lieben Säue, ja  
es hieß, es wären ihrer bei weitem mehr als Bürger da.

Alljährlich, wenn vom Baum fiel der Eichel reiche Last,  
trieb in den Sachsenwald man die Schweine auf die Mast,  
da schlemmten sie und schwelgten und wurden prall und rund  
und brachten durch die Bank es gewöhnlich auf dreihundert Pfund.

Von Lauenburg der Herzog, des Sachsenwaldes Herr,  
dem lief im Mund das Wasser zusammen mehr und mehr.  
„Sind mein die Eichen, sind es die Eicheln doch wohl auch?  
Bin ich ein Narr und mäste den Bergedorfern ihren Bauch?“

„Sie geben von den Schinken nicht eine Schwarte her,  
zu lang hab ich's geduldet und duld's nicht länger mehr.“  
Der Herzog schwur's im Zorne, setzt heimlich sich in Trab  
und führt mit vierzig Knechten die Schweine all gefangen ab.

Nie war solch Jubilieren in Lauenburg zuvor,  
als nun die fetten Säue einzogen durch das Tor.  
Doch schrecklich war das Schreien in Bergedorf der Stadt:  
„O unerhörter Frevel! Wir Bürger haben Brief und Blatt!“

In Hamburg, ihrem Herren, wohldelem Senat,  
dem klagten sie entrüstet die frevelhafte Tat.  
Der ließ sogleich marschieren die ganze Kumpanei,  
Musketen und Kanonen, und Reiter waren auch dabei.

Als das der Herzog hörte, bekam er einen Schreck  
und fürchtete die Rechnung für den gestohlenen Speck.  
Ei, kroch er schnell zu Kreuze, der truppenlose Fürst,  
und tat Verzicht zur Stunde auf Schinken, Speck und Räucherwurst.

Nie war solch Jubilieren in Bergedorf zuvor,  
als nun die Säue wieder einzogen durch das Tor.  
Sie zählten ihre Lieben und zählten ein bei ein,  
sie waren all beisammen, es fehlte nicht ein Schinkenbein.

Der Herzog doch ergrimmte ob solcher Schand und Schmach:  
„Und dauert's sieben Jahre, ich rüfst' auf meine Nach'!“  
Die armen Lauenburger! Die Steuer drückte schwer.  
Elf Jahre hat's gedauert, da hatt' der Herzog auch ein Heer.

„Nun wehe Hamburg! Wehe! Nun salz' ich dir die Supp'!  
Ihr Hechte und ihr Dorsche, passt auf, wie ich euch schupp'!“  
Mit Trommeln und mit Pfeifen ging's in den Sachsenwald,  
das war ein großes Lärmen, sie hörten es in Hamburg bald.

Sie kamen schnell marschieret, die ganze Kumpanei,  
Musketen und Kanonen und Reiter auch dabei.  
Als das die Krieger sahen von Li — La — Lauenburg,  
es waren meistens Bauern, da brannten mit Hurrah sie durch!

O je, das war ein Laufen! Verloren war die Schlacht,  
noch eh man die Musketen zum Donnern hat gebracht.

O je, das war ein Springen, wohl über Stock und Stein,  
ein Reiter fiel vom Pferde und brach dabei, o weh, ein Bein.

Dem Herzog half kein Fluchen, dem Herzog half kein Grolln:  
„Was nützen mich Soldaten, wenn sie nicht schießen wolln!“  
Er mußte neu besiegen das alte Schweinerecht,  
die Bergedorfer lachten, und die in Hamburg auch nicht schlecht.

---

## Professor Dr. Alfred Klaar: Kleistprobleme.

In der Betätigung des dramatischen Genies rücken im Gegensatz zu einem zerrissenen Leben die Werke Kleists zu einer Symphonie zusammen, in deren Säzen die Stimmung wechselt, der gewaltigste Sturm durch dieses und jenes Scherzo abgelöst wird, bald der furchtbare Affekt, bald die bedeutsame Ironie, bald die Verzückung, bald der Todesmut die Oberhand gewinnt, aber in Motiv und Instrumentation die mächtige Eigenart überall einheitlich durchschlägt. Ist der Gehalt schon durch den wechselnden Lebensinhalt verschiedenartig bestimmt, so springt doch in unvergleichlicher Weise eine leusche, künstlerische Meisterschaft hervor, die sich mit imponierender Sprödigkeit an die inneren Forderungen, an das Ideal des Gewollten flammert, ohne dem Geschmack des Publikums, der bequemen Überlieferung, der leichten Theaterwirkung oder gar der Mötigung des Erwerbs das geringste Zugeständnis zu machen. Mit Hohn und Entrüstung weist Kleist in einem seiner Briefe die Zumutung, für Geld zu schreiben, von sich. Von dem Jugendwerk „Die Familie Schroffenstein“ bis zum Meisterwerk „Der Prinz von Homburg“ gehorcht er, unbeirrt von der Drangsal materieller Not, aber auch unerschüttert durch die Mahnungen eines Goethe, der ihn dem wirklichen Theater näher bringen möchte, und durch die Lockungen eines Iffland, der in seine Ablehnung des „Käthchen von Heilbronn“ die Anerbietung des hilfreichen Theatermannes hineinspielen läßt, nur der inneren Stimme, der eigensten Vorstellung vom Berufe des Dramatikers. Als Mensch zerrüttet, stellt er sich als Dichter immer wieder auf die hohe Warte des eigenen Genies, wohl vergeblich harrend, daß die Mitwelt an seine Höhe herankomme, aber zu stolz, ihr die abwärts-

führenden Wege entgegenzukommen. Seinem ersten dramatischen Werke, der „Familie Schroppenstein“ merkt man wohl an, daß es ein Kind der philosophischen Verzweiflung ist, und daß es aus der Krise, die das erschütternde Studium Kants in ihm erzeugte, hervorwuchs. Es ist die Tragikomödie der Dissonanzen zwischen unseren Willenstrieben und den dunklen Mächten, an denen wir scheitern. So nahe es dadurch an die Schicksalstragödien heranrückt, so hoch erhebt es sich trotzdem über die benachbarten Dramen eines eigenwilligen Familienfatuums. Einmal durch die Macht eines ironischen Zorns, der den verhängnisvollen Zufall nicht feierlich nimmt, sondern in das Licht des Grotesken rückt, dann durch die wundervolle, sinnlich starke und doch reine Liebeszene, die alle Verzückungen naiver Hingebung als ein unvergängliches menschliches Erbteil erschütternd und versöhnend mitten in die unsäglichen Irrtümer und Missverständnisse des Hasses hineinstellt, und vor allem durch den Ton der Charakteristik, der zum erstenmal in unserer Literatur erklingt.

Schon in diesem unkalkulablen Jugendwerke steht der Kleistsche Stil blank und fertig vor uns. Das Gefühl ist nicht in rhetorischen Bassins gesammelt, um in der Symbolik rauschender Rhythmen, in regelmäßiger Schönheit des Flusses auszustromen, sondern es dringt in Quellsprüngen und Bergstürzen zutage, wie es unwillkürlich aus der Seele hervorspringt. Hastige Fragen und kurze Antworten, ineinandergedrängte Sätze, wie sie der Überstürzung des Affekts entsprechen, wiederholende Erwiderungen als der natürliche Ausdruck der Verwunderung, stammelnde Naturlaute, die der Sammlung vorangehen, und in alledem eine geheime dichterische Melodie, die den Urton verklärt und beleuchtet, ohne ihn umzufärben. An diesem Präludium der Jünglingszeit, das Kleist später selbst verwirft, hat er nichtsdestoweniger schon die Fülle des eigenen Tons gefunden, ermutigt er sich innerlich zur Werbung um den höchsten Preis und geht geradenwegs darauf los, in der Ausführung seines nächsten Planes die Art Shakespeares und der Antike zu vereinen, das heißt die hohe Einfalt der Alten mit dem charakteristischen Vielleben des großen Briten zu gatten. Dieser höchste Ausdruck seines Künstlerprogramms, sein Drama „Robert Guiscard“, das ihm in Weimar und in dem nahen Osmannsstadt gedieh, und das Wieland, bei dem Kleist als Gastfreund lebte, in helles Entzücken versetzte, ist durch eine unselige Verkettung von Umständen nicht auf uns gekommen. Wir besitzen nur Szenen dieser merkwürdigen Dichtung, in denen in der Tat der stark vermenschlichte Chor der Alten mit den individualisierten Kraftlauten Shakespeares wundersam zusammenklingt, und deren ergreifendes inneres Motiv: die Überwindung der franken Physis durch heroisches Übermenschentum, unverkennbar auf schon angedeutete Erlebnisse Kleists zurückweist.

Zwischen diese ersten großen Anspannungen des Naturells, die das Gemüt in furchtbare Krisen versetzen und gewaltige Rückschläge zur Folge haben, drängt

sich beruhigend und mildernd ein Werk eigenartigster Komik, das in karg zugemessenen Tagen freundlicher Weltabgeschlossenheit entsteht, Kleists einziges, aber auch in seiner Art einziges Lustspiel: „Der zerbrochene Krug“. Ähnlich wie später der „Prinz von Homburg“ quillt seiner ganz auf Anschauung gestellten Natur das Motiv dieser Komödie aus einem Bilde, aus einem alten Kupferstich, hervor. Die Gestalten wachsen, verschärfen sich, geraten in Bewegung und, in der klassischen Komik eines Prozesses, in dem der Sünder als Richter fungiert, und der mit der behaglichen, volkstümlichen Kunst eines niederländischen Gemäldes durchgeführt ist, blickt die ganze eigenartige Meisterschaft Kleists hervor: in der sicherer Enthüllungstechnik, in die individualisierte Charaktere hineingestellt sind, wiederum eine Vereinigung antiker und Shakespearescher Züge — der Dorfrichter Adam ist mit Recht als ein Fürst des Humors unter der Schwelle des moralischen Bewußtseins dem Falstaff an die Seite gestellt worden — und innerhalb dieser wundersamen Mischung Kleists Eigentümlichkeit, im Austausch von Naturlauten die Menschen zur Selbstoffenbarung zu zwingen. Aber gerade diese Meisterkomödie, getränkt vom glücklichsten Humor spielender Überlegenheit — das beste deutsche Lustspiel neben Lessings „Minna von Barnhelm“ — schlägt für den Dichter selbst ins Tragische um. Sie scheint seine menschlichen Träume verwirklichen zu sollen und macht sie zunichte. In Weimar, wo Goethe als Allmächtiger des Theaters walte, wurde sie zuerst in ihrer Bedeutung erkannt und aufgeführt, und eben da, wo sie, ein Fremdling auf der akademischen Bühne, nicht Wurzel schlagen konnte, wurde sie zu Grabe getragen, um erst zehn Jahre nach Kleists Tode in Hamburg ihre Auferstehung zu feiern. Kleist fühlte sich gerade da, wo er sich einen Platz neben dem Olympier erträumt hatte, aufs heftigste zurückgestoßen. Der Schlag scheint den Diätar von Königsberg, den Ruhelosen, der zeitweilig wieder in ein kleines Amt geflüchtet war, eine Weile zu lähmten: aber in einer gewaltigen Regung des Selbstgefühls schnellt die Kraft aufs neue empor, um sich aufs höchste zu betätigen. Kleist hatte in früheren Tagen der Entmutigung, um sich der unerstörbaren technischen Geschicklichkeit zu versichern, zur Fingerübung des Überzeichens geprägt und sich auch an Molieres „Amphitryon“ versucht. Im Begriff, den Franzosen nachzudichten, fühlte er eine eigene Weise hervorquellen und die lecke Komödie vom lockeren Olymp beherrschter, der täuschende Menschengestalt annimmt, um die schöne Frau eines Irdischen ans Herz zu drücken, wandelte sich ihm in ein Mysterium vom Gottmenschentum, das reine Gemüter durch seine Umarmung in höhere Sphären entrückt.

In dieser Doppelmetamorphose von Mensch zu Gott und von Komödie zum Mirakel war seinem Genie etwas Neues aufgegangen: die Fabelgewalt der Antike, die das Urmenschliche in den einfachsten und großartigsten Formen darbietet. In diese Welt, die er mit ganz eigenen Augen

ansah, anders als die großen Weimarer Meister der Renaissance, flüchtete er nun mit seinem großen persönlichen Schmerz, mit seiner zurückgestoßenen Hingabe, mit seinem Prometheustroze und dichtete die höchste Tragik seines Lebens in die gewaltige Penthesileatragödie hinein. Können wir nur ahnen, oder auf Wielands verzückte Außerung hin vermuten, daß der „Guiscard“ einst die Verschmelzung der Antike und Shakespeares in sich bewirkte, hier in der Tragödie von Achilles und dem Amazonenkampfe sehen wir die dichterische Tat vollbracht: verzückende heroische Einfalt und wildester an Shakespeare gemahnender Heroismus, große Linie und individuellster Ausdruck, die einander durchdringen, und in dieser innigen Vereinigung ein drittes, ein Unvergleichliches, aus sich heraus erzeugen, eine tragische Offenbarung des ungeheuren, schrankenlosen Impulses, die in dieser Kraft der Innerlichkeit nur einmal in der Literatur vorhanden ist. Zwei Empfindungen strömen in diesem Drama der ungezähmten Kraft zusammen; zunächst der Schmerz um die höchste Kraftentfaltung, der der Sieg im Leben versagt bleibt:

Das Äußerste, das Menschenkräfte leisten,  
Hab' ich getan, unmögliches versucht,  
Mein alles hab' ich an den Wurf gesetzt;  
Der Würfel, der entscheidet, liegt, er liegt:  
Begreifen muß ich's — und daß ich verlor.

Dann aber die ungeheure Sehnsucht Kleists nach einer Ergänzung in Liebe und Kraft, in Stolz und Keuschheit, wie er sie ersehnte, und wie sie ihm zeitlebens versagt blieb. Sein Ideal des Weibes, das durch alle seine Dichtungen hindurchgeht, war die naive Hingabe, aber nicht die beschränkte, verständnislose, in den engen Kreis der Sinnlichkeit hineingebannte, sondern die beflügelte, mitempfindende, die sich an die Schwingen anschmiegt, um sich zum höchsten Fluge mitemportragen zu lassen. Eine longeniale Leidenschaft, wie er sie seiner treuen und gütigen Braut vergebens zugemutet hat. Das im Leben unerfüllte Ideal verwirft er mit kolossaler Dichterkraft in seiner „Penthesilea“.

Und um dieser longenialen Erotik die größte Macht des Triebes zu geben, versetzt er sie in die märchenhaften Verhältnisse des Amazonenstaates, wo die Weiber das Kriegshandwerk der Männer ausüben, sich die Götter als Gefangene erobern und, zu Müttern geworden, sie wieder heimschicken, um als Monarchinnen ihrer selbst, ihr Leben, ihren Staat und ihr Haus selbstständig zu regieren. In diesem Gegensatz, der dem verzückenden und erschreckenden Siege der Frauennatur zur Folie dient, hat Kleist, was wenig bemerkt worden ist, alles vorausgenommen, was Missverständnis der Frauenemanzipation und naturwidrige Lehre von der Verkehrung der Geschlechter in späterer Zeit, nament-

lich in unseren Tagen, als scheingerechtes Postulat verkündet. Nichts anderes als die Grundzüge des märchenhaften Amazonenstaates, von dem Penthesilea mit so herrlicher Naivität dem Geliebten berichtet, predigt die nordische Wanderlehrerin Ellen Key, wenn sie den Frauen empfiehlt, den Mann nur als eine Episode in ihrem Leben zu betrachten, die zwar unentbehrlich für Glück und Abel der Mutterschaft ist, aber nach Erfüllung ihres Zweckes nicht rasch genug überwunden und vergessen werden kann. Unser Dichter führt diesen Zustand nicht im ironischen, wohl aber im tragischen Sinne ad absurdum. Im Gegenfalle zur anerzogenen Männerverachtung bricht die Liebe der Penthesilea zum ebenbürtigen Achill mit einer überwältigenden Naturkraft hervor. Hold und unheimlich, beglückend und verheerend, himmlisch in ihrer Seligkeit und bestialisch im Rückschlag ihrer Wut. Nie ist die Gewalt des Naturtriebes in ihrer dämonischen und tragischen Kraft, in ihrer hinreißenden Ursprünglichkeit und ihrer Furchtbarkeit gleich großartig dargestellt worden. Die hundertfachen Versuche der Franzosen, die Dämonie des weiblichen Naturells zu versinnlichen, erscheinen niedrig und trivial neben diesem Bilde. Es ist freilich ein in übermenschlichen Zügen gehaltenes Bild, aber keine Fälschung, nur eine grandiose Verstärkung der Natur. Die Mitwelt, soweit sie überhaupt von diesem Werke erfuhr, erschrak davor. Goethe gewährte dem wunderlichen Produkte keinen Einlaß in sein Theater; selbst in den Tagen der Kleist-Renaissance verschlossen sich die Bühnen lange diesem kühnsten und großartigsten Wagnis der Kleistschen Künstlerschaft. Das seltsame, an Außerlichkeiten haftende Vorurteil der Theaternänner, daß diese Amazonenkomödie ein Riesenmaß der weiblichen Körper verlange, hat bis vor kurzem diese Sprödigkeit mitbegründet. Erst in unseren Tagen ersteht die Penthesilea zu den mächtigsten Bühnenwirkungen, und zur Stunde beherrscht sie zwei der größten Theater in Berlin. Kleist selbst aber wuchs an solchen dichterischen Taten zu einem unerschütterlichen Gefühl des Könnens empor. Er zieht den Kreis, für den er schafft, immer enger, bis er zuletzt, ein Meister sondergleichen, mit heroischer Selbstbeherrschung völlig in sich selbst den Schwerpunkt findet. Uneingeschüchtert durch den Mißerfolg der „Penthesilea“, zeigt er in einem Zauber-Spiegel die andere Seite seines weiblichen Ideals, „die Kehrseite der Penthesilea, ihren anderen Pol“, sein Käthchen von Heilbronn, das zur Heldin des Amazonenstaates nach seinen eigenen Worten gehört wie das Plus zum Minus der Algebra — ein und dasselbe Wesen, nur unter entgegengesetzten Bedingungen gedacht. Auch Käthchen ist unbewußt von jener kongenialen Erotik überwältigt, die mit allen Sinnen wie im Traume an den Geliebten hingegeben ist. Aber in ihr drängt der unwiderstehliche Impuls zu rückhaltloser Demut und grenzenlosem Vertrauen — auch ein Außerstes, wie die Wildheit der Penthesilea, ein Letztes, das vor der Brutalität nicht zurückschrikt, aber nicht vor der betätigten, sondern vor der erduldeten, eine Fanatikerin der Liebe,

die in ihrer hingebungsvollen Hofseligkeit einzig dasteht, wie Penthesilea in ihrer Überkraft.

Im Käthchen aber vollzieht sich zugleich mit dieser so bedeutsamen, in ihrer Mildheit so wohltuenden Wendung des Frauenideals eine andere Umstimmung des Dichters. Er war bisher ein großartiger Individualist gewesen, eine ganz in sich ruhende Persönlichkeit, reich im Können und darbend im Gemüte, das vergeblich eine Heimat suchte. Das Unglück hat ihn allem Nahen und Nächsten so entfremdet, daß er mit dem Gedanken umging, Kriegsdienste in der Fremde — in Frankreich — zu nehmen — wohl das grellste Bild der Extreme, die in gewaltigen Rückschlägen sein Inneres bewegten. Zieht aber, in den Tagen der tiefsten Demütigung Deutschlands, vollzog sich in ihm etwas Wunderbares, die allgemeine Demütigung ließ ihn die persönliche vergessen, die Lage der äußersten Not weckten in ihm den Sohn des tapferen märkischen Adelsgeschlechtes, sein Schmerz erweiterte sich zu dem des ganzen Volkes, und seine fessellose Empfindung ergoß sich in die große nationale Bewegung. Käthchen ist bereits von dieser Strömung erfaßt, ist neben Goethes Götz die farbigste Verherrlichung mittelalterlichen nationalen Lebens, in dem die Kräfte freier und die Charaktere ungebundener walten.

Die nächsten Dichtungen Kleists treten in unmittelbare Beziehung zu dem nationalen Befreiungskampfe. In den Tagen, da der Dichter vergeblich in Österreich umherirrt, um Kräfte gegen das nationale Joch zu werben, drängt er alle Glut der aufgepeitschten und aufpeitschenden Empfindung in sein mächtiges und prophetisches Drama: „Die Hermannsschlacht“ hinein, das mit den eindringlichsten Zügen eigenartiger Charakteristik einen erstaunlich scharfen politischen Blick vereinigt. Da diese höchst gestimmt Laute der Begeisterung, die seither Lausende mit sich fortgerissen haben, bei der Mittwelt kein Gehör finden, da dieses poetische Rüstzeug des Kampfes, das er, wie es in einem Briefe an den Gesinnungsgenossen Collin in Wien heißt, den Deutschen schenken will, verschmäht wird, verzagt noch immer nicht dieses tapfere Herz. Mit allen Wurzeln flammert sich die tapfere Natur jetzt an den heimischen Boden, und in den letzten und herrlichsten seiner Dramen klingt zugleich mit allem Weichen und Holden, das in den Tiefen seines stürmischen Wesens lag, die Hoffnung auf die deutsche Mission Preußens, auf die einigende nationale Macht des deutschen Nordens an. Der Prinz von Homburg ist die wundersamste Synthese aller wohltuenden, liebenswürdigen, Herz und Sinne beglückenden Kräfte, über die Kleist gebot, und es hat etwas Ergreifendes, daran zu denken, daß diese erfreulichste aller Kleistschen Dichtungen in der Zeit des stärksten persönlichen Druckes entstand und das schwerste Leid aus der Brust ihres Schöpfers nicht hinwegbannen konnte. Hier ist die Schönheit der ersten Regungen in ein wahrhaft sonniges Licht getaucht, die Macht des Gefühls im Kampf mit der Säzung zum edelsten Siege emporgeführt,

der Konflikt mit einer Energie gelöst, die trotz aller ihrer Wucht dem Herzen keine Wunden schlägt. Dabei ist die Farbe des Urdeutschen und Urmärkischen mit einer Liebenswürdigkeit aufgetragen, der kein Gemüt sich entziehen kann. Der Dichter hat sein Werk nur mit dem inneren Auge gesehen, kein Widerhall dieser beglückenden Schöpfung drang an ihn heran, und auch die wunderlichen Missverständnisse, mit denen sie später zu kämpfen hatte, sind ihm erspart geblieben. Wir erinnern uns staunend der Widerstände, mit denen dieses Schauspiel bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein zu kämpfen hatte, des stereotypen Tadels, daß der Prinz von Homburg durch die Todesfurcht hindurch zum Heroismus der Todesverachtung hindurchschreite. Gerade darin liegt ja einer der feinsten, der echtesten und der individuellsten Züge der Dichtung. Kleists Held ist kein Soldat von mechanischer Tapferkeit, kein Mann der Konvention, der aus Anstand eine Regung verleugnet, sondern eine Natur, die sich in kindlicher Wahrhaftigkeit offenbart. Menschlich, ehrlich gesteht er, was er sieht, die Grauen des Todes, der ihn nicht im Getümmel der Schlacht, im Rausche der Betätigung, sondern in der furchtbaren Ruhe und Nüchternheit der Nichtstatt ereilen soll. Er macht kein Hehl aus seinem Schauder, klammert sich an das warmblütige Leben und erhebt sich zuletzt, da an das Recht seiner eigenen Brust appelliert wird, zum Heldentum der Selbstvernichtung. Das ist groß und natürlich, wie es denn aus einer großen Natur hervorgeströmt ist. Die Zusammenhänge des Prinzen von Homburg mit den eigensten Schicksalen Kleists sind noch zu wenig gewürdigt. Der Dichter selbst hatte mehr als einmal gegen die sogenannte Disziplin gefrevelt, war dem Drill und dem Staub der Paragraphen entflohen und stellte doch seinen Mann in der höchsten Not des Vaterlandes. Wie seine großen Nationalgedichte, so weist seine letzte Rückkehr zum Offizierstande, seine letzte Annäherung an die waltenden Mächte Preußens auf diesen homburgähnlichen Konflikt in seinem Leben. Und Kleist selbst ging durch die Todeschauer zur Todesverachtung. Aber keine gütige Hand nahm ihm im entscheidenden Momente die Vinde vom Auge und schlug die tödliche Waffe nieder, und erst über seinem Grabe wurde in späten Tagen der Lorbeer niedergelegt.

Nie wohl hat ein Dichter der Verkennung größere innere Triumphe abgerungen und einer Welt, die ihn verkannte, und die er zuletzt von sich stieß, größeren Reichtum hinterlassen. Wie dem Drama, so hat er der Novelle einen durch die ganze Literatur nachklingenden Eigenton gegeben. Eine Seite seiner dramatischen Meisterschaft, die Kraft der Objektivierung, entfaltete sich hier zu einer erstaunlichen Virtuosität. Leidenschaftlich in der Behauptung seines Stils, legte er hier das größte Gewicht darauf, Menschen und Zustände als ein scheinbar Unbeteiliger mit einer imponierenden Ruhe und Zurückhaltung, mit einer plastischen Sachlichkeit sondergleichen aus ihrem Boden hervorwachsen zu lassen, so daß wir den Eindruck gewinnen, als hätten wir

es mit Natur- und Zeitgebilden, nicht mit Dichterschöpfungen zu tun. Von seinen Dramen weist das Käthchen am meisten auf diese Seite seines Könnens. Auch da ist alles so dargestellt, als wäre nicht nur der Stoff, sondern auch die Vortragsweise aus der Zeit der Vorgänge herausgewachsen. Darum muß, beiläufig bemerkt, Käthchen eine Kaiserstochter sein, weil in der Anschauung der Zeit, in die das Ganze getaucht ist, ihr höchster Seelenadel sich nicht anders erweisen kann. Diese Kunst, darzustellen, als ob die Zeit sich selbst berichtete, ist in den Kleistschen Erzählungen zur höchsten Meisterschaft ausgebildet und ist tonangebend für die chronikale Novelle geworden, deren Zauber in einer wundersamen Gegenständlichkeit liegt, die das Gefühl um so stärker ergreift, je weniger sie ihm vorgreift, und die das höchste Maß der Realität dadurch erreicht, daß Einfalt und Unbefangenheit älterer Tage sich garnicht im Geiste des Dichters zu brechen, sondern unmittelbar zu uns zu reden scheinen. Und auch hier sammeln sich die Kräfte zu einer dichterischen Groftat, die den Stil an einem der höchsten Probleme beglaubigt, zu der Meistererzählung „Michael Kohlhaas“, die in der chronikalischen Art an den Maler-Stil der heutigen Primitiven erinnert, der Erzählung vom leidenschaftlichen und tragischen Kampfe um das Recht — einem Kampfe, in dem Kleist, wie Michael Kohlhaas, erlag, dem er aber den höchsten dichterischen Ausdruck gegeben hat.

In den Tagen, da das deutsche Volk der Reichtümer inne ward, die es der dichterischen Kraft Kleists zu danken hat, wurde naturgemäß auch oft der alten geistigen Residenz Deutschlands gedacht, an die Kleist so nahe herankam und von der er sich dann unsäglich weit entfernte, konnte die Erinnerung nicht an Weimar vorbeigehen, wo die höchsten dichterischen Kräfte der Nation sich in Kleists Tagen zu einer harmonischen Wirksamkeit zusammenschlossen, die durch ein Jahrhundert unser inneres Leben gestimmt und bereichert hat. Aber nicht, wie sonst, in reiner Begeisterung und Verehrung, sondern mit lauterem oder stillerem Vorwurf wurde Weimar, das Melkfa deutscher Geister, in den Erinnerungen an Kleist erwähnt. Grade in der Hochburg deutscher Dichtung hat das Genie schwere Wunden empfangen. Doch muß man sich wohl hüten, mit rasch fertigem Urteil und in verseichtenden Schlagworten von der Schuld Weimars an Kleist zu reden. — Gewiß gibt es einen Weimarer Konflikt, der tief in das Leben des Dichters eingegriffen hat. Aber soweit überhaupt bei einem Gegensatz ehrlicher Naturen und durchgreifender Welt- und Lebensanschauungen von einer Schuld die Rede sei kann, ist Licht und Schatten auf beiden Seiten so verteilt, daß sich die Ausgleichung und Versöhnung im Gefühle später Geschlechter ganz von selbst ergeben muß. In Wahrheit war Heinrich v. Kleist kein weimarfeindlicher Mann. Es ist eine ganz falsche Vorstellung, sich ihn wie einen stürmischen Revolutionär des Literaturmarktes zu denken, der die Götterbilder niederreißt, um seine Zeichen aufzupflanzen.

Wie alle Jünglinge seiner Zeit, die die Enge des Lebens durchbrachen und zur geistigen Freiheit emporstrebten, stand er unter dem unmittelbaren Einfluß der Klassiker. Schiller hat auf seine Entwicklungszeit die tiefste Wirkung ausgeübt. Der „Wallenstein“ machte Epoche in seinem jungen Leben, und bezeichnenderweise ist es nicht so sehr die seinen späteren Werken verwandte Objektivität, die ihn anregt, als die Liebesepisode, als das Verhältnis zwischen Max und Thella. Seiner Braut schlägt er einmal vor, nur im Geiste dieser beiden Liebenden verkehren zu wollen. Da er sich als Künstler fühlt, schweifen alle Träume von Ruhm und Anerkennung nach Weimar. Das ihm zugeschriebene Wort, er wolle Goethe den Kranz von der Stirn reißen, zeigt — ob wahr oder unwahr — daß er für den grenzenlosen Aufschwung, der ihm vorschwebte, kein höheres Ziel kannte, als die Hoheit und das Können des Weimarer Olympiers. Eine persönliche Begegnung führte ihn zuerst in den geistigen Kreis von Weimar ein. In der Schweiz hatte er sich in seiner verhältnismäßig glücklichsten Zeit mit Ludwig Wieland angefreundet, und der Jugendgenosse brachte ihn in das Heim seines Vaters Christof Martin Wieland. In das Künstlerleben Kleists hat kaum eine andere Begegnung tiefer und wohltätiger eingegriffen als die mit dem siebzigjährigen Dichter des „Oberon“. Die wenigen mit ihm ringenden Freunde späterer Zeit konnten ihm nicht geben, was dieser lebensfrische Greis mit seiner Autorität, mit seiner Einsicht, mit seiner für Kleist so bedeutsamen Anempfindung der Ekkase dem Jüngling gewährte. Was Kleist vor allem verlangte, was das stärkste Bedürfnis seiner impulsiven und anspruchsvollen Natur war, grenzenloses Vertrauen, das brachte Wieland dem Dichter der „Familie Schroffenstein“ entgegen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man Weimar als die Geburtsstätte der künstlerischen Sicherheit Kleists bezeichnet. Die große Wärme Wielands schloß das Innere des spröden Gastes auf. Hier entwickelte Kleist sein dichterisches Programm, und dem feurigen Alten vertraute er die fertigen Szenen seines „Guiscard“ an. Und nicht etwa mit der Überlegenheit des Meisters, sondern mit der Begeisterung eines Genossen nahm der Siebzigjährige die Bekanntnisse und Proben des Zwanzigjährigen entgegen. Eine Tochter Wielands, ein vierzehnjähriges Mädchen, faßte eine tiefe Neigung zu dem jugendlichen Gäste, der dieses Gefühl erwidert zu haben scheint, aber dann vor der Verantwortung erschrak und aus dem Hause, wo er kein Unheil anrichten wollte, entfloß. Ein Brief von Luise Wieland, der erst in diesen Tagen ans Licht gekommen, sagt uns, daß diese frühe Neigung und Enttäuschung tief in das Leben des Mädchens eingegriffen hat. Wieland wußte darum, und es wäre menschlich gewesen, wenn er dem Gastfreunde gegrollt hätte. Aber nichts lag ihm ferner; in seinen Briefen an den Flüchtling spricht das alte Vertrauen zum Genie: „Nichts ist dem Genius der heiligen Muse, die Sie begeistert, unmöglich; Sie müssen Ihren „Guiscard“ vollenden, und wenn der ganze Kaukasus und alles auf

Sie drückte.“ Der Eindruck dieser Worte Wielands auf Kleist war so groß, daß er sich in Tagen schwerster Entmutigung diesen Brief Wielands von seiner Schwester erbat, um sich an ihm aufzurichten und zu stärken.

Und Goethe? Um sein Verhältnis zu Kleist zu begreifen, muß man sich vorstellen, welche Mächte da einander gegenüberstanden. Als Kleist als Künstler ins Leben trat, war die höchste geistige Blüte von Weimar angebrochen, und diese brachte der Nation nicht nur einen dichterischen, sondern einen menschlichen Idealtypus. Während Kleist sich früh von der Philosophie losgerissen hatte, um in der Kunst und bloß in der Kunst das Höchste und Letzte zu finden, war hier seit den Tagen des Bündnisses zwischen Goethe und Schiller durch die Kunst hindurch eine Vorbildlichkeit des gesamten geistigen Lebens hervorgewachsen, die zur menschlichen Harmonie, zur Veredlung aller menschlichen Kräfte hinstrebte. Der Sturm und Drang lag weiter hinter den Heroen, die Antike war ihnen mehr als ein Schönheitsideal, war ihnen Norm und Maß erhöhten Lebens, edler Selbstbeherrschung. Und während Schiller die Grundsätze der ästhetischen Erziehung entwickelte, blickte Goethe schon in die Zeit der regierenden Naturwissenschaften, die die Harmonie des Alls enthüllen sollten, hinaus. In diese Welt stürmte Kleist hinein, ein großer Künstler, ein zerrissener, unvollendeter Mensch. War Goethe blind für die Bedeutung dieses Fremdlings? Gewiß nicht. Er ist Kleist weiter entgegengekommen als irgend ein anderer entscheidender Mann seiner Zeit. Er sah das Außerordentliche, er erkannte es an. Goethe allein sah in Kleist das Phänomen, das ihn immer wieder beschäftigte. Er ließ den „Zerbrochenen Krug“ in Weimar spielen, wenn auch in einer wunderlichen Form, nämlich in einer Dreiteilung, die tödlich für den unheilbar fortgesponnenen Prozeß wurde. Er las die „Penthesilea“, die ihm Kleist auf den Knieen des Herzens darbrachte; aber er konnte kein Verhältnis zu dem Stücke finden, das in der Verherrlichung der Ebstase so sehr seinem menschlichen Ideale widersprach, und das die fessellose Bewegung in den Bereich der Antike verlegte, deren Sprache und Überlieferung ihm selbst zum Ausdruck der edlen Gebundenheit, des schönen Maßes geworden war. Die Iphigenia wehrte sich gegen die Penthesilea. Er glaubte, für Kleist nichts Besseres tun zu können, als indem er ihm mit herber, aber mit ehrlicher Aufrichtigkeit die Mahnung zukommen ließ, an das wirkliche Theater, das heißt an die Grenzen des nach seiner Meinung Darstellbaren zu denken. Wie Nathan glaubte er Arznei, nicht Gifft zu reichen. Sicher stand seiner abgeklärten Natur auch Kleists Wesen als etwas menschlich Fremdes, wenn nicht gar Feindseliges, gegenüber. Kleist ging ohne festen Lebenshalt, kühn und stolz auf den steilsten Wegen. Goethe hätte ihm vielleicht zurufen mögen:

„Merk, Jüngling, Dir bei Zeiten,  
Da sich Geist und Herz erhöht,

Daß die Muse zu begleiten —  
Doch zu leiten nicht versteht!"

Galt doch in jenen Tagen nichts für toller und gewagter, als durch die Dichtung leben zu wollen, und selbst der alte Wieland schrieb seinem Sohne, der als freier Schriftsteller sich eine Existenz gründen wollte, das sei nichts anderes, als wenn sich ein Mädchen zur Meze erniedrigte. So stand Goethe auch der äußerlichen Planlosigkeit Kleists sicher erst tadelnd und später bedauernd gegenüber; sein Blick trog ihn nicht, als er im Dämonismus des Genies zugleich die Züge der menschlichen Zerrissenheit und Krankheit entdeckte. Zur persönlichen Harmonie war ja Kleist in der Tat nie gelangt, und etwas Elementares schied den großen Lebensmeister, der sich die Welt unterworfen hatte, von dem Lebensmärtyrer, der nur die Welt wegwerfen konnte. Goethe tat und sprach, wie er mußte, und es kam ihm aus dem Herzen, wenn er später sagte, Kleist erinnere ihn an einen von der Natur schön intentionierten Körper, der von Krankheit entstellt worden sei. Eines aber übersah er: die Tapferkeit des leidenden Menschen, der sich immer wieder aus der dunklen Umarmung des Dämons befreite, um dem Genius zu gehorchen. Kleist war kein erlösender Geist wie Goethe; er war es nicht für sich und konnte es auch nicht für die Menschheit sein. Aber er war ein die Gefühle lösendes Genie, das in seiner Kraftbetätigung, in seinen reifsten Kunstwerken nur an sich selbst zu messen ist und darin den Größten, auch Goethe, nahesteht. Was in ihm auch kranken mochte, sein schöpferischer Trieb war gesund, und die Jahrhundertfeier seines Todes konnte den nie verwundenen Schmerz um ihn in seine eigenen Worte fassen:

„Die kranke, abgestorbne Eiche steht dem Sturm;  
Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,  
Weil er in ihre Krone greifen kann.“

# Selma Lagerlöf: Der Spirrtus.

Einzig autorisierte Übertragung a. d. Schwedischen v. Marie Franzos.

## Schluß.

Am Montagmorgen, als Konstantin wieder an dem niedrigen schmalen Schustertisch Krus Erik gegenüber saß, war ihm so gottsjämmerlich zumute wie nie zuvor in seinem ganzen Leben.

Er war sich nun ganz klar darüber, daß er Krus Erik den Spirrtus abtreten müsse. Er wollte nichts mehr damit zu tun haben.

Den ganzen Sonntag Nachmittag hatte er beim Fischen ganz merkwürdiges Glück gehabt. Einen großen Barsch nach dem anderen hatte er herausgezogen, während die anderen Burschen, die mit ihm im Boot waren, gar nichts gefangen hatten.

Es war nicht so leicht zu sagen, woher dies kam. Er wußte bei sich, daß er die ganze Zeit eifrig und wachsam gewesen war, während die anderen geplaudert und an weiß Gott was gedacht hatten.

Schließlich hatten die anderen sich geärgert, daß sie nichts fingen, und waren mitten in seinem besten Fischerglück heimgerudert. Und da das Boot und die Fischgeräte ihnen gehörten, hatten sie auch alle Barsche behalten. Wenn sie sich nicht darüber geärgert hätten, daß er allein Glück hatte, würden sie ihm vielleicht ein paar Fische gelassen haben. So aber mußte er mit leeren Händen abziehen.

Dies war schon recht verdrießlich gewesen, aber noch Schlimmeres erwartete ihn, als er nach Hause kam. Øst Samuel war bei den Eltern gewesen und hatte sich über ihn beklagt. Er hatte einem guten Freunde behilflich sein wollen, ein Pferd zu kaufen, das ganz so wie eines war, das er einmal gehabt hatte. Aber nun hatten sie für des Kirchenvorstechers graue Stute viel zu viel bezahlen müssen, und das war Konstantins Schuld.

Der Kirchenvorsteher hatte nämlich nicht den Verstand gehabt, über den Handel zu schweigen, sondern kaum war der Kauf glücklich abgeschlossen, erzählte er Øst Samuel, woher er wußte, wie hoch die Käufer gehen wollten. Und nun wußten die Eltern von dem Fünfkronenschein und der ganzen Sache.

Sie waren ganz verängstigt, weil er Øst Samuel erzürnt hatte. Was sollten sie anfangen, wenn er seine Hand von ihnen abzog?

Mutter konnte gar nicht verstehen, was in ihn gefahren war. Nie hatte er so etwas getan. Wie konnte es ihm einfallen, anderer Leute Geheimnisse zu verraten und sich dafür noch obendrein bezahlen zu lassen? Er war ein rechter Judas.

Die fünf Kronen hatte die Mutter an sich genommen, um sie dem Kirchenvorsteher zurückzugeben. Solches Sündengeld konnten sie nicht behalten.

Konstantin suchte sich noch selbst weiszumachen, er glaube gar nicht, daß diese Graberde irgendwelche Macht habe. Aber im tiefsten Inneren war er doch überzeugt, daß sie die Schuld an allem trug.

Heute morgens, als er von daheim fortgegangen war, war er fest entschlossen gewesen, sich, sowie er nur Krus Erik traf, des Teufelszeugs zu entledigen. Aber das Seltsame war, daß er es nicht vermocht hatte. Schon mehrere Male war er mit der Hand in die Tasche gefahren und hatte die Dose gefaßt, um sie herzugeben, aber immer wieder war es ihm leid geworden. Es war doch so kurios, ein solches Ding sein Eigen zu nennen. Und sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob es wirklich Macht hatte. Bisher hatte es nur Elend über ihn gebracht, aber dennoch schien es ihm ganz unmöglich, sich davon zu trennen.

Er war von diesen Gedanken so benommen, daß er schlechter arbeitete als sonst, und Krus Erik merkte es. Aber Krus Erik hatte eine prächtige Art, mit seinen Lehrlingen umzugehen. Er schalt sie nie, sondern er hatte seine kleinen Finten, die er anwendete, um sie zur Arbeit anzuhalten.

Als Konstantin eben zum zehnten Mal die Hand in die Tasche stieß, um den Spirrtus hervorzuholen, sagte der Meister:

„Du, Konstantin, ich habe nun zwei Paar Schuhe bezeichnet, die wollen wir heute fertig machen. Was meinst du, wenn wir um die Wette arbeiten würden? Du machst das eine Paar und ich das andre, und dann wollen wir sehen, wer zuerst fertig wird.“

Der Spirrtus fuhr wieder in die Tasche hinab. Konstantin ging mit Feuereifer auf den Vorschlag ein. Das war einmal eine gute Gelegenheit zu erproben, ob das Teufelszeug zu etwas taugte.

Sie nahmen Messer, Hammer, Zangen, Leisten, Leder, Schuhgarn, Nägel, Pfriem, Ahle, kurz alles, was zur Schusterei nötig ist, und legten es vor sich hin. Dann zählte der Meister feierlich: Eins, zwei, drei, und der Kampf begann.

Sie schnitten das Oberleder zu, kleisterten das Futter mit Roggenmehlpapp fest, und während dies dann auf dem Herde trocknete, drehten sie das Schuhgarn zu hartem Draht und befestigten an den Enden Schweineborsten.

Damit wurden sie alle beide zugleich fertig, aber Krus Erik wunderte sich nicht wenig, als er sah, wie behend Konstantin sich anstellte, als er den Faden drehte und die Vorsten befestigte. Dies waren andere Griffe als seine gewöhnlichen.

Dann hieß es die Sohle zuschneiden und einweichen, um dann leichter damit hantieren zu können.

Es war merkwürdig zu sehen, wie rasch Konstantins Messer durch das harte Leder schnitt.

Erik Erson hatte anfangs etwas langsamer gearbeitet als gewöhnlich, damit Konstantin nicht mißmutig wurde und die Hoffnung zu gewinnen aufgab. Aber nun merkte er, daß er sich etwas mehr beeilen mußte, sollte er nicht selbst zurückbleiben.

Sie nahmen nun Ahle und Pechdraht, um das Oberleder zusammenzunähen. Es war, als bewegten sich die Hände des Lehrlings rascher als Vogelflügel. Krus Erik verlangte die Arbeit zu sehen. Er fürchtete, daß Konstantin vor lauter Eile etwas zusammenpfuschte.

Doch Konstantin zeigte ihm eine Nacht, die ganz gerade und gleichmäßig war, eine rechte Perlsticharbeit.

Keinen Augenblick war es Krus Erik in den Sinn gekommen, daß er in diesem Kampfe nicht Sieger bleiben könnte. Aber nun begann er ein wenig bedenklich zu werden.

Konstantin hatte schon einen Vorsprung. Und seine Finger bewegten sich so rasch wie bei Einem, der auf einem Jahrmarkt Zauberkünste macht.

Als es zur Mittagsrast läutete, hatte Konstantin schon den ersten Schuh auf dem Leisten und kloppte jetzt auf die Sohle, um sie glatt und hart zu machen. Krus Erik war noch lange nicht so weit. Keiner von ihnen sah von der Arbeit auf, obgleich jetzt ihre freie Zeit war.

Konstantin dachte ganz flüchtig daran, wie er sich sonst zu freuen pflegte, wenn er ausruhen durfte, aber heute war es etwas anderes, heute ging die Arbeit ganz von selbst. Er wurde nicht müde, und nichts fiel ihm schwer. Er dachte eigentlich gar nicht so sehr daran, vor dem Meister fertig zu werden. Aber er hatte früher gar nicht gewußt, daß es ein Spaß sein kann zu arbeiten.

Sie wurden zum Mittagessen in die Küche gerufen. Als sie ein paar Bissen herabgewürgt hatten, liefen sie, einer an dem anderen vorbei, wieder in die Gesindestube, wo sie ihre Werkstatt aufgeschlagen hatten.

Das andre Hofgesinde merkte, was da vorging. Und statt ihre Mittagsruhe zu halten, stellten sich die Leute hin und sahen den zwei Schutern zu.

Alle hielten es zuerst für ausgemacht, daß Krus Erik als Erster fertig werden würde. Aber als sie ein Weilchen zugesehen hatten, begannen sie ihre Meinung zu ändern. Einer nach dem anderen sagte zu Krus Erik, einen so tüchtigen Lehrling wie diesen habe er gewiß noch nie gehabt.

Krus Erik saß jetzt da und hämmerte Nägel in die Sohle. Er schlug ungleich und heftig, und alle sahen, daß er keine so gute Arbeit mache wie sonst.

Für Konstantin hingegen legte sich alles zurecht. Alles paßte an die richtige Stelle. Jeder Hammerschlag traf.

„Das werden schöne Schuhe“, sagten die Leute. „Du kannst bald dein eigener Herr sein.“

Die Knechte gingen ihrer Wege, und die Schuhmacher arbeiteten, klopften und hämmerten schweigend weiter. Plötzlich stieß Krus Erik einen leisen

Schrei aus. Er hatte daneben geschlagen, der Hammer hatte den Daumen-nagel getroffen.

Konstantin warf einen raschen Blick zu Krus Erik hinüber. Es gab niemanden, der so gut gegen ihn gewesen war, so viel Geduld mit ihm gehabt hatte. Jetzt erst fiel es ihm ein, daß es dem Meister vielleicht weh tun würde, wenn es sich zeigte, daß der Lehrling rascher und besser Schuhe machen konnte als er.

Der Alte sah ganz elend aus, wie er da saß und sich räkerte.

Es war auch vielleicht kein ganz ehrlicher Kampf, Konstantin mußte zugeben, daß er an einem anderen Tage, wo er keinen Spirrtus in der Tasche hatte, nicht so hätte arbeiten können.

Er merkte, daß Krus Erik sich nicht einmal die Zeit nahm, den Daumen ins Wasser zu stecken. Er hatte natürlich Angst, daß Konstantin einen zu großen Vorsprung gewinnen könnte.

Der Lehrling fühlte wohl, daß er den Meister schonen und ein bißchen langsamer arbeiten sollte, aber er konnte sich nicht halten. Es war eine solche Arbeitslust über ihn gekommen.

Als die Uhr fünf schlug, standen beide Schuhe fertig vor ihm. Er schob sie zu Krus Erik hinüber.

Der Meister legte den Schuh, den er in der Hand hielt und der noch nicht fertig gesohlt war, nieder. Er prüfte die Arbeit des Lehrlings lange und eingehend.

„Du brauchst heute nichts mehr zu machen. Du kannst nach Hause gehen“, sagte er still.

„Arbeiten wir morgen auch hier?“

„Ja, ich arbeite hier“, sagte Krus Erik. Und als er nun den Kopf hob, flog ein scharfer, haßerfüllster Blick zu Konstantin hinüber, „aber du nicht. Ich kann doch nicht mit einem Lehrling dasitzen, der besser arbeitet als ich selber.“

Konstantin erwiederte nichts, er nahm nur seine Mühe und ging auf die Türe zu. Auf der Schwelle drehte er sich um. Die Hand fuhr unwillkürlich in die Tasche, aber sie verblieb da, sie kam nicht wieder in die Höhe.

„Schönen Dank auch, behüt Euch Gott“, sagte er und schloß sachte die Türe hinter sich zu.

\* \* \*

Konstantin stand im Mondschein daheim auf dem Hof und schoß mit einer Armbrust nach der Scheibe.

Er hatte sie sich vor langer Zeit einmal gemacht, als er etwa zwölf, dreizehn Jahre alt war, aber damals hatte er nie rechtes Glück mit dem

Schießen gehabt. Es war noch nie vorgekommen, daß er das traf, worauf er zielte.

Jetzt hingegen schoß er einmal ums andere ins Schwarze einer kleinen Schießscheibe, die er auf die Scheunenmauer gezeichnet hatte.

Er sah prächtig aus, wie er da stand und schoß, und eine der Schwestern war herausgekommen, um ihm zuzusehen. Er prahlte und rühmte sich seiner Geschicklichkeit, wie er dies nie getan hatte.

Aber im tiefsten Herzen hatte er eine Todesangst. Auf dieses Schießen war er nur verfallen, um nicht an Krus Erik und den Spirrtus und das ganze Elend denken zu müssen.

Er fühlte eine unbändige Lust, sich auszuzeichnen, zu zeigen, wie behend und stark und geschmeidig er war. Er hoffte, daß auch Mutter ans Fenster treten und sehen würde, wie gut er schoß.

Aber gleichzeitig bedrückte es ihn, daß er so schlecht und sündhaft geworden war. Wenn er sich doch von dem Teufelszeug trennen könnte.

Doch jedesmal, wenn er daran dachte, fühlte er, daß er den Spirrtus mehr liebte als alles andere auf Erden. Es ging ihm wohl so wie den Leuten, die den Branntwein liebten. Sie konnten nicht davon lassen, wenn sie gleich wußten, daß er sie zugrunde richtete.

Der Spirrtus hatte ihm nichts andres als Unglück eingetragen. Aber dennoch fühlte er sich stolz und stark und zu allem möglichen fähig, solange er ihn in der Tasche hatte.

Er hätte gerne jemanden gefragt, ob es böse oder unrecht war, daß er den Spirrtus behielt. Doch mit Mutter getraute er sich nicht von so etwas zu sprechen, und Krus Erik war ihm ja böse.

Plötzlich hörte er zu schießen auf und wandte sich an die Schwester, die daneben stand und ihn betrachtete. Und in fliegender Eile erzählte er ihr all das seltsame, das ihm widerfahren war.

Sie saß schweigend da, solange er sprach. Sie glich so ganz der Mutter, wie sie da saß und mit deutlichem Mißfallen zuhörte.

Als er geschlossen hatte, drang sie darauf, das Ganze Mutter zu erzählen.

„Du willst es ihr klatschen?“

„Nein, aber ich will Mutter bitten, herauszukommen, damit du es ihr sagen kannst.“

Er verbot es ihr in höchster Unruhe, aber sie hielt an ihrem Vorhaben fest und stand auf, um ins Haus zu gehen.

„Tu das nicht, ich schieße auf dich“, rief er und hob den Bogen.

Sie drehte sich um, als er das rief. Er hatte schon den Pfeil auf

den Bogen gelegt. Doch sie lachte ihn aus. Der Bogen war klein und schwach und der Pfeil ein Holzpföckchen ohne Spieße. Nicht einmal einen Sperling hätte er mit dieser Waffe erlegen können.

„Schieße nur, so viel du willst, ich gehe doch zu Mutter“, sagte sie eignsinnig.

Im selben Moment kam der Pfeil herangeschwirrt und traf sie gerade ins Auge — — —

Sie lag krank, mehrere Monate mußte sie im Hospital verbringen.

Als sie wieder heimkam, hatte sie nur ein Auge.

Während ihrer Abwesenheit war Konstantin wieder der Alte geworden. Er ging wieder zu Krus Erik in die Lehre. Er war artig und bescheiden, ein bißchen ungeschickt und gleichmütig ganz wie früher.

„Du darfst nicht glauben, daß ich auf dein Auge gezielt habe,“ sagte er. „Ich schoß auf den Dachfirst, aber als der Pfeil abflog, da war es, als hätte eine Hand darauf geschlagen, so daß er gerade auf dich losflog.“

„Ich habe gesehen, daß du nicht nach meiner Richtung geschossen hast,“ sagte sie.

„Ich bin nachts mit ihm auf den Kirchhof gegangen. Ich hatte solche Angst vor ihm.“

Sie saß da und grübelte. Sie war seit dem Unglück ganz wie ein alter kluger Mensch geworden. Sie war kein Kind mehr.

„Ich möchte wissen, was es war,“ sagte sie.

„Es war wohl nichts. Aber ich sehne mich nach ihm. Jeden Tag sehne ich mich nach ihm.“

„Ich denke“, sagte sie zögernd — — — „wenn du nur glauben würdest. Wenn du dir nur einbilden könntest, daß du ihn hast. Dann könntest du ebenso gut schießen und Schuhe machen, wie damals, als du ihn noch in der Tasche hattest.“

„Nein,“ sagte er, „ich habe versucht, aber es geht nicht. Es ist, als wollte dir jemand sagen, du sollst dein Auge selbst heilen, so daß du wieder so gut damit siehst wie zuvor. Das ist etwas, worüber man selber keine Macht hat...“

# Oskar von Schütte:

## Richtet nicht . . .

Eine Erzählung aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

7.

Die Tage stürmten in den November hinein. Es war die Zeit der Winterverproviantierung für die Dörfler und die Hofbesitzer. In der Stadt gab es den großen Herbstmarkt. Auf dem Breitenast war das Muetti allein zurückgeblieben. Der Gruber war hinunter einen neuen Knecht zu dingen. Der Gewohnheit nach mußte er schon zurück sein. Der Tag war am Verlöschen, spärlich kam das Licht hinter dem Hügel vor. Das Muetti kletterte die nasse Stoppelhalde hinauf, um Ausschau zu halten. Sie konnte noch sehen, wie sich weit unterm Bühl etwas mühselig heraufarbeitete. Schwerbevachtet, seufzte sie. Sie schüttelte den Kopf. „Er kann es nimmer lassen, da hat ihm sicher wieder einer eine neue Maschine aufgeschwängt, wovon sie schon drei im Schuppen hatten. Die aber redeten eine fremde Sprache. Denn keiner der Knechte und selbst der Gruber hat je eine von ihnen verstanden können. Trotz der vielen gedruckten Erklärungen.“

Der alte Gruber hatte es wahrlich nicht leicht mit einer solchen Last den Berg heraufzufahren bei den schlechten Wegen. Er war längst abgestiegen und ging in gleichmäßig breiten Schritten neben dem Wägelchen einher. Das Pferd führte er am Zügel. Gar oft mußte er rasten und sich die Stirne wischen. Von der feuchten Stirn fuhr er sich oftmals verstohlen über die Augen. Die innere Erschütterung über das, was er da an der Gabelung aufgelesen, machte ihm das Weiterkommen schwer. Dann sah er seitwärts, in aller Heimlichkeit, denn was ihm im Wagen saß, sollte um alles in der Welt nicht glauben, daß man es belauere. Gefragt hatte der Gruber erst gar nicht. Wie sie da saß mit dem Bündelchen an die Brust gedrückt, hatte sie eine so beredte Sprache geführt und ihm soviel erzählt, daß es mit Worten viele Tage lang nicht zu Ende gekommen wäre. Und mit Augen hatte sie ihn angesehen, die mehr nach Hilfe riefen als das lauteste Wehklagen. — Wenn man nur erst damit oben wäre, heraus aus dem Nebel, der ihr den Frost an den armen elenden Körper schüttelte. Nur erst oben sein, sie warm bekommen und das Würmlein, das ihr wimmernd an der Brust lag, mit guter Milch tränken, dann würde man schon sehen. — Nun wußte der alte Gruber nicht weiter. Was würde man sehen? Die Angst schnürte ihm die Kehle. Er hielt das Pferd an und schöpfte tiefen Atem. Das Unni saß auf dem schmalen Sitz, fast steif, wie in hartem Troß ihrer Hinfälligkeit gegenüber. Verkrampft hielten ihre Hände das Bündelchen fest. Frost-

schauer rissen von Zeit zu Zeit an ihr, dann legte es sich ihr schwarz über die Augen und sie sah nur in sich selbst hinein, immer zurück, immer wie in eine flammende Höhle. So haben sie sie dennoch gefunden und jetzt schleppen sie sie in die Heimat. Sie war daran vorüber geschlichen viele, viele Tage lang. Nur nicht dorthin, wo sie die hochfahrende Selhoferin gewesen ist, die sich den Christian von der Tannen eingeredet hatte. Weit vor der letzten Station war sie vor dem Zug geblieben und dann war sie dennoch in der Richtung weitergegangen, hinter dem abgedornten Strauchwerk, immer den Schienen lang. Auf einsamen Gehöften hatte sie ein wenig Milch gehischt, wenn ihr das Kind den Hunger grauerregend aus dem Lache heraufswimmerte. Dann zog es sie immer wieder in einem dumpfen vormärts dem heranbrausenden Zug entgegen. Sie hatte die beherzte Kraft nimmer gefunden, da den Tod zu suchen. Die Kälte trieb sie näher zu den Häusern. Wenn sie doch erst um das Heimatsdorf herum wäre. Dieser eine Gedanke schraubte sich ihr fest im schmerzenden Kopf. Nur um das Dorf herum sein, dann in die Berge hinein und still ergeben an der Gabelung verbüßen, was sie dem Leben verbrochen hatte. Seit dem Taganbruch lag sie am Wege. Ihre Augen hielt sie starr nach der Mulde gerichtet. Das Ringelwölkchen hob sich aus dem Hause, wo sie, die Hostochter, das Herdfeuer angezündet hatte, wo ihre Hoffnungen bis an den Himmel stiegen, wie die Grüssgottsfäule aus dem Schornstein. Die Erinnerung wurde ihr lebendiger, je elender der Körper sich abmattete. Dort in der Fremde wartete sie jeden Monat, wenn sie Vorräte einzuholen ging in der Stadt, auf Berichte aus der Heimat. Gar oft war sie verzagend zurückgekehrt in die nachtschwarze Verlassenheit des Savohtales, immer aber noch mit dem Vertrauen in die Liebe des Christian. Einmal war des Grubers langatmiger Brief gekommen mit viel guten Lehren, aber ohne ein Bestimmtes, an das sie sich hätte flammern können für ihr Leben. Viele Monate später hatte der Vater berichtet, kurz und höhnisch, von dem Besuch des Christian und der Rose von Tannen auf dem Breitenast. — Staubheiß hatte der Boden unter ihren Füßen gebrannt, — die Straßen hatte sie abgejagt, geheizt weg von den Leuten, mit denen sie zurückfahren sollte in das Tal. Und dann nur der Zeit nicht Übermacht gegeben zu ruhiger Überlegung. Nun dem Blut, das immer um die eine Hoffnung getrieben hatte, seinen Lauf lassen, gleich nur alles miteinander haben in wildem Genießen. Eingekehrt war sie dann irgendwo, als es in dichtem Abenddunst über der versengten Stadt lag. In der andern Ecke — müde, wie sie, fremd wie sie, saß ein bleicher junger Mensch, der einzelne Brocken der fremden Sprache zusammensuchte, wie aus allen Rocktaschen die wenigen Münzen für die Zeche. Sie waren zusammen fortgegangen. Sie wußten beide nicht wohin. Verängstet und doch gierig eins nach dem andern aus dem Grauen vor der Einsamkeit. Zwei Monate war sie mit ihm geblieben. Ihre Ersparnisse waren zu Ende. So fand sie der andere, der, den sie früher getroffen hatte — der Maler. Der erkaufte sich ihre „herrliche Buntheit“ mit dem silbernen Gehänge, das er ihr um den nackten Leib hing, und so malte er sie und stellte sie aus in Bildern. Sie hatte sich nimmer auf die Straße getraut. Als sie

entstellt war und nicht mehr nühe den wilden Bildern des Malers, da lief sie ihm und der Stadt weit weg. Nun setzte die Erinnerung aus. Später hatte man sie mit dem Kind auf dem Arm aus einem großen Haus wieder auf die Straße geführt. Jeder Schritt ihres Leidens schien ihr, als hätte sie ihn zehnfach zurückgelegt. Die Wundmale hatten sich ihr tief eingebrannt. In jedem Glied spürte sie die Qualen dieses zehnfachen Todes. Jetzt saßen sie im Kopf — sie schrie auf. Der Gruber konnte sie eben noch zu fassen kriegen, sonst wäre sie mitsamt dem Kindlein vom Wagen gestürzt. Er setzte sich zu ihr, hielt sie warm an sich —. Nun waren sie oben. Der Gruber wies dem Muetti, die mit gerungenen Händen vor dem Hause stand, stumm das ohnmächtige Anni, das er vom Wagen herunterhob und ins Haus trug. Tagelang redete keines. Die bange Stille um ein Todfrankes ruhte auf dem Breitenast.

Dem Anni war durch alle Pflege nicht wieder zu ersehen, was sich an frischem roten Blut in ihr aufgezehrt hatte. Sie fiechte nach einem langen Fieber dahin, immer gleich müde, und immer fernab.

„Ob da nicht eine starke Freude aufhelfen könnte“, sagte das Muetti, da keines ihrer Mittel mehr bei Anni angriff.

Der Gruber schüttelte den Kopf. „Da kann keine Freude mehr helfen, da ist was verdorben. Wenn sie die Kraft wiederbekäme zu verstehen, wie viel durch die eigene Schuld verdorben ist, wäre das noch viel trauriger.“

Das alte Muetti wurde ihre Gedanken nicht leicht los. „Alte Leute sollten sich nicht vermassen, ihre Erfahrung wie eine Sperre vor den Wildbach zu legen, der doch nun einmal die Jugend ist.“

„Du meinst das wegen dem Brief“, antwortete der Alte Kleinalaut.

Das Muetti nickte.

„Ja, da schlage ich mich auch schon die ganze Zeit mit den Zweifeln herum. Aber Besinnung hätte es bei dem Anni so oder so nicht gegeben. Sie hatte nicht den geschulten Verstand von der Rose. Eine, wie das Anni, die hat ein Herz und einen Entschluß. Sie mußte damals, um des Christian willen auf dem Selhofli wurzeln und nicht gleich in die Fremde laufen.“

„Ja so eines ohne Mutter und mit dem Vater, der alleweil über den Durst getrunken hatte.“ —

„Sie konnte sich zu uns halten.“

„Ja aber“ — die Muetti sah vor sich hin — „wir konnten ihr's nicht ausreden das mit der Rose, weil wir die Wahrheit fühlten.“

„So ist es. Und da hatte wieder das Höhere seine Hand im Spiele — dem wir armselige Menschen mit der begrenzten Einsicht doch nicht abgucken können, wie es bestimmt ist mit uns.“

Da saßen die beiden Alten und sahen das Anni verlöschen. Klaglos verhauchte sie den letzten Atemzug. Indes riß ihr Kindlein hell und wach und voll Neubegier die

Augen auf, in eine Welt zu sehen, in der das Leid groß und mächtig sich oft als wie ein schwerer Holzfloß auf die Freudenfünfchen des Lebens wälzt — in eine Welt, darin es gar kräftige Lungen braucht diese Freudenfünfchen anzufachen zur Daseinslust.

## 8.

Rose band die Blumen auf vor dem Fenster ihrer Stube. Sie gingen in das vierte Jahr, waren voll mit herrlicher Blüte, jungstammig und gesund. Mühe und Sorge hatte sie mit dem Wachstum gehabt, sie wollten nicht recht Wurzel fassen, ihr beinahe wie eine Warnung, daß ihrem eigenen Leben hier oben nur eine Station beschieden war. Sie erschrak oft vor sich selbst. Sie hatte ihr Herz an dieses Stammhaus gehängt, wie an etwas, wo nur allein ihre Sicherheit ruhen könnte. Es wandelte sie oft ein Verzagen an, sich hinausdenken zu müssen, fort von hier, keine Spur zurücklassend, kein Bedauern. In ihrem besten Sinnem konnte sie sich nicht mehr losreißen von diesem Boden. Um Christian, da hatte die Hoffnung eine hohe Hecke gezogen, über die hinaus er nicht mehr in das Geschehen der Welt sah. Hatte er des Tages Arbeit beiseite geräumt, flüchtete er hinter diese Hecke. Oftmals lächelte er der Rose aufmunternd zu, denn nun hatte er es auf sich genommen in Geduld auszuhalten, bis die Rose ihm käme mit dem Abschied. Sein Anni, die saß ihm sicher in Treue und Glauben im einsamen Savoyertal, so hatte es ihm der Gruber geschrieben bald nach seinem Besuch auf dem Breitenast, und andere Kunde war bis jetzt nicht zu ihm gelangt. Wie aber wollte er auch des Anni Treue lohnen! Sie einzehen hier oben als Herrin in die Vollblüte des Hofs, der nun sein Eigen geworden war durch seine Arbeit und die kluge Voraussicht der Rose. Wenn es ihm gar oft zum Herzen stürmte das starke Blut und ihn wirbrig machte vor sich selbst, dann brauchte er nur der Rose stilltrauriger Art zu begegnen, wie sie im Hause emsig schaffte ohne viel Worte und doch auch mit der ganzen großen Sehnsucht in sich. Die wußte sich in die Hand zu nehmen, und immer war sie geduldig ihm zuzuhören und ihm weiter zu helfen, wenn es kleinmütig über ihn kam. Darum durfte er der Rose das Zuwarten nicht verleiden. Der Hermann ließ nichts hören von sich, und sie wartete seiner, da er kommen sollte sie zu holen als ein Großer. Die Rose hatte versucht, es dem Christian gleich zu tun. Aber ihre Hecke wollte nimmer so dicht zusammenwachsen, daß es nicht Lücken genug gab darin, die ihren Blick hinauszwangen in die Welt und in das Misstrauen. Der Mut war ihr für das laute Leben abhanden gekommen vor der Stille und weltabgetrennten Vornehmheit des Holunderberges. In den ersten Jahren hatte die Mutter Veronika viel um die beiden geforscht. Etwas wie aus ihrer eigenen Jugend spürte sie in der Art des jungen Haushaltes. Es kam ihr zeitweilig vor, als wären die beiden in ihrem Ehestande nur zu Gast. Es quälte sie org-

dass dem Geschlecht nun dennoch die Grenze gesetzt schien. Verbittert zog sie sich ins alte Haus zurück. Was hatte es nun gelohnt das Schaffen und Einheimsen, wenn zu guter Letzt doch alles den ausgewanderten Lannen zufiel, die irgendwo in einem fremden Erdteil auf das Erbe aus der Heimat lauerten.

Beim Karl gab es nur Mädchen. Die Linni wurde darum wenig geachtet. Nun erwarteten sie dort wieder ein Kind und Linni, die wusste es schon, rein aus Angst, dass es kein Junge würde, musste es ein Mädchen werden. So hatte sich denn auf dem Berge zwischen dem alten Haus und dem Anbau, darin die Rose städtisch eingerichtet war, so etwas wie eine Mauer errichtet. Die Rose war froh darum, denn sie fürchtete die Augen der Mutter Veronika, der sie sich ja nun doch mit einem Betrug auf den Hof gesetzt hatte. „Hier Rose, hier, das mußt du lesen“, rief Christian atemlos. Er war nur so die Treppe heruntergesprungen der Rose die Ortszeitung zu geben, wo in breiten Säulen viel über den Herrmann zu lesen stand. Der hatte nun seine Bilder in der Stadt ausgestellt, absonderliche fremdbunte Bilder, hieß es, die sich gar nicht in den Sinn der kalten weißen Bergheimat einfügen ließen. Rose las es immer wieder. Die Augen waren ihr trocken, sie faltete dann das Blatt zusammen, und ein Frost lief ihr über den Körper, als ob nicht die ganze gute Frühlingswärme über die Erde streifte.

„Ja,“ sagte Christian endlich leise und verlegen, „es kommt mir sonderbar hart an bei aller Freude uns am Ziel zu sehen . . . Ob dir's auch so ist, Rose?“ „Es darf aber nicht“, Rose sprach überlaut, dann sprang sie schnell auf und strich sich mehrmals über die Stirne, wie eines, dass da was wegnehmen wollte. „Ja und morgen, da möchte ich zur Stadt, wenn die Pferde frei wären.“ „Die Pferde müssen frei sein,“ antwortete Christian schwer, „und aller Segen sei mit dir.“

Diesen Abend hielt es den Christian nicht hinter seiner Hecke, die seine Sehnsucht und seine Gedanken um das Anni war. Immer wieder trieb es ihn, mit der Rose zu sein. Sie sprachen nichts miteinander, und es wurde wie ein wehmutterliches Abschiednehmen von allem, was sie sich miteinander ausgedacht die Jahre und was sie auch miteinander hier oben geschaffen hatten . . . Rose fuhr am andern Morgen allein den Berg hinunter. Sie kam sich vor, wie hinausgetrieben durch einen fremden Beschuß und nicht wie durch den eigenen Wunsch.

\*

\*

\*

Ineinander gefallen war der Rose mühsam zusammengehaltene Hecke. Der Herrmann hatte sich versündigt! Sie drückte die eiskalten Hände gegen die Augen. Der Herrmann hatte sich versündigt! Ein Frevel war, was da prahlte in Nacktheit und dabei aussah wie eins von den Märtyrern mit den Kreuzesmalen. Als wäre es ihre eigene Schande, drückte sie sich an den

Menschen vorbei, die gierig vor dem Bilde standen. Sie suchte ins Freie zu kommen. Die Knie taten ihr weh, als wollten sie sie keinen Schritt weiter tragen. — Es gab keine Ruhe, sie mußte weiter, Schutz suchen für ihre Müdigkeit und eine Wegstütze.

In tiefer Demut pilgerte sie den Holunderberg hinauf, einem Wittgang gleich und dann oben in Ergebung den Tag abwarten, da Christian ihren Platz begehn würde für das Unni. Oben war es frühlingsstill. Niemand im Hause. Rose konnte allein sein vorerst. Das Bild! Sie kam nicht los davon, es riß ihr die Sinne, die Gedanken wund. Der Herrmann, der kinderklar und einfach gewesen ist und sie darum groß dünkte, war nun geworden wie einer, der hinauszieht und, wenn er eine Weile draußen war, sich auf seine Muttersprache nimmer zu besinnen vermag. Ein Fremdes, ein Wildes hatte sich ihm angenistet, und damit war er ihr fortgerückt für immer, denn wenn einer das sah in dem Abbild, das Gott von sich im Menschen geschaffen hatte, mußte man einen weiten Bogen um ihn machen, wie um einen Gezeichneten. Rose schloß die Hände in schwerer Not. Sie war müde, sterbensmüde. Sie setzte sich still in die dunkelste Ecke des Zimmers. Immer wieder überfroren sie die Gedanken an Herrmann in schreckhafter Angst, und hier oben konnte sie auch nicht bleiben. Dann kam Christian, und sie sprach ihm von dem Bilde.

Der Christian blieb lange still, dann sagte er langsam: „Der Herrmann war allein hinausgezogen, ohne die Zusammengehörigkeit, die unsere Tage wärmte, und so einer muß vielleicht in dem harten Ringen mit sich selbst ein Fremdes hinausarbeiten, um es loszuwerden. Weiß ich doch, was die Sehnsucht Verkehrtes auch aus mir hätte machen können, wäre meine harte Arbeit nicht mit dabei gewesen und deine Nähe, Rose. Da wird man eben das Unheilige, was allemal an solch einer Sehnsucht haftet, los vor der Gewalt der Natur oder vor der guten Art eines Menschen.“

Die Rose schlug die Augen nieder. Wenn der Christian wüßte! Und darin sah sie auch ihre Schuld dem Herrmann gegenüber. Ihr Gedenken hatte längst nicht mehr die Kraft für ihn, ihm voran zu leuchten wie ein ehrliches starkes Licht in der Dunkelheit der Wege, darin er vielleicht manchmal verzweifelt umhergeirrt war. Nun war auch alles mit eins erloschen.

Der Sommer breitete sich aus in reicher behaglicher Pracht. Rose konnte das Wachstum ihrer Blumen nimmer bewältigen. Sie ließ es wild und üppig ineinanderwinden vor ihrem Fenster, und dahinter saß sie untätig und still, beinahe scheu vor dem Christian. Sie wußte, daß sie nimmer hier fortkonnte aus eigenem Entschluß. Tag für Tag wartete sie auf den Streich, der der Verwirrenheit ihres Lebens nun auch gleich ein Ende bereiten sollte. Christian hatte, als die Rose zur Stadt fuhr, nach dem Breitenast geschrieben. Die Antwort konnte nicht lange ausbleiben. Rose sah, wie Christian mit Unruhe darauf wartete. Sie riß mit fiebernden Händen die Blumen vor dem Fenster

auseinander. Eiskalt perlte es ihr auf der Stirne. „Gebt nur immer,“ rief sie den Knecht an, der eben mit der Post ins Haus wollte. Da war es ... Sie lehnte lange an der Wand im Hausflur. Nun hörte sie eine Türe gehen, der Christian würde kommen, fragen — sie hielt den Brief, wenn er in ihre Tasche glitt; dann gab es noch eine Frist — nur eine Frist. Nun ging sie dem Christian entgegen.

Es war die Antwort. Der alte Gruber berichtete in einfachen Worten von Annis Sterben. Von dem jedoch, was das Anni vernichtet hatte, stand nichts in dem Brief und auch nicht, daß sie auf dem Breitenast ein goldhaariges Jungferlein großzogen von einer seltsamen Nirenart, und das jetzt schon dem Muetti, so klein und hilflos es war, manche Not schaffte damit, was es alles für sich erriet aus den Dingen der Welt.

Christian gebärdete sich schweranlagend gegen das Schicksal, aber wie der Sturm die Meereswellen aufpeitscht weit über das Ufer hinaus und in den tiefsten Tiefen des geheizten Wassers wühlt und ihm entreißt, was es versenkt glaubt bis in alle Ewigkeiten, so mögen des Menschen herrlichste Gemütschäze sich erst loslösen können durch die Gewalt eines allmächtigen Schmerzes. Und Rose saß neben Christian und sammelte sorgfältig ein, was da aus Christians aufgewühlter Seele an die Oberfläche wollte. So lange das Anni lebte und mit ihr sein stärkster und einziger Anziehungspunkt, da war er wie verliebte Jugend geblieben, halb mit Trost vor den Menschen, halb mit Scheu. Er hatte noch gar nicht gelernt seinem eigenen Bewußtsein gegenüberzustehen mit Menschenpflichten. Der Schmerz erst vollendete seine Mannheit, und von Stund an verstand es die Rose ihn wach zu halten. Das, was er erleben mußte, zeigte ihm, wie hinfällig die Wünsche sind, die man für sich allein großziehen möchte gerade wie ein einziges Kindlein im Hause, das stets mehr Angst bereitet, als Freuden. Nun wollte er seine Vollkraft in die Allgemeinheit tragen, weit weg von sich selbst, denn nur so war es ihm denkbar, die ganze ungeheure Last, die ihm das Leben war, weiter zu schleppen.

Und wie das Getriebe und die Mannigfaltigkeit ihn packten, also schien es, als ob man schon lange gewartet hätte unten im Dorf, daß ein Lannen nun endlich mitspräche in dem, was dem Lande diente, und wie nun, was er in all den Jahren oben in der stillen Stube des Vaters und mit der Rose geschultem Verstand eingehemist hatte, mit eins lebendig wurde und wichtig. Die Last, die ihm zuerst das Leben dunkte, wurde leichter, und endlich sah er sich wie einer, der seinem Leben ehrlich gegenüberzustehen wußte . . . Viel Neues war es, was er von unten herauftrug in die stille Nachdenklichkeit seiner Stube. Da Rose mit ihm hätte weinen können, waren ihre Gedanken nimmer auseinandergegangen. Sie saßen denn oft, bis der Tag hinüberschritt in die weiche Dämmerung des Feierabends. Dann ruhten auch die Gedanken. Still saßen sie auf der alten Truhe und seltsam wohl war ihnen, still nebeneinander zu bleiben,

wenn die Schatten anfingen sich um die Körper zu vertiefen. Die eigenen Wünsche hatten lange geruht im Dunkel der Trauer. Unsichtbar sprossen Blumen an der Stelle, wo Totes eingesargt ward, und nun war es an der Zeit, wo sie aus dem Gedanken einen blühenden Strauß winden konnten für das Leben.

## 9.

„Das ist sündiges Zeug“, rief die Mutter Gruber ein um das andere Mal dem Vater zu, ohne daß der sich von den kleinen etwas angelaufenen Fensterscheiben wegrührte. „Sündiges Zeug ist das, und du, Vater, solltest Sorge haben, daß die Trudi aufhört dummm zu tun mit der Vermählung. Bleibt erst stundenlang im Wald, um das Gesträuch zu holen, und behängt sich am heiligen Sonntag, statt im Dorf unten die Predigt zu hören.“

Der alte Gruber antwortete gar nicht. Die Pfeife war ihm aus gegangen über das Bild da draußen vor dem Hause. Da waren Wasser und Berge, welche eigentlich keine waren, und eine feurige Sonne war dahinter, in der stand die Trudi mitten drin. Die rotgoldenen Haare hatte sie gelöst und rote und gelbe Beeren an langen glühenden Buchenzweigen hineingehängt. Die Blätter rankten sich um das zarte Kind, als wollten sie da für immer festwachsen, und in langer Schlepppe fielen die leichten Äste an ihr herab. Das Gesicht hatte sie der untergehenden Sonne zugewendet, starr, bewegungslos, nur die Lichter tanzten über das Ganze vom hellsten Rosenrot bis ins leuchtende Braun. Die Augen waren ganz weit offen, und sie tauchte damit in diese Farbenfreuden hinein, als sollte sie da ihrer kleinen Seele Seligkeit finden für alle Zeit.

Der Gruber hatte den Christian gebeten, sich in einer wichtigen Angelegenheit auf den Breitenast zu begeben. Er und das Muetti fühlten sich alt werden und verstanden sich auf des Anni kleines Mädchen gar nicht. Es war anders, als sonst Kinder sind, und schlüpfte ihnen nur so zwischen den Fingern hindurch, als wie ein Eidechslein. Sie konnten ihr nicht nach mit den alten Beinen. Da mußte nun der Christian kommen und helfen und endlich auch von dem Vermächtnis des armen Anni hören. Es gab immer noch keine Kinder auf dem Holunderberg. Junge Leute, wie er und die Rose, würden sich besser auskennen in der absonderlichen Art, von der die Trudi immer mehr und mehr annahm. Die Welt, so meinte das Kind, wäre für sie allein gemacht. Was man ihr nicht freiwillig gab, das nahm sie sich auf irgend eine Weise, und nimmer ließen ihre Gedanken davon, wenn sie sich irgend etwas in ihren Kopf gesetzt hatte. Sie mußten sie aus der Schule nehmen, da sie immer viel weiter war, wie die andern, und sie lief dem Lehrer einfach weg, wenn er ein Ding, das ihr bereits bekannt war, immer wieder erklärte, damit die andern es erst begriffen. . . Der Lehrer wünschte es selbst, daß sie nun ein Jahr vorerst weg-

bliebe, und so hatten die Alten wieder die Unruhe im Hause. Nichts durfte man von ihr begehrn, ihr nichts sagen, dann legte sie einfach die Arbeit hin und sprang in den Wald und blieb draußen, bis in die sinkende Nacht, daß die Grubers oft die heilloseste Angst bekamen und mit Laternen ausziehen mußten, die Trudi einzuholen. Ganz in der Nähe saß sie dann oft in einem Ast und wollte sich ausschütten vor Lachen. Das Muetti suchte ihr mit Bibelsprüchen beizukommen, aber da frug sie so vielerlei dazwischen, daß das Muetti nicht aus noch ein wußte. „Bibel wäre doch Bibel,” flagte sie dann dem Vater, „da konnte man doch nicht zweierlei deuten.“ Da merkte der alte Gruber, daß sie sich zeitlebens wenig Kopfzerbrechens gemacht haben, welch ein Sinn in mancherlei zu legen wäre, und daß es oft anders ausfiel, wenn man selbst anfing zu denken, statt immer nur den andern nachzudenken. Aber das schickte sich nicht mehr in ihre alten Köpfe, da mußte nun die Rose heran mit ihrem Verstand. Zum heutigen Sonntag erwarteten sie den Christian. Als Trudi das hörte, gab es für sie kein Halten mehr. Den herbstlichen Wald hatte sie geplündert, das Haus geschmückt und mit dem Nest, den sie nicht unterzubringen mußte, sich selbst wie einen Waldgeist ausstaffiert. So wartete sie draußen in der herben Oktoberluft . . . Da sah der Vater Gruber, wie sie den Kopf vorbeugte und in die Tiefe sah, dann kam sie mit hocherhobenen Armen ins Haus gelaufen. „Ich habe den lieben Gott gesehen,” flüsterte sie geheimnisvoll und schmiegte sich eng an den Arm des Großvaters in zitternder Begeisterung. „Und seine Sonne war wie Feuer um ihn.“

„Das absonderliche Kind“, murmelte der Alte ergriffen. So deutete sie sich nun das Bibelwort selbst, wie der Herr als Guest eintrat in die Hütten der Niedern, und diesen Sinn legte sie nun in das Gefühl, das den Guest willkommen heißen sollte auf der Schwelle des Hauses. Der Gruber hielt des Kindes kalte aufgeregte Hand in der seinen und trat mit ihr vors Haus. Der Christian war schon oben. Er stand da und fand kein Begrüßungswort, denn er wußte im Moment nicht, was ihm da sein Zurückdenken vorgaukelte oder was Wirklichkeit war.

„Ja, das hat uns das Anni von sich dagelassen,“ sagte der Gruber einfach.

Dann saßen sie in der Wohnstube. Christian fand aus dem Bann gar nicht heraus. Er hörte alles, was das Muetti berichtete, wie aus weiter Ferne, und sah nur immer die grauen Augen des Kindes, die wie in hungriger Erwartung auf ihn gerichtet waren.

„Ja, dann wird es wohl das Beste sein, die Rose holt sich die Trude selbst ab,“ sagte er nach einer langen Pause und dann zu dem Kind gewendet: „Aber Waldgeist darf bei uns nicht gespielt werden.“

„Hast du nicht auch den Wald gemacht?“ frug die Trudi hastig dagegen.

„Ja, wenn ich so was könnte,“ lachte der Christian nun aus dem Herzen, „den macht der liebe Gott.“

„Ich weiß aber, daß du der liebe Gott bist,“ beharrte die Trudi.

Die Mutter Gruber verdrehte die Augen und rang die Hände. Was mußte nur der Christian von dieser Verwilderung denken. Erst die sündige Vermaskierung und jetzt wieder diese Rede.

„Du mußt so etwas nicht sagen, Trudi,“ unterbrach Christian den gewaltigen Redestrom des Muetti. Er wendete sich lächelnd und mit einer festen Milde an das Kind.

„Nun,“ sagte sie ganz entschlossen und sah den Christian mit strahlenden Augen an, „ich habe mir den lieben Gott doch genau so gewünscht.“

Darauf wußte nun niemand etwas zu antworten. Als es später war und das Kind in seine Kammer ging, da erzählte erst der Gruber, wie er das Anni in Krankheit und Elend an der Kreuzung aufgefunden und ins Haus gebracht hatte. „Wir hätten ja gern ihr Kindlein bis an unser seliges Ende im Hause behalten,“ schloß er die Erzählung, „aber wir wissen da zu wenig Bescheid darin. Damit haben wir alle drei es nicht gut. Das Muetti, dem das Alter nun doch zu schaffen macht, muß ihre gute Alltagslaune dran geben, und ich bin auch nicht besonders geduldig dabei.“

Im Innersten wehrte sich Christian gegen dieses Kind, das auch ihn eher erschreckte. Aber vielleicht war das nur hier so, wo zwischen dem Altgewohnten der Gruberleute und diesem jungen Blut keine Einigung zustande kommen konnte. „Wer da der Vater war, weiß man wohl nicht?“ frug der Christian nach einem Nachdenken. Ihm war plötzlich in den Sinn gekommen, was die Rose ihm damals erzählte von dem Vilde, und ohne es zu wollen, sah er da plötzlich einen Zusammenhang.

„Danach konnte niemand mehr fragen, wie sie so dalag,“ sagte der alte Gruber und fuhr sich über die Augen. „Es wollte sie auch keines mehr von uns mit den Angelegenheiten dieser Welt stören.“

Es wurde ganz still in dem kleinen Zimmer.

„Es nimmt mich endlich nicht wunder, dieses Kind, ich habe eigentlich immer noch etwas wie von dem Anni erwartet,“ sagte der Christian und blieb wie in ein Zurückdenken versunken.

Mit dem Frühesten ging Christian wieder nach der Station. Der Gruber gab ihm noch ein Stück Weges das Geleite.

Als sie an die Kreuzung kamen, blieb Christian stehen.

„Und jetzt an der Stelle habt Ihr sie aufgelesen, Vater Gruber?“

„Ja, gerade hier.“

„Und der Selhofer?“

„Dem hab ich das Kind erst gar nicht eingestanden. Der hatte ja doch

nur das Anni auf dem Gewissen, mit dem ewigen Gehöhrne und Geschwäche, das er deinetwegen vollführte. Nun sauft er sich langsam zu Tod."

Wie Christian dann allein weiterschritt, mußte er denken, ob wohl das Anni es so verstanden hätte, wie die Rose, seinem Leben einen kräftigen Inhalt zu geben. Die Jugend freilich war ihm mit dem Anni dahingegangen, die Jugend, welche schäumt und klagt und die Arme gegen den Himmel hebt in jauchzender Lust oder in harter Qual. Die hatte er sich in dem Leid um das Anni herausgetobt. Was dann noch übrig geblieben, war eine Weisheit für alles.

Die Liebe für die Rose war auch wie eine Weisheit. Allem lag irgend ein Gedanke unter, das wußten sie beide, und darin haben sie sich auch finden müssen. Die Rose hatte es ja auch plötzlich mit der Angst bekommen, ins Leben hinein zu laufen. Christian blieb stehen. Nun sollte in ihre gefügte Haushaltung dieses beunruhigende Waldkind. Christian ging nun wieder eine Strecke. Mit eins wurde es ihm klar, daß die das Kind nehmen mußten. Jetzt, wo es kein wirkliches Sorgen in ihrem Leben mehr gab, wo sie von der Vergangenheit sprechen konnten, war es vielleicht an der Zeit, die Seele, die sich ein wenig zu sehr von Allerweltsliebe nährte, etwas zu beunruhigen, damit sie auch neue Früchte zeitigte, ehe die reifgewordenen abfielen. Er mußte lachen, wie das Mirlein da oben mit den alten Grubers häusste. Ihm zu Ehren hatte sie sich geschmückt und wußte doch nichts von ihm. Wie ihr die roten Beeren leuchtend im Haar und auf der Stirn lagen, wie Blutstropfen. Christian fuhr sich über die Stirne. Diesen Zusammenhang, er wurde ihn nimmer los. Der Herrmann war seit langem in der Leute Munde. Immer wieder soll es dasselbe arme gequälte Menschenkind sein, das er aus einer Erinnerung heraus male, einer Erinnerung, die ihn dem Wahnsinn entgegentreib. Ja so. Christian fuhr auf. Er war an der Station. Man grüßte ihn ehrerbietig.

„Habt Ihr endlich das Kränzlein niedergelegt auf des Anni Grab? Zu Tode hat sie sich gegrämt um Euch, na und die Erbprinzessin droben auf dem Breitenast werdet Ihr wohl nicht länger verleugnen können.“

Christian wisch zurück. Das war des Anni Vater gewesen. Dieser traurige Trunkenbold würde ihm nun auf dem Holunderberg in seinem reinlichen Hause sitzen. Als er noch der Knecht auf dem Breitenast war, hatte er oft die behagliche Fröhlichkeit, die der Selhofer mit heim brachte, mit der grämlichen Stille verglichen, die im Elternhause herrschte. Mag ihm der Himmel diesen sträflichen Vergleich verziehen haben. Daß Christian still versessen auf den Selhofe blickte, statt zu antworten, brachte den Trunkenen in sinnlose Wut. Er spie förmlich hinter Christian her, da dieser, ohne eine Antwort zu geben, den Bahnhof entlang schritt. Es war Markttag. Auf dem kleinen Bahnhof hatten sich eine Anzahl Bauern zusammengefunden, die den Selhofe umstanden,

teils, um ihn zu beschwichtigen, teils, um ja kein Wort von dem zu verlieren, was der betrunkene Selhofer dem Tannen anhing. Wenn auch nicht alles, so mußte doch irgend etwas an der Geschichte sein. Der Gruber war zeitlebens ein heimlicher gewesen, und daß der ein Kind so einfach aufzog, das wollte ihnen auch nicht ein. Kam eben noch der Besuch des Christian von der Tannen auf dem Breitenast dazu, da mochte denn schon ein Körnlein Wahrheit dahinter stecken. Als der Zug in die Stadt einfuhr, war der alte Selhofer bereit einen Advokaten aufzusuchen und zwar, wie ihm die Bauern rieten, den Schwager des Tannen. Im besten Fall konnte er ein Schweigegeld einheimsen, und dann mußte das Kind sicher gestellt werden, will wohl heißen, meinten die Bauern, wenn alles stimmt.

Der Christian blieb in tiefer Traurigkeit. Das Leben riß allmählich den Glorienschein in Stücke, den er sich um des Anni Sterben gewoven hatte. Wie das nun alles trostlos zusammenhangt. Ob es nicht besser wäre, das Kind zu fremden Leuten zu geben, die es für die einfachste Arbeit großzogen?

Christian fürchtete dieses Blut, es zwang ihm jetzt schon eine Unsicherheit auf, mit dem, wie er das Kind in Verbindung bringen mußte mit dem Herrmann. Bis heute hatte er es vermieden, sich das Bild anzusehen, vor dem die Rose zusammengebrochen war, und nun drängte es ihn förmlich dahin mit eigenen Augen wahrzunehmen, was ihn schwer belastete in der Idee.

Lange, lange stand er vor dem Bild, das ihm schreckhaft traurig aus dem fahlen Licht dieses Oktobermorgens entgegenleuchtete. Des Anni wunderholder junger Leib war mit blühendem Herbstlaub umrankt. Um den Hals und über der bloßen Brust hing ein silbernes Gehänge, wie es die Frauen zur Oberländertracht tragen. Die Augen hatte sie gesenkt, und durch die Finger ließ sie die kleinen Silberkugeln der Kette rollen. Um den fest geschlossenen Mund zuckte es wie verhaltene Tränen. Christian las ein schweres Leid in diesem Bild, ein Leid und eine schwere Grausamkeit. Er ballte die Hände darüber, daß dies hatte geschehen können, geschehen, weil er in die Zwangsarbeit, in das Dumpfe gestellt war oben auf dem Berg, weil er aus seiner Hoffnung nicht herauskonnte zu raten. Den Herrn hatte er sich erarbeitet, und die Anni ließ er inzwischen ans Kreuz nageln. Sie mußte es über sich ergehen lassen, draußen in der Fremde allein und allem preisgegeben, und von ihm wußte sie ja nur, daß es eine Frau gab auf dem Berg. Der Gruber hatte die erste Schuld auf sich genommen, daß er seinen langen Brief dem Anni niemals zugehen ließ aus falscher Fürsorge, und da in ihm selbst sich lange nicht hervorgewagt hatte, was eine eigene Handlungsweise hieß, mußte ihm indessen das verderben, wofür er sein Leben vorbereitete. Nur mit Gewalt konnte er sich aus der weinerlichen zagen Stimmung reißen, die mit dem Anblick des Bildes über ihn gekommen war, und immer noch fand er in sich keinen Entschluß wegen der Trude. In seinem Haus würde die Ruhe mit ihr zerstört werden

müssen. In ihrer beiden Leben könnte ein Zweifel einziehen, ob sie überhaupt ein Recht hatten zu einander, auch jetzt noch. Wie dies alles auf den Kopf drückte . . . „Die Rose soll entscheiden, vielleicht findet sie eine Klarheit, wo ich nur traurige Verwirrung sehe,“ sagte er endlich laut vor sich hin.

Heute konnte er kaum erwarten, wieder heimzukommen. Er nahm sich nicht einmal Zeit, die Linni aufzusuchen. Als er nach dem Bahnhof eilte, stieß er auf den Schwager.

„Du hast es aber eilig“, rief dieser lachend und mit dem Geräusch, das dem Christian so fatal war.

„In zehn Minuten geht mein Zug. Grüß die Linni und sag ihr, die Zeit langte nicht für diesmal.“

„Dann will ich sehen, was sich in diesen zehn Minuten noch in deiner Sache tun lässt.“ Der Karl wollte sich ausschütten vor Lachen.

„In meiner Sache?“ fragt Christian unangenehm berührt.

„Nun ja, in der mit den Alimenten. Die Mutter ist zwar tot, aber der überlebende Großvater will die nun für sich eintreiben, und außerdem will er das Kind gesichert haben, oder er bringt deine Liebesaffären in alle Zeitungen.“

Den Christian würgte es am Hals. Der Karl wartete, immer vor sich hinlachend, bis der Christian, wie er vermeinte, zu sich gekommen war.

Dicht vor dem Bahnhof sagte der endlich. „Den Selhofer, den armen Trunkenbold, kannst du zum Gruber auf den Breitenast schicken. Dort wird er, wenn es der Gruber will, erfahren, wessen Kind dies ist. Er wird nichts erfahren, da niemand etwas Gewisses darüber sagen kann. Der Gruber hatte die Tochter sterbend bei sich aufgenommen. Was aber mit dem Kind geschehen soll, das werde ich heute noch mit der Rose beraten.“

Nun lachte der Karl wieder lärmend los. Er schlug den Christian auf die Schulter, damit die Leute ringsum auch sehen konnten, wie er mit dem, sonst von allen gefürchteten Schwager stand.

„Also gute Reise und den Kerl, der mir mit seinem Fusel das ganze Bureau verpestete, werde ich auf den Breitenast schicken oder wohin du willst.“ Der Zug hatte sich schon in Bewegung gesetzt, und noch immer gestikulierte der Karl dem Davonfahrenden nach.

#### 10.

„Und was sagst du jetzt, Rose“, schloß der Christian. Er hatte ihr alles getreulich erzählt vom ersten Erblicken des Kindes, von seinen Vermutungen und der Gewißheit, die ihn beim Anblick des Bildes überkam, daß die Tochter des Herrmann Kind sein müsse. Auch von seinen Beunruhigungen verschwieg er ihr nichts. Die Rose blieb still eine ganze Weile, dann sah sie den Christian mit ernsten, feierlichen Augen an.

„Das Anni ist fast wie ein Stück von mir gewesen, sonst hätte nimmer geschehen können, wie alles geschah. Darum muß ich wieder handeln, wie ein Teil von ihr. Und haben wir gefehlt in aller Unerfahrenheit, dann darf es uns nicht verdrießen, gut zu machen an dem Kind, mag auch mancherlei Unruhigung damit zusammenhängen. Die Trudi also müssen wir nehmen, vorausgesetzt, daß der Herrmann einverstanden ist damit.“

„Du weißt,“ sagte Christian leise, „daß das Anni niemals von dem Herrmann gesprochen hat zu den Gruberleuten. Sie ist doch im Elend von ihm gegangen und er hat sie gehen lassen.“

„Das Anni ist tot, Christian. Wir können nur den Herrmann hören, und wir müssen ihn hören, schon wegen dem Selhofer muß das geschehen. Auf dem Manne, der Recht spricht in seiner Gemeinde, darf nicht einmal der Verdacht eines Trunkenboldes haften bleiben.“

Christians Besorgnis fing an einer Art Nachdenklichkeit zu weichen.

„Meinst du nicht Rose, daß wir vorerst mit der Mutter beraten wollten. Sie könnte da leicht etwas mißverstehen.“

„Nein, Christian. Die Mutter weiß zu wenig von unserm Leben. Und dann . . .“, Rose zögerte ein wenig, weiter zu sprechen, „ich will es lieber gleich sagen. Die Mutter geht nicht ehrlich um mit dem eigensten . . . Denk nur, wie es mit uns hätte kommen können, wenn wir uns nicht begegnet wären in Freimut. Denk nur an Linni.“ Die Rose war aufgestanden. „Was ich dir nun einmal von deiner Mutter sagen mußte, könntest du mir getrost mit meinem Vater wiedergeben. Da aber — sie schlug die Augen nieder und die Stimme, die bis nun ruhig klang, zitterte, „da aber liegt noch eine häßliche Sünde, — die Habgier. Deine Mutter sah ein Geschlecht, mein Vater ist gierig gewesen nach euerm Gelde.“ Rose atmete tief. „So und nun meine ich, daß ich den Herrmann aussuchen müßte — allein. Wenn du es richtig benennen willst, hat er mir die Treue gebrochen, noch lange ehe ich ihm abgeschrieben habe aus meiner Einsicht heraus. Es muß ihm ein Wiedersehen nicht peinlich gemacht werden.“ Die Rose sah sinnend in den herbstlich dürren Kastanienbaum vor dem Haus. „Solch eine armselige Pracht, wie jetzt dieser Baum, ich muß da an den Herrmann denken. So viel Mark in den Knochen und solch eine armselige Pracht, die nur Dürre zeigt, mit ein paar Blättern dran, und das ist wie sein Ruhm. Gold, wenn das Licht draüber scheint, in der Nähe zerfressen. Seinen Ruhm holt er sich aus einem Grabe.“

„Nein, Rose, das scheint mir anders. Sein Kind ist etwas, wie seine Bilder, und das hat zehn Leben im Blut.“

„Dann, Christian, muß der Herrmann erst recht von seinem Kinde wissen. Vielleicht ist es ihm am nötigsten.“

Schluß folgt.

---

---

# R u n d s c h a u

## Politische Rundschau.

Von Dr. C. Mühlung.

Die lange angedrohte, immer wieder vertagte Ausdehnung des türkisch-italienischen Krieges auf die Küsten des ägäischen Meeres ist am 18. April erfolgt. Ein italienisches Geschwader von 27 Schiffen ist vor den Dardanellen erschienen und hat die Festungen, die den Eingang des Hellesponts verteidigen, beschossen. Dann ist es wieder nach Italien zurückgekehrt. Andere italienische Schiffe haben die Kabel durchschnitten, die das türkische Festland mit den ägäischen Inseln verbinden, und kreuzen in den Gewässern, die Kleinasiens Küsten bespülen. Nach offiziösen Mitteilungen aus Rom hat diese Flottendemonstration einen dreifachen Zweck. Sie sollte erstens den Beweis erbringen, daß Europa Italien nicht in den Weg tritt, wenn es von dem Machtmittel, das es bisher aus weitgehender Rücksicht auf die Interessen der europäischen Mächte nur an der nordafrikanischen Küste angewendet hat, den Gebrauch macht, der ihm beliebt. Es sollte zweitens die von der türkischen Regierung verbreitete, in der Türkei selbst, wenn auch nicht im Auslande, geglaubte Legende zerstören, daß die türkische Flotte, trotz der geringen Zahl ihrer Gefechteinheiten, einen ernstlichen Angriff der italienischen Schiffe auf die

asiatischen Küsten mit Erfolg abwehren könne, und dadurch den in der türkischen Bevölkerung festgewurzelten Glauben an die Unverwundbarkeit der asiatischen und europäischen Türkei erschüttern. Sie sollte drittens darauf aufmerksam machen, daß Italien nunmehr rücksichtslos dem von Konstantinopel betriebenen Waffenschmuggel nach dem tripolitanischen Kriegsschauplatz auch im ägäischen Meere entgegentreten werde, nachdem es einige Tage früher durch die Besiegung der Karawanenstraße, die von Tunis ins türkische Hauptquartier führt, den von Westen dem Kriegsschauplatz zufließenden Kampf- und Verpflegungsmitteln den Weg abgeschnitten hatte. Die europäische Presse hat diesen Versicherungen keinen Glauben geschenkt, weil die Erreichung der nach ihr er strebten Ziele zunächst nicht bemerkbar ist, aber eine andere vielleicht nicht beabsichtigte, jedoch unschwer vorauszusehende Wirkung dieser Flottendemonstration alle europäischen Mächte mehr oder weniger empfindlich betroffen hat. Die Türkei hat nämlich den Angriff des italienischen Geschwaders mit der Sperrung der Dardanellen beantwortet und dadurch dem europäischen Handel die Zufahrtsstraße nach Konstantinopel und weiten Gebieten der Balkanländer, dem russischen Reiche aber die Ausfuhrstraße für seine Feldfrüchte, die wichtigsten Erzeugnisse seines Außenhandels, abgeschnitten. Das

Völkerrecht bietet den europäischen Mächten keine Handhabe, diesem schwer erträglichen Zustand ein Ende zu machen. Sie können weder Italien verhindern, die kleinasiatischen Küsten zu beschießen, noch können sie die Türkei zwingen, ein ihnen unbequemes Mittel nicht anzuwenden, das ihm für die Verteidigung seiner Hauptstadt erforderlich erscheint. Wenn es freundlichen Vorstellungen nicht gelingt, die Hohe Pforte zur Aufhebung der Sperrung zu veranlassen, so werden sie die Schädigung ihrer wirtschaftlichen Interessen, die freilich, wie die Times mit Recht hervorheben, größer ist, als sie je ein Krieg neutralen Mächten zugemutet hat, so lange ertragen müssen, wie es eben geht. Aber es ist klar, daß ihr Friedensbedürfnis mit jedem Tage, den dieser Zustand währt, wächst, und daß es schließlich so stark werden kann, daß sie unbekümmert um alle Vorschriften des Völkerrechts den Frieden auf die eine oder andere Weise erzwingen. Wie sie das anstellen werden, ist nicht vorauszusehen. Dass es ihnen durch friedliche Mittel gelingen möge, ist zu hoffen. Jedenfalls ist die von Italien nicht beabsichtigte Wirkung seiner Flottendemonstration von viel größerer Bedeutung für diesen Krieg um Tripolis als die etwaige Erreichung der von seiner Regierung eingestandenermaßen verfolgten Ziele.

Die Verständigung zwischen England und Deutschland, der durch Lord Haldanes Besuch in Berlin die Wege bereitet werden sollten, und die jeder vernünftige Deutsche, der sein Vaterland liebt, wünschen muß, hat keine sichtbaren Fortschritte gemacht. Aber es ist wahrscheinlich, daß an ihr um so eifriger hinter den Kulissen der hohen Politik gearbeitet wird. Man hat der deutschen Flottenvorlage vorgeworfen, die Schuld an der angeblichen Störung der Verhandlungen zwischen Berlin und London zu tragen, und da man weiß,

dass Herr von Ritterlen-Wächter die Seele der Politik ist, die auf die Herstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Deutschland und England hinarbeitet, so hat man behauptet, daß diese Flottenvorlage auch in unseren Reichsämtern die Wirkung eines Erisapfels gehabt habe, und ein schon lange latent vorhandener Gegensatz zwischen dem Bewohner der Villa in der Königgräßer Straße und dem Nachbar Wertheims ausgebrochen sei. Dieser Gegensatz ist in der künstlichsten und ungeschicktesten Weise aufgebaut worden. Der Flottenvorlage steht ihr rein defensiver Charakter an der Stirn geschrieben. Sie kann unmöglich die englisch-deutschen Verhandlungen gestört haben. Sie macht nicht einmal eine Verständigung über das Maß der Seerüstungen unmöglich, die freilich den Inhalt nicht des ersten, sondern des letzten Artikels eines deutsch-englischen Freundschaftsbündnisses bilden sollte. Keiner von den beiden "Rivalen" hat denn auch bis jetzt den anderen entthront. Vielleicht bringen die Verhandlungen über die Wehrvorlagen, die im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, im Reichstag beginnen, ein wenig Licht in die Vorgänge, die dieser wenig erfreulichen Pressekampagne zugrunde liegen.

Die Wehrvorlagen und ihre Deckung sind jetzt für lange Zeit die Angelpunkte der inneren Politik in Deutschland. Um sie dreht sich der sonderbarste Kampf, der je zwischen Regierungen und Parteien konstitutioneller Staaten entbrannt ist. Die Eigentümlichkeit dieses Kampfes besteht nämlich darin, daß zwar für die Wehrvorlagen eine große Mehrheit vorhanden ist, aber die Regierung einem einflussreichen Teile der deutschen Presse und zwar merkwürdigerweise demjenigen, der die Ansichten der Linken vertritt, nicht genug Steuern zu ihrer Deckung fordert. Sonst pflegt es gewöhnlich umgekehrt zu sein. Noch bei Gelegenheit der Finanzreform von 1908, als unsere

Finanznot auf ihrem Gipfelpunkt angelangt war, hat dieselbe Presse behauptet, daß viel zu viel Steuern gefordert würden, daß die Regierung den Bedarf überschäze, daß sie sich einer strafbaren Plusmacherei schuldig mache. In der strengen Wermuthschen Lehrzeit sind alle Grundsätze liberaler Finanzpolitik über den Haufen geworfen worden. Eugen Richter muß sich im Grabe umdrehen, wenn er hört, daß man von der Regierung neue Steuern verlangt, nicht etwa nur, um Schulden tilgen zu können, sondern schon deshalb, weil die von der Regierung vorgeschlagenen Schulden-tilgungen nicht hoch genug erscheinen. In Zahlen ausgedrückt ist die Differenz zwischen den Gegnern der Deckungsvorlage und der Regierung, wie der Reichskanzler in der Rede, mit der er die Verhandlungen über die Wehrvorlagen einleitete, hervorhob, eine Summe von 34 Millionen. Es könnten also, wenn die Erbschaftssteuer eingeführt würde, wie Herr Wermuth verlangte, 34 Millionen mehr Schulden getilgt werden. Und darum Räuber und Mörder! Es ist unter diesen Umständen wirklich schwer zu glauben, daß die Parteien der Linken durch die Sorge um die Zukunft der deutschen Finanzen zu so lebhafter Kritik an der Deckungsvorlage veranlaßt werden. Aber die politischen Gründe, welche die Opposition ihrer Presse veranlassen, — daß sie auch im Parlament für die Abstimmung der Parteien ausschlaggebend sein werden, ist unwahrscheinlich, — sind komplizierter, als der Reichskanzler in jener Rede darzulegen für gut fand. Es ist nicht nur die Sehnsucht nach dem politischen Erfolg, den die Annahme der Erbschaftssteuer für die Linke bedeuten würde, die den Liberalismus veranlaßt, heute "Gesunde Finanzen" zu nennen, was er früher "Überschufswirtschaft" nannte, sondern es ist vielleicht in eben so hohem Grade die Besorgnis, daß das Zentrum, die treibende Kraft, die hinter

dieser Deckungsvorlage steht, wie vor 1907 wiederum zur ausschlaggebenden Partei im deutschen Reichstage wird. So berechtigt diese Besorgnis auch ist, so sollte sie doch keinen Einfluß auf die Stellung ausüben, die der Liberalismus der Deckungsvorlage gegenüber einnimmt.

Um so tatkräftiger muß aber dafür gesorgt werden, daß die nicht zu leugnende Steigerung des Einflusses der klerikalen Partei sich nicht auch im Bundesrate geltend macht. Durch die Ernennung des Führers der Zentrumspartei im Reichstage zum bayrischen Ministerpräsidenten ist diese Gefahr heraufbeschworen worden. Es bietet sich eine Gelegenheit, dem Zentrum zu zeigen, daß es nicht allmächtig ist. Der Reichskanzler muß darauf bestehen, daß die Interpretation des Jesuitengesetzes, die von der bayrischen Regierung beliebt worden ist, zurückgenommen wird. Die Mehrheit des Bundesrates wird dabei auf seiner Seite stehen, denn es ist die Pflicht dieser Körperschaft, dafür zu sorgen, daß die Handhabung der Reichsgesetze in allen Bundesstaaten nach denselben Grundsätzen erfolgt. Aber die Auslegung, die die bayrische Regierung diesem Gesetz gegeben hat, widerspricht derjenigen, nach der es in Preußen gehandhabt wird. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die preußische Auffassung im Bundesrat die Mehrheit findet. Das ist nicht nur um der Sache willen zu wünschen, weil die bayrische Auslegung das Jesuitengesetz unwirksam macht, und auch mißliebige Reichsgesetze nicht umgangen werden dürfen, sondern es muß auch erstrebt werden, damit die Vormachtstellung Preußens im Reich nicht erschüttert wird und der Klerikalismus nicht über Preußen im Reich triumphiert. Zwischen den Zeilen eines im Tag erschienenen Artikels des Herrn Bachem liest man schon die nicht überraschende Drohung, daß das Zentrum, "die für den Reichs-

lanzler unentbehrlichste Partei", in guter Stimmung erhalten werden müsse, wenn die Wehrvorlagen angenommen werden sollen. Vor dieser Drohung braucht sich der Reichskanzler nicht zu fürchten. Sie wird keine Tat gebären. Das Zentrum kann die von seiner Presse gepriesene, von mehreren seiner einflussreichsten Mitglieder gutgeheizene, nach seinen Vorschlägen finanzierte, mit dem Votum seines einstigen Führers versehene Wehrvorlage nicht ablehnen. Die Wehrkraft ist heute kein politisches Handelsobjekt mehr im Deutschen Reich. Es kann diese Vorlage besonders nicht deshalb ablehnen, weil ihm ein Angriff auf die Einheit der Rechtsprechung in Deutschland mißlungen ist. Würde es sich aber wider alles Erwarten doch dazu verleiten lassen, weil es Brüskierungen auf dem Gebiete der Kirchengesetzgebung noch weniger leicht verträgt als auf dem der Steuergesetzgebung, so würde es dadurch dem Reichskanzler eine Wahlparole von beispieloser Zugkraft verschaffen. Denn es hätte die deutsche Volksseele an den Stellen getroffen, an denen sie am empfindlichsten ist, wenn es die Sicherheit des Reiches gefährdete, weil es die um der Jesuiten willen von ihm angetastete Einheit des Reichsrechts nicht durchbrechen konnte.

## Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten Dr. Flügge.

Das dominierende Ereignis der inneren Politik im letzten Monat ist nach meiner Auffassung die Entschließung der Reichsregierung gewesen, eine neue Wehrvorlage einzubringen und die Kosten dafür in der bekanntgegebenen Weise zu decken. Dieses Ereignis hat auch eine große sozialpolitische Bedeutung. Und zwar nicht nur in seinem zweiten Teile, insofern, als die Deckung der Kosten in Frage kommt: daß die finan-

zielle Geburung eines Staates, besonders sein Steuersystem, auf die Bevölkerung des Staates soziale Wirkungen ausübt, ist eine Wahrheit, die ja ohne weiteres einleuchtet. Sondern auch in ihrem ersten Teile ist die Entschließung der Reichsregierung von sozialer Wirkung: es hat soziale Folgen, wenn der Friedensstand unseres Heeres um etwa 30 000 Mann erhöht wird.

Man hört oft die Behauptung, Deutschland fange an, ein Industriestaat zu werden, oder gar die andere, Deutschland werde immer mehr ein Industriestaat. Wenn der Ausdruck Industriestaat überhaupt einen Sinn haben soll, so kann er doch wohl nur einen Staat bedeuten, dessen Grundlage ausschließlich oder doch überwiegend die Industrie bildet. In diesem Sinne aber ist die Behauptung, Deutschland werde oder sei schon ein Industriestaat, irrig. Nicht nur steht politisch die Landwirtschaft durchaus gleich mächtig neben der Industrie, sondern auch wirtschaftlich und vor allem ethnisch ist die Landwirtschaft, der bisher nie versiegte Jungbrunnen unserer Bevölkerung, der Industrie heute noch durchaus gleichwertig. Aber das kann allerdings nicht geleugnet werden, daß derjenige Teil des Volkes, der in der Industrie Arbeit und Unterhalt findet, von Jahr zu Jahr gegenüber dem in der Landwirtschaft beschäftigten wächst, das haben die Berufszählungen im Deutschen Reiche unwiderleglich erwiesen. Und damit dehnt sich auch die nachteilige Wirkung, die die Industriearbeit auf die in ihr beschäftigten Personen ausübt, auf immer weitere Teile der Bevölkerung aus.

Schon, daß die Industriearbeit meistens in bedekten, oft staubigen und trotz aller Ventilation nach Schmieröl riechenden Räumen ausgeführt werden muß, benachteiligt die dabei beschäftigten Personen. Dazu kommen in einzelnen Betrieben besondere Schädlichkeiten, die Bleigesahr, giftige Gase, ätzende Materien

im Staube, heftiger Lärm und dergleichen. Ferner ist die industrielle Arbeit oft einsichtig, nimmt nur die Arbeit einzelner Muskelpartien in Anspruch und entwickelt nur diese zum Schaden der anderen, nicht benutzt. Manchmal ist sie auch geistig abstumpfend, dann, wenn sie ausschließlich in einem einzigen oder doch in ganz wenigen, zu Tausenden von Malen wiederholten Handgriffen besteht, deren Bedeutung für das Gelingen des fertigen Fabrikats der Arbeiter vielleicht nicht einmal kennt. Und welche fast unaufzählbaren Nachteile die Zusammenballung der Arbeitersassen in unseren Industriezentren hat, wie den Arbeitern und ihren Angehörigen Luft und Licht und Spielplätze fehlen, das haben wir in Deutschland grade in den letzten Wochen mit Schrecken erfahren.

Und nun kommt solch ein junger, engbrüstiger, blaßgesichtiger Arbeiter in die Kaserne. Er findet dort hygienisch einwandsfreie Unterkunftsräume, eine gradezu reichliche und tadellose Kost. Auf dem Exerzierplatz wird er Übungen unterworfen, die, bis auf das Kleinste wohl durchdacht, alle Muskeln anstrengen und alle kräftigen. Jeden Tag bewegt er sich dort viele Stunden in freier Luft, wird abgehärtet gegen Wind und Wetter, bis es hinausgeht zur Felddienstübung. Da lernt er, der Berliner oder Hamburger, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, Feld und Flur, Wald und Wiese kennen, lernt erst sehn, d. h. mit den Augen zu apperzipieren, in die Ferne zu blicken, Entfernung zu schätzen. Und am Nachmittag, wieder in der Kaserne, lernt er Sauberkeit, Reinlichkeit und Akkuratesse und viele andere Dinge, die es vielleicht auch in der Fabrik gab, die aber dort denselben wohltätigen Zwang wie in der Kaserne nicht ausüben konnten.

Anders, aber ebenso ersprießlich geht es dem Ersatz aus der Land-

bevölkerung, die trotz der numerischen Überlegenheit der Industriebevölkerung noch immer, wie die Heeresstatistik und die Untersuchungen von Ballod, Evert und anderen ergeben, weitaus die Hauptquelle unseres Heeresersatzes ist. Die ländlichen Rekruten bringen wohl die Gewöhnung an die Natur, die Abhärtung gegen Wind und Wetter mit, aber ihre Gewandtheit, die körperliche und oft auch die geistige, ist nicht immer so groß wie die der städtischen. Da setzt nun die militärische Ausbildung ein: Turnen, Bajonettieren, Fechten macht den Körper geschmeidig, das Gewehr mit seinen Geheimnissen, noch mehr das Geschütz, das Gelände mit seinen vielfachen Ausnutzungsmöglichkeiten und viele andere Dinge entwickeln die geistigen Anlagen.

Und dazu kommt für beide, für den ländlichen wie für den städtischen Ersatz, die militärische Disziplin, die die Mannschaften lehrt, jeden einzelnen so gründlich, daß er es sein Leben lang nicht vergessen kann, sich unweigerlich und willig mit seiner ganzen Persönlichkeit einzuordnen in den Dienst eines großen Organismus. Das ist das Beste, was der gediente Soldat mitnimmt in das bürgerliche Leben, denn das ist die Grundlage für die Staatsgesinnung, die keinem Reiche mehr not tut als unserem in diesen ernsten Zeiten. Das ist auch eines der — mehreren — Geheimnisse unserer wirtschaftlichen Erfolge, diese Disziplinierung unserer Arbeiterschaft, sie ist dasjenige Geheimnis, das uns England, so lange es nicht die allgemeine Wehrpflicht durchgeführt haben wird, also noch auf lange Zeit hinaus nicht nachmachen kann.

Sa, es ist wahr, was der Generalstabsarzt der Preußischen Armee Dr. von Schjerning in seinem ausgezeichneten Buche ausgeführt hat, das den für seinen reichen Inhalt zu bescheidenen Titel „Sanitätsstatistische Betrachtungen“ trägt: das Heer ist unserem Volke

zu einem unvergleichlichen Erziehungs-  
mittel an Leib und Seele geworden,  
und wenn wir das Heer nicht hätten,  
so müßten wir, wenn wir die leiblichen  
und die geistigen Kräfte unserer jungen  
Mannschaft in derselben Weise ent-  
wickeln wollten, wie es jetzt durch das  
Heer geschieht, zahllose andere Ein-  
richtungen von Staats wegen mit großen  
Kosten treffen, und wir wären dann,  
mindestens in den ersten Jahrzehnten,  
noch nicht einmal sicher, ob diese neuen,  
anderen Einrichtungen ebenso zuver-  
lässig wirkten, wie es heute das Heer  
mit seiner durch ein Jahrhundert hin-  
durch erprobten Erziehung tut.

So begrüßen denn auch wir von  
unserem, vom sozialpolitischen Stand-  
punkte aus die Wehrvorlage, die dafür  
Sorge trägt, daß ein größerer Teil  
unserer Jugend als bisher durch die  
Schule des Heeres geht, mit großer  
Freude, und ich für meine Person tue  
das um so mehr, als ich nur diejenige  
Sozialpolitik als berechtigt anerkenne,  
die sich der gesamten Staatspolitik  
als ein Teil von ihr, ihr dienend und  
förderlich, einordnet — als mir die  
soziale Reform nichts anderes ist als  
ein besonderes Mittel zur Befestigung  
und Begründung des Staates überhaupt.

### Koloniale Rundschau.

Von Otto Jöhlinger.

### Mischchen und Rassen- fragen.

In der Budgetkommission des Reichstages pflegt es oft interessanter zu-  
zugehen als im Plenum; die Abge-  
ordneten werden dort nicht so beobachtet  
und von der Tribüne und Presse be-  
lauscht, sie können sich also mehr aus-  
sprechen und ihren Worten einen freieren  
Lauf lassen. Diese alte Beobachtung  
konnte man auch bei Beratung des

Kolonialtats in der Kom-  
mission machen: es gab interessante  
Schlaglichter, die man im Plenum nicht  
zu sehen bekommt. Da war zunächst  
Erzbergers Entthüllung, daß  
ein sehr bekannter national gesinnter  
Kolonialpolitiker, der jetzt laut für Wild-  
und Naturschutz in den Kolonien ein-  
tritt, bei seinem Aufenthalte in Deutsch-  
ostafrika für — 30 000 Mk. Elfen-  
bein erbeutet und verkauft  
habe! Wer muß bei dieser Ent-  
hüllung nicht an Heines Worte vom  
heimlichen Selbstauf und öffentlichen  
Wasserprediger denken?

Ebenso bemerkenswert wie Erz-  
bergers Entdeckung war der Stand-  
punkt, den Paasche, der Vertreter  
der national-liberalen Partei, der seit  
Arnings Ausscheiden das Kolonialreferat  
hat, in der Mischchenfrage ein-  
nahm. Zu aller Überraschung trat dieser  
Mann, der Dernburg wegen seiner Ne-  
gerfreundlichkeit stets angegriffen hatte,  
für die Mischchen d. h. also mit anderen  
Worten für die Gleichstellung der Neger-  
rasse mit der weißen Rasse ein. Man  
geht wohl nicht fehl, wenn man den  
Umschwung in der Gesinnung Paasches  
mit den etwas extrem negrophilen  
Ansichten in Zusammenhang bringt,  
die sein Sohn, der frühere Kapitän-  
leutnant, jetzt überall vertritt, und von  
denen auch kürzlich an dieser Stelle  
die Rede war. Allerdings passierte dem  
früheren Professor der Nationalökonomie  
Paasche der recht unangenehme Fehler,  
daß er Mischlinge und Kreolen mit  
einander verwechselte, sodaß Ledebour ihn darauf aufmerksam machen  
mußte, was Kreolen (d. h. die im Lande  
geborenen reinen Weißen) sind!

Die Frage der Mischchen hat nun  
eine sehr principielle Bedeutung  
nicht nur für unsere Kolonialpolitik,  
sondern für die Stellung der Weißen  
in den Tropen überhaupt. Sie ist ein  
wesentlicher Teil der gesamten Ein-  
geborenenpolitik, und sie kann

von dieser nicht völlig getrennt werden. Welche Stellung man zur Eingeborenenpolitik einnehmen soll, hängt oft vom persönlichen Gefühl ab: die einen sehen im Neger den „Menschen mit der unsterblichen Seele“, den „schwarzen Bruder“, und was dergleichen Kosenamen noch mehr sind. Hierzu gehören die Ultra montanen, die in jedem katholischen Neger den christlichen Mitbruder erblicken, den sie wie sich selbst lieben müssen. Das ist von ihrem Standpunkte aus logisch richtig und religionshistorisch begründet. Die Sozialdemokratie sieht im Neger etwas Wesensverwandtes: den unterdrückten Stand, der vom Kapitalismus ausgebaut wird, dem also immer und unter allen Umständen geholfen werden muß, selbst wenn, wie es oft der Fall ist, die Staatsautorität im Schutzgebiet untergraben wird. Diese Stellung der Sozialdemokraten hat keine sehr große Bedeutung, da diese Partei bekanntlich in Deutschland so kurzichtig ist, daß sie positive Kolonialpolitik überhaupt nicht mitmacht.

Grundverschieden von der Tendenz der beiden vorgenannten Fraktionen ist die der rechts stehenden Politiker: die Alddeutschen erblicken in jedem Streifen Afrikas, mag er noch so tropisch sein, meist ein Siedlungsland für Deutsche, in dem der Deutsche Herr, der Schwarze Knecht sein muß. „Fort mit der Volkskultur, wenn sie den Plantagen im Wege steht“, das ist so ungefähr Standpunkt, den Männer wie Liebert usw. einnehmen. Diese Tendenz ist natürlich noch schlimmer als die zu groÙe Negerfreundlichkeit; sie führt zur Unterdrückung der Neger, die doch als Arbeitskräfte nicht entbehrt werden können, oder zu Aufständen, die das Land ruinieren.

Wie stets, so liegt auch in der Frage der Negerbehandlung die Wahrheit in der Mitte; sie ist sehr richtig dahin charakterisiert worden von dem besten

Kenner Ostafrikas Stuhlmann in den Worten:

„Der Weiße steht dem Afrikaner als Herrscher gegenüber; er soll ihm keine europäische Zivilisation aufzwingen, die ihm keinen Segen bringt, sie macht ihn nur zu einem unglücklichen aus seiner eigenen Umwelt entwurzelten Zerrbild. Der Weiße soll daher außer Frieden dem Eingeborenen nur das bringen, was ihn nicht entwurzelt, was ihm Segen gibt: eine konsequente Arbeit und eine milde, aber straffe Autorität. Ohne beides verkommt er.“

Diese auf jahrelangem ernsthaftem Studium des Negercharakters aufgebaute Ansicht muß sich vor allem der Liberalismus merken, der zwar in der Frage der Eingeborenenbehandlung noch keine entschiedene Stellung eingenommen hat, der aber, wie es scheint, in dieser Beziehung sich zur Gruppe der Ultra montanen und Sozialdemokraten wenden will. Naturgemäß kann und darf der Liberalismus nach seiner ganzen Geschichte und Vergangenheit sich nicht auf die Seite der Alddeutschen stellen, er darf nicht für Arbeitszwang, Eingeborenen mißhandlung und dergl. sein. Aber was er tun muß, das ist ein entschiedenes Eintreten für eine wahrhaft nationale Kolonialpolitik, die von den Erfahrungen anderer Staaten gelernt hat, wohin die Gleichstellung oder gar Vermischung der Rassen führt. Der Neger ist und wird es Jahrhunderte lang bleiben, eine untergeordnete Rasse, die auf einer Kulturstufe steht wie die Völker Europas vor 2000 Jahren. Die ganze Kulturentwicklung der beiden Jahrtausende, die die weiße Rasse auf ihren heutigen Stand gehoben hat, ist am Neger fast spurlos vorübergegangen. Ist es daher möglich, ihm im Eilzugtempo die Kultur von zwei Jahrtausenden einzupauken? Weder die geistige, noch

viel weniger die moralische Bildung eines Durchschnittsmenschen aus dem Mittelalter können ihm so schnell beigebracht werden, es bleibt Firnis, der an der Oberfläche des Zerrbildes haftet. Seine Moral bleibt auf lange Zeit die eines Negers — das hat uns die Geschichte der Negerstaaten zur Genüge gelehrt.

Ganz falsch ist nun, wenn gewisse liberale Kreise, um das Negerproblem schmackhafter zu machen, auf die Kultur der Juden hinweisen zu müssen glauben, die heute hinter den Christen in keiner Beziehung mehr zurücksteht. So hat der liberale englische Kolonialpolitiker Sir Harry Johnston betont, daß die Neger mit den Juden zu vergleichen wären, die auch erst ihre soziale Stellung in schweren Kämpfen und in harter Schule errungen hätten.

Es ist das Verdienst des deutschen Kolonialwissenschaftlers Professor Zoepfl, in seinem ausgezeichneten Aufsatz im Handwörterbuche der Staatswissenschaften auf den fundamen-talen Irrtum hingewiesen zu haben, der dem Gedankengange Johnstons zugrunde liegt: die jüdische Rasse hat schon vor mehr als 2000 Jahren eine eigene hohe geistige Kultur selbst-schöpferisch, nicht bloß nachahmend hervorgebracht. Ja, man kann auch sagen, daß das Judentum — von dem doch der Gottesglaube ausgeht — vor 2000 Jahren in moralischer Beziehung den anderen Völkern seiner Zeit überlegen war und vielfach den Christen als Vorbild bei ihren Sitten gesehen diente. Inzwischen haben die Juden hinzugelernt und von der neuen Kultur anderer Länder in sich aufgenommen, — das haben die Neger nicht getan.

Man hüte sich also vor einer Über-schätzung der Negerrasse, die sich sehr unangenehm fühlbar machen wird. Der Schwarze muß im Weißen die höher stehende Rasse erblicken, vor der er

Respekt hat, nur dann wird er ihm folgen. Er wird aber den Respekt verlieren, wenn sich der Weiße mit seinen schwarzen Töchtern verheiratet und Mischlinge hervorbringt. Die Heirat mit einer Schwarzen zieht den weißen Mann hinab auf das tiefe geistige und moralische Niveau der Frau, und die Mischlinge bilden stets eine Gefahr für die Verwaltung: sie selbst betrachten sich als höhere Wesen, während die Schwarzen nichts von ihnen wissen wollen; Mischlinge den Weißen gleichzustellen hat aber schwere politische Bedenken. Den Schwierigkeiten, die sich hieraus ergeben, geht man aber aus dem Wege, wenn man die Mischehe gesetzlich nicht sanktioniert.

Aber noch etwas anderes ist erforderlich, wenn der Schwarze vor uns Respekt bekommen soll: die Perversität gewisser deutscher Frauen, gerade den Negern nachzulaufen, muß, — eventl. mit Staatshilfe unterdrückt werden. Keine Engländerin oder Amerikanerin würde ihr Rassebewußtsein so verleugnen, daß sie einem Kamerun-Neger oder einem Samoaner Liebesbriefe sendet. Diese Schmach hat sich die deutsche Jungfrau vorbehalten! Welchen Respekt soll da ein Kamerun-Häuptling à la King Bell vor dem weißen Bezirksamtmann bekommen, wenn, wie es tatsächlich der Fall war, ihm die Tochter eines Berliner Versicherungsbeamten einen Liebesbrief sendet, in dem sie ihn mit „Königliche Hoheit“ anredet, ihn, der gerade kurze Zeit vorher 25 wegen Unbotmäßigkeit „übergezählt“ bekam! Solcher Rasse-skandal, der unser Ansehen in den Tropen untergraben muß, kann nur unterdrückt werden, wenn die Kolonialverwaltung radikal vorgeht: sie muß alle derartig perversen Liebesbriefe deutscher Frauen an Eingeborene im Wortlaut mit Namensunterschrift veröffent-

lichen. Dann wird das deutsche Mädchen anfangen das zu lernen — was die Engländerin längst weiß!

### Theologisch-kirchliche Rundschau.

Bon Theodor Kappstein.

Vor zwei Jahrzehnten noch zählte man in Berlin nur ein halbes Dutzend entschieden liberaler Pfarrer; diese Neuprotestanten im Kirchendienst sind jetzt ungefähr beim vollendeten ersten Hundert angelangt. Das bedeutet: das (erste) Viertel der gesamten Berliner Geistlichkeit. Die Patronatsstellen des Magistrats und die überwiegende Mehrheit der durch freie Gemeindewahl zu besetzenden Stellen fallen dem kirchlichen Liberalismus anheim, während das Konsistorium in direkter Besetzung und wo es ihm sonst der Buchstabe der Paragraphen irgendwie — ob auch unter verzweifelten Auslegungskünsten — gestattet, für die Berufung orthodoxer Pfarrer bemüht ist. Von Greifswald übersiedelte mit dem 1. April an die Kaiser-Wilhelm-Kirche in Charlottenburg mit ihrer weitschauenden Kanzel der ausnehmend tüchtige Prediger und Reichstagsabgeordnete Immanuel Heyn, zwischen dessen einmütiger Wahl durch die Gemeinde und seiner Einführung durch die Kirchbehörde die Kleinigkeit von 15 Monaten lag. Heyn war bereits vor einem Jahrzehnt für die Petrikirche in Berlin bestimmt; der damalige Propst und Vizepräsident des Oberkirchenrats Hermann von der Goltz vereitelte mit kirchenpolitischem Raffinement die Bestätigung. Die orthodoxe Minorität der Kaiser-Wilhelm-Gemeinde, protestierte gegen Heyn, der Oberkirchenrat legte die Beschwerde dem sogenannten kleinen Spruchkollegium zum Ermittelungsverfahren vor (das sich von

dem Feststellungsverfahren des großen Spruchkollegiums in der Form unterscheidet). Zu den Unterzeichnern gehörten, neben zahlreichen Damen und einigen Herren, zum Erstaunen der Öffentlichkeit auch zwei Professoren der Berliner Universität: D. Bernhard Weiß und D. Reinhold Seeberg, welche beide in ihren theologischen Büchern bewiesen haben, daß sie keine innere Gemeinschaft mit der "reinen" Kirchenlehre haben, vielmehr in erheblichem Umfange selber Ketzer sind.

Der Hauptvorstoß gegen Pfarrer Heyn richtete sich gegen eine treffliche theologische Studie, in welcher der Verfasser im Sinne der gesamten modernen Theologie die leibliche Auferstehung Jesu ablehnt und (in Übereinstimmung mit fast allen Theologen) die Echtheit des vierten Evangeliums bestreitet. Weiß darf als würdiger Emeritus hoher Jahre ausscheiden; D. Seeberg aber, der von den Stöckergruppen wegen seiner glänzenden Redegabe und seines Einflusses bei den Behörden mit verdächtigem Eifer umschmeichelt wird und der in der Nachahmung der äußeren Linien der Wirksamkeit Harnacks sich nicht genug tun kann, Seeberg muß seine Unterschrift um so schwerer verdacht werden, als sich ohne Mühe aus seinen Schriften und Vorlesungen der Nachweis erheblicher kirchlicher Lehrabwendung gegen ihn selber erbringen läßt. Zu mindest hätte er die laienhaften Protestler in der Kaiser-Wilhelm-Gemeinde über sein ethologische Verwandtschaft mit Pfarrer Heyn aufklären müssen, die in ihm naturgemäß ihren Wortführer sahen und ihm bedingungslos vertrauten. Der wahrhaft orthodoxe Professor Hermann Cremer in Greifswald hat 1903 in einem unbarmherzigen "Bericht für die Gemeinde" Seebergs Ketzerien ans Licht gestellt und ihm den Kirchenglauben mit ver-

nichtenden Worten abgesprochen, gerade auch in den Lehrpunkten, welche jetzt Seeberg gegen Heyn bei der Kirchenbehörde namhaft machte! Das Spruchkollegium hat die ungenügende Beschwerde abgewiesen, das Konsistorium mußte Pfarrer Heyn bestätigen.

Damit ist von den beiden obersten preußischen Kirchenbehörden ( denn im Spruchkollegium bilden den Schwerpunkt seine Mitglieder des Oberkirchenrats) zu Recht erkannt worden, daß der Liberalismus, wie ihn Pfarrer Heyn, Reinhold Seeberg, Adolf Harnack und Bernhard Weiß vertreten, neben der altkirchlichen Orthodoxie in der evangelischen Landeskirche gleichberechtigt ist. Das gibt dem jüngsten Altenstück des Spruchkollegiums grundsätzlichen Wert für die weitere preußische Kirchengeschichte. Jathos schwärmerischer Pantheismus ist abgelehnt worden, Heyns theologischer Radikalismus ist anerkannt worden, Pfarrer D. Marßfischer mit seiner sehr freien religionsphilosophischen Spekulation bleibt nach wie vor unangefochten im Amt. Die ausschließlichen aber wollen die Liberalen zur Einschüchterung der Behörden wieder einmal glauben machen, in Berlin und in Hamburg — wo Pfarrer Heydorn trotz seiner 100 freimütigen Thesen und trotz einer geradezu wilden Agitation der Gegner vom Senat bestätigt wurde, — daß sie ihre Koffer packen. Mich einmal sie selber glauben an ihren schon mehrfach angedrohten Auszug aus der verbabbelten Kirche. Die Brüder sollen einträchtig beieinander wohnen; Unkraut und Weizen werden nach dem tieffinnigen Spruch des Meisters von Nazareth erst am Erntetage von einander geschieden; das Erkennungszeichen für Weizen und Unkraut wird jedoch schwerlich eine so oder so formulierte Kirchenlehre sein . . .

### Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

In der Frauen-Literatur unserer Tage schwindet mehr und mehr das Element einer naiven Freude am schönen Schaffen, an der Kunst um der Kunst willen. Die Frauen von heut wollen, sobald sie etwas können, an dem Rätseln und Raten der Zeit auch ihr dichterisches Teil haben. Sie wollen — sans phrase — die Probleme der Zeit lösen, oder doch lösen helfen nach ihrem Ermessen. Und ihre Kühnheit im Erfassen solcher Probleme schreit vor keiner Höhe, keiner Tiefe zurück. Nur, daß im Durchlichten solcher Menschheiträtsel ihre Klarheit, ihr Wille zur Konsequenz, ihre Fähigkeit zur Verdichtung nicht gleichen Schritt hält mit ihrer Kühnheit. Gerade in den besten, eindrücklicheren Frauen-Büchern sind solche Mängel neben großen Vorzügen befremdlich. Da hat Leonore Frey \*) ein seltsames, in mancher Hinsicht meisterhaftes Buch geschrieben „Das leuchtende Reich“. Ein Buch voller Rätsel, Unklarheiten und Willkür. Es ist möglich, daß ihrer Weisheit letzter Wille als eine feine, schillernde Travestie auf die seichte Allerweltgelehrsamkeit unserer populären Problemhansel gesehen sein will. An Problemen läßt sie es nicht fehlen. An Oberflächlichkeit ihrer Behandlung auch nicht. Die große Frage: ist unser Einzeldasein wirklich von Geburt und Tod endgültig begrenzt? Oder ist es nur ein Glied in einer unaufhörlich sich erneuenden Kette von irdischen Existzen einer Seele? Sind wir ahnende Kinder des ewig unerlösbaren Karma, oder der gütig auslöschenden Erde? — diese große, beherrschende Frage zieht als Leitfaden durch die Geschichte und Geschehnisse der Dichtung. Daraus

\*) Verlag J. G. Cotta-Stuttgart.

ergeben sich die Fragen der Verantwortlichkeit der Erbenden für die Laten ihrer Vorfahren: das Orest-Problem, das Leonore Frey noch mit einem starken Einschlag von Hamlet-Öhnmacht verquält. Die Öhnmacht dessen, „der die Schuld begeht, nicht schuldig werden zu können!“ Durch eigene Schuld zu sühnen und auszulöschen die Schuld der Väter. Und als Begleit-Problem schattet weiter die Frage nach der Prädisposition für das Wiederaufstauchen der gleichen Verhängnisse in der gleichen Familie durch Jahrhunderte hin, düster über das Leben der Handelnden, die aus Tantalo's Geschlecht abzustammen wähnen.

Da ist nämlich ein phantasiepathologischer Professor, ganz eingespommen in den Zauber der griechischen Klassizität, die sein Lebenselement, seiner Seele „leuchtendes Reich“ bildet. Seine Tochter, in allem das Kind seiner Phantasie, wird zweier Söhne Mutter, die gleich ihr mehr in dem „leuchtenden Reich“ der Griechenschönheit als in der Wirklichkeit leben. Der Älteste, ein trozig selbsteigener Jüngling von stolzer Griechenherrlichkeit, wirft sein junges Leben von sich, um der Hundepeitsche seines Vaters zu entgehen. Der Jüngere, Daniel Achilles, ein Antinous, Orest, Hamlet und Oswald in traurigem Gemisch, ist Held und Träger der Handlung, die er dennoch nie beeinflußt, leitet oder gar lebt. Seine Mutter, das schönste, vornehmste Weib, wird von ihrem Gatten betrogen, schamlos betrogen. Daniel Achilles weiß das und sieht, daß diese vergötterte Mutter in Abwesenheit des Vaters einen Hanswurst von Vetter an ihre Seite zieht. Der Vater und seine Huldin geraten vor ihren Augen in Lodesnot, die Mutter verhindert ihre Rettung. Beide gehen unter in demselben See, in den der ältere Bruder, todsuchend, sich geflüchtet. Nach unlösbaren Innen- und Außen-Erlebnissen beschließt Daniel Achilles, dem unausweichlich gebiete-

risch werdenden Tantalusruf in seiner Traumseele zu folgen und den verreaten, gemordeten Vater an der ehe-schänderschen Mutter zu rächen — falls er sie schuldig findet. Die Probe — eine Hamletprobe — bleibt ergebnislos. Daniel-Hamlet aber geht dennoch geradeswegs ins Wasser. In denselben, von einsamer, grauer Sphinx bewachten See, der Vater und Bruder verschlungen.

Man verstehe mich recht: die Handlung darf allenfalls so wie hier aufgefaßt werden. Aber erwiesen, klar gestellt und zweifelsohne ist beinahe nichts in der Tatsachen-Folge dieses Buches. Alles verträgt ein Fragezeichen; nichts erlöst von den Zweifeln an dem, was eigentlich gemeint und gewollt ist. Zwar: wo liegt eine tragische Schuld in dem Leben der seelisch Großen anders, als neben der Harlequinerie des Verhängnisses? Aber wer sagt, daß hier eine tragische Schuld wirklich vorhanden war? Wir dürfen alles vermuten; denn alles bleibt unerweisbar.

Soweit die Dichtung. Die Erzählung ist ein Gemisch aller Wissenschaft in ihrer anspruchsvollen Oberfläche — Theosophie, Philosophie, Kunstgeschichte, Altturnskunde, Soziologie, Okkultismus, Vererbungstheorie und allerhand Tagesfragen. Und dennoch ein Buch, in vielerlei Verstehen von tiefem Ernst und Feingehalt, — wenn es nicht dennoch nur ein Verierbuch von verblüffender Geschicklichkeit ist. Jedenfalls vornehm geschrieben und planvoll durchdacht.

\* \* \*

Anders gibt sich G r e t e M e i s e l = H e ß \*) in ihrem umfangreichen Buche „Die Intellektuellen“. Geraudig und unverkünstelt sagt sie uns das, was ihre

\*) Verlag von Oesterhold & Co., Berlin.

Meinung ist und ihre Absicht. In einem großen, sehr gestaltenreichen Zeitgemälde schildert sie das Tun und Treiben, das Leben, Leiden und Lieben, das Sehnen, Suchen und Entzagen, Kämpfen, Ringen, Streben und Strandendrerer, die das Adeln und Höhenwärtsführen des Menschengeschlechtes zu der großen Aufgabe ihres Lebens gemacht. Nur geht sie von undurchführbaren Prämissen aus und kommt zu naturgemäß unmöglichen Konsequenzen mit allem, was ihr erweisbar scheint. An der Geschichte zweier Geschwister von ungemein reicher Begabung, die aus der politischen Tiefe klein-jüdischen Herkommens emporwachsen — analog den Frauen, die aus den sozialen Tiefen der traditionellen Rechtlosigkeit zur Höhe sich aufringen — zeigt die Autorin theoretisch die Möglichkeit, reformatorisch erst an sich, dann an seiner Umwelt, endlich durch diese an der Gesellschaft, zuletzt an der Menschheit zu arbeiten. Reformatorisch hinsichtlich der natürlichen Gesetze der Entwicklung, der ungeschriebenen Gesetze der altruistischen Solidarität des Einen mit dem Andern. Reformatorisch durch Bereidelung der Menschenrasse, als Folge der Verbesserung ihrer Daseinsbedingungen, ihres Gefühlslebens, ihrer Wahlverbindungen usw. Soziologische Dogmen, die heute längst nicht mehr neu, aber auch heute noch ziemlich utopistisch und jedenfalls in alle Ewigkeit nicht von einem Einzelschwärmer durchführbar sind. Du lieber Himmel, wie viele ehrliche Federn haben sich an diesem Thema schon stumpf geschrieben; wie wenig Köpfe sind davon überzeugt, wie wenig Herzen erleuchtet worden! Dennoch ist gerade das füglich zu bewundern an dieser Art Frauenbüchern: dieses unverrückbar starre Festhalten an einer einmal ersehenen Richtung, die das Weib aus der Enge ihrer sozialen Bedingtheit hinaus in die Weiten einer befreiten Weltanschauung führen soll.

Jedenfalls ein ernstes, redlich gewolltes Buch von interessantem Inhalt, vielen, lebendig erfassten Gesellschaftstypen und Einzelbildern in Porträtreue. Ein bisschen weitschweifig der Vortrag; der Dialog unbeschwingt; die Reflexion stärker als die Empfindung; das Gedankliche mehr wagemutig als folgerichtig; die Charakteristik nicht immer konsequent aber von scharfen Umrissen und zuweilen ein packend profilierter Kopf. Im Ganzen: ein Eindruck!

Erwähnt sei heute noch eine neue Frauen-Potenz, die noch sehr der Gärung und Klärung bedarf, ehe man ein abschließendes Urteil darüber wird gewinnen können: *Helene Völk* (\*). Bemerkenswert an ihrem Erstlingsbuch „Du sollst ein Segen sein“ ist zunächst die entschlossene Kraft, mit der sie ein Problem von schlagender Kühnheit aufgreift, um es mit fanatischer Glut zu behandeln: ein wunderbar schönes Mädchen mit zarter, wie traumverschleierter Seele, die Tochter einer hereditär irrsinnigen Mutter und eines unverbesserlich leichtsinnigen Vaters, gelangt über andere Kunstversuche zur Bühne, mit jedem höchsten Idealismus, in phantastisch erbauter Eigenwelt befangen. Blind geht sie vorüber an dem Schmuz in ihrer Umwelt. Allmählich wird sie sehend und ihrer Weibreinheit sich bewußt. Mit leidgehärteter Kraft behütet und verteidigt sie, wessen sie zum Weiterleben bedarf, wie der Lust zum Atmen. Unter den wüsten Attacken kupplerischer Direktoren, Mitspieler und Wirtinnen, unter den brutalen Angriffen trunksener „Bewunderer“ siegt ihre Reinheit. Man setzt sie zurück; sie bekommt keine Rolle; sie wirft dem Direktor ihre Gage vor die Füße; hungert und bleibt rein. Aber sie glaubt zu begreifen, daß für die höchste Kunst nur heranreife, wer durch die „große Schuld“ gegangen,

\*) Gutenberg-Verlag, Berlin.

wer durch Leidenschaft wissend geworden. Nun sucht ihre Seele. Sucht — aber nicht mit glühendem Sehnen der Empfindung, sondern mit den offenen Augen der Erkenntnis. Sucht nach dem Gefährten der „Schuld“. Denn es muß ein Höchstes und ein Höchster sein! Das Opfer der Frau für die Größe der Künstlerin. Von der Bühne fort, ins Leben zurückgedrängt, findet sie diesen „Gefährten“. Jetzt, wo sie seiner logischerweise nicht mehr bedarf. Dennoch wirft sie sich ihm an den Hals — als Weib, nicht als Künstlerin. Nach kurzer Zeit verläßt sie heimlich ihn, jede Möglichkeit eines irgendwie achtbaren Lebens und geht mit einem stockfremden Mann ins Weite, angelockt von seinen Reisekoffern . . . .

Schon an dem unlogischen Durcheinanderwürfeln gegensätzlicher Entwicklungsmotive ersieht man ohne weiteres die hilflose Anfängerin, der die Komposition über den Kopf gewachsen. Sprunghaft, aber selbstvertrauend ist alles Geschehen aufgerafft in unbeschwichtigtem Hasten und Fehlgreifen. Hintertreppen-Effekte wechseln mit Gartenlauben-Sentiments. Selten fließt ein beruhigtes Schildern erquidlich vorüber. In allem aber lohnt heiße Kraft, so des Wollens wie des Zugreifens. Eine stählerne Kraft, ganz von Zukunft gesättigt und von Verheißung einer Meistermöglichkeit. Streckenweise — so die Schilderung einer Lear-Aufführung — ist heute schon alles reife Erfüllung. Den gleichen Eindruck vermittelt ihre Diktion als künstlerisches Ausdrucksmittel. Neben aufblitzenden Feinheiten von sicherer Hand nahezu aufsprallende Härten im nackten Worte, da wo der Gereifte mit einer verhaltenen Andeutung sich abfindet. Auch ihren Gestalten fehlt noch Blut und Atem eines pulsierenden Lebens — vorerst noch mehr Absicht als Aufführung. Warten wir ihrer Muse nächsten Streich ab.

### Musikalische Rundschau. Von Walter Dahms.

Auf den Musikbühnen Berlins herrschte in der letzten Zeit ein regeres Treiben als gewöhnlich. Sogar die Königliche Oper brachte mit Frühlingsbeginn eine Novität, Joseph Gustav Mraczel's dreiaktige Oper „Der Traum“. Aus Grillparzers dramatischem Märchen „Der Traum ein Leben“ stammt der Text. Daraus entspringen die Vorteile und Schwächen des Werkes. Es ist ein Text, dessen wundervolle, musikalische Sprache alles hoch überragt, was sich modernes Opernlibretto nennt. Aber es ist kein Opernvert; birgt selbst schon zuviel Musik, zuviel Lyrik in sich, um einer musik-dramatischen Interpretation günstig zu sein. Mraczel's Musik ist eine starke Talentprobe, ein verheißungsvoller Aufstakt, dem hoffentlich bald die Erfüllung folgen wird. Die Aufführung unter Leitung von Leo Blech verdiente alle Anerkennung. —

Unsere zweite Opernbühne, die Kurfürstenoper, versuchte es mit dem Hünfuhrte von Theodor Blumer. Verschämt verbirgt der Komponist hinter dem Titel „Musiklustspiel“ sein Talent zum Posse- oder Operettenkomponisten. Eine Lustspielstimmung wollte während der drei Akte nicht auftreten. Das langweilige Libretto, die fade, seichte Musik wirkten verstimmt, sodaß man sich mit der Anerkennungsmöglichkeit des Morischen Strebens auf eine nächste, ernstere Gelegenheit vertrostet muß.

Das dritte Operntheater, die „Königliche Oper“, ist tragikomisch geworden. Die jetzige Direktion (Gregors Nachfolge) ist auf dem mit System begangenen Wege zum Ließstand endlich unten bei der Posse, dem Tummelplatz völliger Verblödung, angelangt. Möge ihr ein sanftes Ende beschert sein.

Kultur herrscht auf den drei großen Operettenbühnen. Ich meine Kultur

der Darstellung, des Ensemblespiels als Träger virtuoser Einzelleistungen. Das Neue Theater hat ein reizendes Repertoirestück in Leo Falls „Der liebe Augustin“ gewonnen. Das Neue Operettentheater ist mit dem Victor Jacobischen „Mädchenmarkt“ neuerdings nicht so glücklich abgeschnitten. Den Triumph spielte das Theater des Westens mit Offenbachs „Die schöne Helene“ aus. Reinhardts Inszenierung hat die espritvolle Satire Offenbachs zur plumpen, eindeutigen Karikatur vergröbert und damit dem Geschmack und Intellekt des Publikums aus Berlin W. W. geschmeichelt. Kein Wunder, daß der Erfolg auf seiner Seite war. —

Von der verebbenden Konzertflut ist manches der dauernden Erinnerung wert. So der Franz-Schubert-Abend des Domchoirs unter Prof. Hugo Müdels Meisterstab. Die Schubertsche Klangseligkeit wurde zu einem Erlebnis; auch in dem Trio-Abend der Meister Schnabel, Flesch und Gérardy. Der Leipziger Bachverein unter Karl Straube erwies in Bachs Johannisspassion, daß er in der ersten Reihe der großen Chorvereine steht. Hausegger und Strauß dirigierten Beethovens Neunte und steigerten damit unsere Sehnsucht, recht bald Weingartner wieder hier zu haben.

So drängen sich die Ereignisse. Aber auch die unerschrockensten und hartnäckigsten unter den Musikenthusiasten müssen dem Ansturm des Frühlings nachgeben. Beim Erwachen der Natur liegt die Musikaison 1911/12 in den letzten Zügen. Ehre ihrem Andenken!

### Wirtschaftliche Rundschau

Als der Reichsbankpräsident Havenstein seine zeitgemäßen Ideen über eine Einschränkung unseres hypertrophisch entwickelten Kreditwesens den Führern der deutschen Bankwelt entwickelte,

konnte man aus Finanzkreisen fast allenthalben Urteile wie „unzeitgemäß, undurchführbar usw.“ hören. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß die Banken sich doch im stillen manches ad notam genommen haben, was Herr Havenstein ihnen in verbindlicher, aber entschiedener Weise zu Gemüt geführt hat. Die Banken sind zweifellos auch ihrerseits der Ansicht geworden, daß unsere Geldwirtschaft liquider gestaltet werden müsse, wenigstens ist Herr v. Gwinner, der fluge und kenntnisreiche Sprechdirektor der Deutschen Bank, unter denen gewesen, die im Herrenhause kürzlich mit Entschiedenheit für die flüssigere Finanzgebarung der Sparkassen eingetreten sind, die er zu Zwangskäufern großen Stils für heimische Anleihen machen wollte. Wenn Herr v. Gwinner, der im Herrenhause Seite an Seite mit seinem ehemaligen Gegner Rheinbaben für die Sparkassenvorlage der Regierung kämpfte, auch die Konsequenzen eines staatlichen Einflusses auf das Geldgeschäft für die Kreditbanken ablehnte und diesen die volle Bewegungsfreiheit ihrer Finanzpolitik erhalten wissen wollte, so muß man doch zugeben, daß die Banken und allen voran die Deutsche Bank in der letzten Zeit freiwillig das Bestreben gezeigt haben, der uferlosen Kreditwirtschaft auf industriellem Gebiete einen Damm entgegenzusetzen. Dazu beigetragen mag die Tatsache haben, daß die Geldverhältnisse in diesem Frühjahr allen Erwartungen und Erfahrungen zuwider sich ungewöhnlich schwierig gestaltet haben, daß nicht nur die erhoffte Geldplethora, sondern auch die im Frühjahr sonst meist eintretende vorübergehende geldliche Erleichterung ausgeblieben ist. Auch in dieser Hinsicht hat der „Theoretiker“ Havenstein die Situation vor Monaten schon richtiger beurteilt als die Praktiker des Geldmarktes. Die Banken, deren flüssige Geldbestände — wie die kürzlich bekannt gegebenen Zwischenbilanzen per Ende

Februar zeigen — in den ersten beiden Monaten des neuen Jahres eine erhebliche Verringerung aufweisen, müssen ihre Gelder zusammenhalten, da sie genau wissen, welche gesteigerten Ansprüche in einem Jahr hochgehender Konjunkturentwicklung wie dem jetzigen erst die Herbst- und Wintermonate bringen werden, da sie sich gleichzeitig auch sagen werden, daß eine Wiederholung der Geldkrise vom Jahre 1907 in einer politisch unruhigen Zeit die Gefahr einer weitgehenden gefeglichen Regelung des Bank- und Geldwesens herausbeschwören muß. Ist doch in den letzten Jahren die öffentliche Meinung nicht umsonst durch breite und tiefgehende Diskussionen, über finanzielle Kriegsbereitschaft, über den Import erotischer Werke usw., aufgerüttelt und auf die Schwächen unserer heimischen Finanzwirtschaft hingelenkt worden. Ob es die Banken nun eingestehen wollen oder nicht, ihr Bestreben ist im Augenblick keineswegs auf die Amalgamierung von Industriekrediten, sondern im Gegen teil auf ihre Realisierung gerichtet. Man ist besonders bestrebt, sich der größten Kreditaufsauger zu entledigen, und nimmt, um dies zu ermöglichen, selbst beträchtliche Verluste bei den Liquidationen mit in Kauf. Momentlich die Deutsche Bank schüttelte ziemlich rücksichtslos alles ab, was nicht ganz sicher und fest in sich fundamentiert ist. Beispiele sind der Fall der Berliner Terrain- und Bau gesellschaft und der Fall der Bergmann Elektrizitäts werke. In dem erstenen Falle handelt es sich um ein innerlich wurm stichiges Unternehmen, das bisher sicher nur deswegen nicht preisgegeben wurde, weil man den Eflat und die Aufdeckung der früheren Fehler und Sünden fürchtete. Denn Fehler und Sünden sind in dieser Angelegenheit auch von der Deutschen Bank begangen worden. Darüber täuschen alle haarscharfen dialek-

tischen Künste, die Herr v. Gwinner in der Generalversammlung der Deutschen Bank springen ließ, nicht hinweg. Die Deutsche Bank kann die Handlungen und Unterlassungen eines ihrer prominentesten Vorstandsmitglieder nicht mit der Ausrede von sich abschütteln, daß dieses Vorstandsmitglied nicht als Direktor der Deutschen Bank, sondern als Aufsichtsratsvorsitzender der Bergisch-Märkischen Bank gehandelt habe. Ein Direktor der Deutschen Bank, der dem Aufsichtsrat einer mit diesem Institute eng liierten Provinzbank vorsteht, tut dies nicht als Privatmann, sondern als Repräsentant der Deutschen Bank. Wenn von einem derartigen Herrn Verhandlungen über eine Transaktion in den Berliner Geschäftsräumen der Deutschen Bank geführt werden, so ist das Prestige der Deutschen Bank bei dieser Transaktion interessiert.

War die Kreditbeschränkung bezw. die Kreditentziehung in dem Falle der Berliner Terrain- und Baugesellschaft zweifellos nicht nur vom privatwirtschaftlichen, sondern auch vom volks wirtschaftlichen Standpunkte berechtigt, so liegt die Sache bei der Bergmann Gesellschaft doch etwas anders. Die Bergmann'schen Elektrizitätswerke haben in den letzten Jahren in dem Bestreben, sich aus einer Spezialfabrik zu einem weitverzweigten Elektrotrust auszuwachsen und es den "Großen" der Branche, der A. G. sowie den Siemens Schuckertwerken, nachzutun, zweifellos etwas übernommen. Der grundlegende Fehler war aber eigentlich nur der gewesen, daß die Bergmannwerke und deren Kreditgeber sich keinen festen Bau- und Organisationsplan aufgestellt hatten, daß sie sich nicht rechtzeitig darüber klar geworden waren, wohin der einmal eingeschlagene Weg führen und welche großen Aufwendungen die Umwandlung zum gemischten Elektrizitätswerke erfordern würde. So wurden immer nur die nächstliegendsten finan-

ziellen Bedürfnisse befriedigt, und das Unternehmen lebte finanzpolitisch sozusagen von der Hand in den Mund. Trotz eines ausgezeichneten organisatorischen und technischen Kerns hatte die Gesellschaft auf einzelnen Spezialgebieten Fehlschläge zu verzeichnen, und da zeitweilig überdies die in Neubauten festgelegten Kapitalien unproduktiv blieben, ferner auch ein erbitterter Preis-  
kampf in der Elektrizitätsindustrie die alten Erträge der Gesellschaft geschmälert hatte, kam schließlich für das Unternehmen der Augenblick, wo ihre früher allzu unbekümmert hochgehaltene Dividendenbasis erschüttert und die weitere Geldbeschaffung schwierig wurde. Diesen Moment der Schwäche benützen die Großbanken, die doch selbst einen großen Teil der Schuld an der ungesunden Finanz- und Dividendenpolitik der Gesellschaft getragen hatten, um das Unternehmen unter der Drohung von Kreditrestriktionen unter das kaudinische Joch zu bringen. Die Unlehnung der Bergmann-Werke an den Siemens-Schuckertkonzern, der mit Hilfe der Banken in Zukunft die Kontrolle über das Unternehmen ausüben wird, hat volkswirtschaftlich die bedauerliche Konsequenz, daß einer der wenigen selbständigen Wettbewerber aus der Elektrizitätsindustrie verschwindet oder doch seine Selbständigkeit nur noch zum Schein aufrecht erhält. Die Gefahr eines deutschen Elektrizitätsmonopols ist deswegen bei der starken Rivalität der beiden übrigbleibenden großen Konzerne noch nicht in unmittelbare Nähe gerückt. Aber ein weiterer Schritt auf dem vor-gezeichneten Wege ist getan. Horatio.

### Österreichische Rundschau.

Dr. J. Sinnreich, Wien I.

Und es bewegt sich doch nicht — nämlich Österreich! Das vierte Ministerium Khuen-Hedervary ist Vergangen-

heit, und die Wehrreform — Zukunfts-musik. Die Opposition soll zerschmettert werden (jeder Tag kündete es von neuem): heute wird das Urteil vollzogen — morgen ganz sicher. Und das Ende? Der Held, der Bändiger, der Zerstörer, die Gottesgeißel der Justhianer ist aus dem Reiche der Lebenden (Minister) verschnitten und in das Schattenreich der gewöhnlichen Menschenfänger verstoßen. Die Opposition fordert seinen Kopf — und man gewährt ihn ihr. Nichts fruchtete: die Indiscretions aus dem Kabinette des Monarchen, das Umstossen aller konstitutionellen Legitimität durch Entblößung des Thrones, die Benutzung desselben als Panzer und Deckung gegen die Geschosse der Opposition. Vergeblich! Eine Unsumme von Energie, Volksbegeisterung ist vergeudet, verprägt, verschlemmt. Nun sind wir glücklich bei Justh und Lukacs, dort standen wir 1910 — nur war damals der Friede billiger. Es glaubt doch kein Vernünftiger heute, daß die Versöhnung mit Justh damals, infolge dessen Vornertheit in der Frage der Bankgemeinschaft, scheiterte. Ganz andere Gründe waren es. Man konnte sich von der Oligarchie nicht lossagen, man fürchtete sich vor den breiten Schichten, die die Justhpartei repräsentiert. Dieses Misstrauen, diese Furcht bewirkte es, daß man den großzügigen Gedanken Joseph Kristoffys: den Feudalismus und die Gravaminalpolitik durch den demokratischen Imperialismus zu bekämpfen und zu besiegen, fallen ließ. Weil es gegen den alten Schimmel, weil es gegen die geheiligte Tradition des legitimen Rebellen-tums ist. Ja, wir sind furchtbar konservativ. Andere Staaten kennen die „Fronde“ aus der Geschichte — wir haben sie, konservieren und beschützen sie, weil uns ein rebellischer Feudaler noch immer lieber ist, als ein patriotischer „Untertan“ — weil der Patriotismus noch immer

ein Privileg der Vierzehnherren ist. Das „System“, das stille, ungeschriebene — zu Zeiten durchbrochene, aber elastisch immer wieder rückkehrende — ist der Schlüssel zum jetzigen Chaos. —

In der Wahl zwischen Hollo, dem Repräsentanten der Ungefannten und Ungezählten, und Liša — der Gezwungenen und als zu schwer Befundenen entschied man sich für den „Großen der Großen“. Das Resultat: Von Heeresvermehrung keine Spur; nicht einmal das Rekrutenkontingent bewilligten die allergetreuesten Rebellen Sr. Majestät. Das Zusammentreten der Delegationen und die Assentierungen in beiden Hälften der Monarchie verhindert, Kroatien im Ausnahmezustand, die Südslaven in Aufruhrstimmung, — Peter von Serbien wird von der kroatischen Jugend als König aller Südslaven bejubelt — und das alles, während es am Balkan zu züngeln beginnt, während Russland an der galizischen Grenze seine Armeekorps „verstärkt“!

Nun soll Lukacs helfen! Jetzt muß sogar der Kardinal dem „Erlöser auf Zeit“ seine ehelich-konfessionelle Vorurteilslosigkeit nachsehen. Der kluge Armenier soll Justh einschläfern, Liša im Schach halten und Geld und Soldaten beschaffen. Die offiziösen Wettermacher verkünden es — müssen es also genau wissen! Bleibt noch abzuwarten, was die stolzen Edlen Justh und Liša dazu sagen werden. Und man muß bekennen, was Herrn von Justh zugemutet wird, müßte sogar ein weniger Rückgratsfeifer entschieden ablehnen. Ihm, der sich mit den Rechtlosen identifiziert, der sich zum ersten Vorkämpfer der Volkswünsche herausgebildet, wird zugemutet, einem Kabinet Lukacs, das die volle Zustimmung Stephan Lišas hat, — des schroffsten und klassischsten Vertreters des Feudalismus — der schönen Augen des neuen Ministerpräsidenten wegen, seine Grundsätze zu verraten,

sich mit wertlosen Erklärungen zufrieden zu geben, von der Obstruktion abzulassen, Soldaten und Geld zu bewilligen, und dafür — aber erst nachher — Volksrechte nach dem Rezepte des herrschenden Hochadels. Wie vergeßlich sie sind! Erinnern sich nicht, daß Herr von Justh den klugen Lukacs schon einmal vor dem Träger der Krone desavouierte.

Herr von Justh, ein gerader Kopf und harter Schädel, dem weder durch Drohungen, Flüche, Versprechungen — an Mitglieder seiner Partei, an ihn wagt man sich nicht heran — beizukommen ist. Ohne Wahlreform keine Heeresvermehrung, bleibt der Grundsatz der Justhpartei auch in Zukunft. Daß Lukacs keine solche im Sinne hat, zeigt die Zustimmung Lišas. Nicht einmal ein Lukacs vermugt es, eine Brücke zwischen Liša, dem Vertreter der Adelsherrschaft, und Justh, dem Vorkämpfer für modernes Staatswesen, zu schlagen. In Wien wird man sich entscheiden müssen: hic Volk, hic Adel, und wählen. Eine andere Möglichkeit, als die Auflösung des Hauses und unter der Parole des allgemeinen Wahlrechtes an das Volk appellieren, gab und gibt es für Wien nicht. Die von Khuen-Hedervary in Gemeinschaft mit Liša aus dem Boden gestampfte Majorität ist am wenigsten dazu geeignet, eine neue Ara des Friedens zu inauguriieren. Auch Lukacs, der als Retter und Versöhner auszieht, muß unter diesen Umständen als Geschlagener und Gehäßter zurückkehren. Die Wahlreform muß kommen, ob dadurch auch die Heeresvermehrung zustande kommt, ob die staatsrechtlichen Fragen von der Oberfläche verschwinden, ist weniger wahrscheinlich. Eher nein, als ja. Die Wahlreform ist hart vor Ofen-Pest, aber nicht mehr als Ablösung der Postulatenpolitik. Wien hat die freierolle verpaßt.

Dieselben Ursachen, natürlich unter teilweise anderen Umständen, bewirkten

auch die zisleithanische Misere. — Es soll nicht geleugnet werden, daß die unmittelbare Ursache der Stagnation des österreichischen Parlaments in Ungarn ihre Wurzel hat, daß die Regierung selbst, mit Rücksicht auf die dortigen Zustände, sozusagen passive Resistenzen betreibt, solange die ungarischen Verhältnisse ungeklärt sind. Gewiß wirkt die dortige Krise auf unsere Legislative direkt hemmend, und mit der Besserung der dortigen Lage werden auch hier die „Regierungsnotwendigkeiten“ ihre Erledigung im Sinne der Minister finden. Aber, die Krebsgeschwindigkeit im parlamentarischen Geschäftsgange, der vollständige Stillstand der Landtagsmaschinerien sind einzig und allein auf das „System“ zurückzuführen.

Im Glauben an die Unbesiegbarkeit der Christlichsozialen wurde das allgemeine Wahlrecht gewährt. Der Fortschritt soll vom Fortschritt bekämpft, die Demokratie vom Volke niedergestimmt werden. Man bereute es aber sofort. Beck, der das Parlament ernst nahm, wurde verabschiedet. Der Reichsrat soll wissen, daß er nur von Gnade lebt — sonst § 14. Die Rückkehr zum „erprobten“ System wurde durch die Ernennung Bienerths manifestiert. Die Herren Bürger sollen es wissen, daß ihre Erwählten nur mitzuberaten, aber nicht mitzubestimmen haben, daß sie nur lästige Anhänger an der Staatsmaschine sind. Je mehr sich der Reichsrat vergaloppiert, desto besser. Den Gipelpunkt der Parlamentsverhöhnung bildet das Ministerium Stürgkh. Gerade der Mann, der das allgemeine Wahlrecht so bitter bekämpfte, soll dem, aus den allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Reichsrat als Machthaber entgegentreten. (Nach diesem Rezept ist nach Durchführung der Wahlreform in Ungarn der nächste Ministerpräsident Graf Tisza.) Das Parlament soll seine Werthschätzung empfinden. Und wahrlich es tut es! Die ganze Weisheit aller Parteien,

konservativen, radikalen mit den Sozialdemokraten an der Spitze, besteht in dem Heldenstück, die Regierung an der Ausübung des § 14 zu behindern. Beileibe nicht aus konstitutioneller Überzeugung als aus Furcht vor Neuwahl-Schicksalsstücke: lieber bewilligen wir alles und bewahren den Schein.

Es ist einfach lächerlich, einem österreichischen Ministerium vorzuwerfen, es habe keine Majorität: es hat das ganze Haus. Der Streit der Parteien dreht sich nur darum, wer an die Regierungskrippe zu gelangen hat. Das Komische: wollen die Parteien mal wirklich „nein“ sagen, dann rennen die Sozialdemokraten und verschaffen der „gehaften“ Regierung die Majorität. Um Gotteswillen, sagt nicht „nein“, — der § 14!

Ist demnach jede österreichische Regierung beneidenswerter als jede andere, so liegt in eben dieser Stärke nach innen ihre Schwäche nach außen. Weil es hier eine Regierungspartei aus freiwilliger Überzeugung nicht gibt, sondern nur Gehorchende. Sedlnizky-Metternichsche Erziehung steckt uns noch heute in allen Gliedern. Daß dies gefährlich ist, haben wir genug erfahren. Ja, trotz unserer Sozialdemokraten stecken wir noch tief im Wormärz. Wir sind erst im Gärungszustande.

Am klarsten ersieht man dies aus unserem außerparlamentarischen Parteileben. Zur Stunde wird um die Herrschaft über Wien und zum Teile Österreichs zwischen Christlichsozialen, Sozialdemokraten und Freisinnigen von tausendfachen Schattierungen gekämpft. Die Freisinnigen arbeiten mit der Phrase des Anti-Klerikalismus, die Christlichsozialen mit dem Katholizismus und die Sozialdemokraten mit der Antikorruption. Was sich hier, von den alten Liberalen abgesehen, „freisinnig“ benampt, wird man außerhalb der schwarz-gelben Pfähle gar nicht begreifen, wenn man erfährt, daß man hierzulande

„nationalen Chauvinismus“ mit „Freiheit“ identifiziert; daß hier jeder verknöcherte Reaktionär die Bezeichnung „freisinnig“ für sich in Anspruch nimmt, wenn er nur andere Nationen verunglimpft. Aber, auch unser christlicher Sozialismus darf mit den genialen, hochherzigen Wiedergeburtbewegungen des Katholizismus nicht verwechselt werden.

Der vernünftigste und zugleich religiös gesinnte Sozialdemokrat Wiens, Pernerstorfer, charakterisierte in einer Rede die religiöse „Wiedererweckung“ unter Lueger folgend:

Die Wiener Bevölkerung war in den unteren Schichten immer gut katholisch, was wir eben in Österreich gut katholisch nennen, es ist nicht viel dahinter. Dieser ganze Katholizismus ist mehr eine Sache der Gewohnheit. Man denkt sich nichts dabei, man glaubt an nichts und von einer Erweckung des Gefühls kann man schon gar nicht reden. Aber es gehört sich, daß man seine Kinder katholisch taufen läßt, daß man sich katholisch trauen und schließlich gut katholisch begraben läßt.

Dieser Katholizismus erweist sich also als etwas sehr Außerlichес. Mit diesen Außerlichkeiten aber hat die christlich-soziale Partei geglaubt, Staat machen zu können. Sie hat sich aufgebaut auf diesen Denk- und Empfindungsgewohnheiten der Massen.“

Fügt man dieser Charakteristik der Christlichsozialen noch die Worte: Sozialdemokraten, Freisinnige hinzu, dann hat man den Schlüssel für alle politischen Erscheinungen der österreichischen Metropole. Oberflächlichkeit, was mit Gemütllichkeit, Chauvinismus, was mit Lief- sinn verwechselt wird.

Ein wirklich geistiges Aufraffen zu gemeinsamer Arbeit für den Fortschritt vermissen wir bis jetzt. Nicht um Grundsätze wird gekämpft, sondern um Gruppen und Grüppchen — für oder gegen „Tamany-Hall“. Und wenn Wien im Mai aufjubeln wird, so wird seine Freude nicht den positiven Errungenschaften, sondern der Genugtuung der nunmehr sich an die Tafel setzenden über die Verdrängung der bereits Satten gelten.

---

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Brück in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Moergasse 3; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkő), Budapest V, Dorottya-utca 2. — Für den Inseratentell verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

 Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt. 

36. Jahrgang



Herausgeber  
Prof. Dr. Ludwig Stein

Um den vielfachen Wünschen und Anregungen aus dem  
Leserkreis und dem Buchhandel zu entsprechen, erscheint

## «Nord und Süd»

(Preis pro Quartal [3 Hefte] Mark 6.-)

vom April d. J. ab wieder in Monatsheften.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten,  
wie der Verlag: Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und  
Verlagsanstalt v. S. Schottlaender A.-G. Breslau III, Sieben-  
hüsenerstraße 11-13, entgegen. — Neu hinzutretende Jahres-  
Abonnenten erhalten gegen Einsendung der Abonnements-  
oder Postquittung die bisher erschienenen 6 Hefte von  
«Nord und Süd» mit dem Anfang des Romans von Oskar  
von Schütte: «Richtet nicht . . .» ~~—~~ gratis und franko  
durch die Bezugsquelle nachgeliefert.

Leipzig

E. F. Stelnaker

Wien

Rob. Mohr, Verlags-Kommis.-Buchhandl.

München

Berthold Sütter

Budapest

Griess'sche k. k. Hofbuchhandlung

# P. Raddatz & Co.



Gegr. 1795

Hoflieferanten Seines Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen  
des Deutschen Reiches sowie Ihrer Königlichen Hoheiten  
der Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz

Berlin W 66 - - Leipziger Straße 122-123



Gegr. 1795

Größtes Spezialhaus Deutschlands für Porzellan, Glas, Hause- und  
Küchengeräte, Beleuchtungsartikel

Separat-Abteilung für sanitäre und  
hygienische Wohnungs-Einrichtungen



Marmor-, Glas-, Feuerthon- und Steingut-Waschtoiletten in hygienisch einwandfreier Konstruktion von M. 45.— bis M. 950.—

Internationale Hygiene-Ausstellung Dresden 1911  
mit der „Goldenen Medaille“ ausgezeichnet

Verlangen Sie unseren 64 Seiten starken Katalog zur Ansicht, derselbe enthält:  
Moderne Badeeinrichtungen, Waschtoiletten, Frisiertische, Bidets, Douchen, Badewannen,  
Wandbrunnen für Villen und Schlösser, Klosettanlagen, Heisswasseröfen, Badewagen  
von M. 18.— an, elektrische Haartrockner „Fön“ M. 89.—, Badezubehör-Artikel etc. etc.

Ju der Beleuchtungs-Abteilung vornehme Beleuchtungskörper in jed. Stil art. n. Preislage  
auf Wunsch nach besonderen Entwürfen in eigener Werkstatt hergestellt.